3 1761 07492772 4

Wienerisches.

Friedrich Schlögl's

Gesammelte Schriften.

Dritter Band.

Wienerisches.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
(Alle Rechte vorbehalten.)

Wienerisches.

Kleine Culturbilder

aus dem

Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau.

Von

Friedrich Schlögl.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.

(Alle Rechte vorbehalten.)

PT
2504
S816
1893
Bd. 3

LIBRARY
DEC 10 1968
UNIVERSITY OF TORONTO

Druckerei „Leykam“, Graz.

„Wir sind Deutsche, ja, aber wir sind halt auch Oesterreicher! . . . . Die Luft ist hier zu weich, die Frauen sind zu schön und die Straußsche Musik geht uns zu sehr ins Blut. Das Tüpfelchen auf dem i fehlt all' unseren ernsten Arbeiten und wir vergessen vielleicht oft nur daran — weil gerade ein „Werkel" unterm Fenster uns're Lieblingsmelodie orgelt" . . . .

Franz Grillparzer
in seinen Privatgesprächen mit Otto Prechtler (1847.)

— Wenn es wahr wäre, daß ein jeder Mensch in seinem Leben einen Zeitpunkt hätte, um auszutoben, so würde ich den Vätern rathen, ihre Söhne vorzugsweise nach Wien zu schicken. Mir scheint es der Ort zu sein, wo diese Rolle am geschwindesten angefangen und am schnellsten geendigt ist.

Wetherlin. „Denkwürdigkeiten von Wien" (1778.)

— Das Schmausen und Wohlleben in Wien ist weltbekannt.

Friedrich Nicolai. (1781.)

— Ein Fremder soll solche Oerter (die Bierhäuser zum „Lothringer" auf dem Kohlmarkte, zur „Schlange" in der Kärnthnerstraße, das Caféhaus in der Naglergasse ꝛc.) nicht übergehen. Man kann daselbst, so wie an allen öffentlichen Orten den Appetit der Wiener bewundern. Aber in den Bierhäusern wird auch mehr geredet als an andern öffentlichen Orten. Es kommen da zuweilen sehr charakteristische Nationalzüge zum Vorschein. Auch sind, wie es scheint, die politischen Kannegießer von Wien hier vorzüglich anzutreffen. Ich habe mich mit bloßem Zuhören daselbst ein paar Abende sehr divertirt.

Derselbe.

Da Volk (von Wien) ist ganz dem Leibe geneigt und ergeben, und was die Wuchen mit der Hand schwerer Arbeit gewunnen hat, das thut es am Fyrtag alles verzeren.

Aeneas Sylvius. (1451.)

Wer möchte auch im Allgemeinen die geistigen Lebensäußerungen der österreichischen Hauptstadt als irgendwie maßgebend für die deutsche Volksbildung anerkennen!

J. W. Appell (1859.)

Während Deutschland Arndt's flammenden Gesängen horchte, ergötzten sich die Wiener an „Eipeldauer's" Briefen.

A. Springer (1863.)

— Alle, die ich bisher kennen gelernt habe, sind bemerkenswerth liebenswürdig und die Stadt ist zwar heiß und enastraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt. Im Geschäft dagegen herrscht große Flauheit . . . .

Bismarck (aus Wien 16. Juni 1852.)

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/gesammelteschrif03schl

Inhalt.

Seite

Geleitsbrief 1

I. Sittengeschichtliches.

1. „Allerweil fidel!“ 5
2. „'s is a Leben bei der Nacht!“ 12
3. Die „Jungens“ des alten Wien 20
4. Die „Banozzi'schen“ z'Ostermontag im Prater 26
5. Die Familie „Biz“. (1. Biz Vater und Comp. 2. Biz Sohn und sein Spezi 31
6. Die Familie „Grammerstädter“. (1. Er als Musterbürger. 2. Sie als Musterbürgerin. 3. Die Jungen als Musterkinder) . . . 46
7. Herabgekommen! 65
8. Nach den Weihnachtsfeiertagen 75
9. Die Saison der Wurst 79
10. Nach Neujahr 86
11. Neue Gesichter 89
12. Unsere Sommerfrischlereien. (1. Ihr ewig Weh und Ach! 2. Was wird der Gnädigen heuer fehlen? 3. Auch die „Schmidt'schen“ zieg'n wieder auf's Land. 4. Bei der Wahl der Landwohnung. 5. Ländliche Vorkritik. 6. Aufi mit Sauer! 7. Audiatur et altera pars!) 94

II. Stadt- und Vorstadt-Figuren.

1. Vom Manöver-Schani 117
2. Der Herzbruder 122
3. Streichmacher 129
4. Der G'schichtenmacher 136
5. Gschaftelhuber 143
6. Der schönste Mann „am Grund“ 146
7. Der Courmacher von Profession 153
8. Beim Tabakkrämer 160
9. Beim Barbier 168
10. Der ganz G'scheidte 177
11. Ein z'widerer Kerl 184

Seite

III. Aus dem Wirthshause und dem Keller.

1. Die Gnädige im Extrazimmer 193
2. Fresser und Säufer 199
3. Quartaltrinker 207
4. Der letzte Gast 214
5. „Ein Tröpferl noch!“ 220

IV. Wiener Arten und Unarten.

1. Alt-Wiener Wettunarretheien 225
2. Zur Naturgeschichte des Schmarotzers 232
3. Schmutzians 240
4. Knicker und Unverschämte 246
5. Lumpe 250
6. „Mein Alter!“ 256
7. „Eing'steckt is nit g'stohln!“ 258
8. Briefe und Besuche 260
9. Allerlei Erzähler 269
10. „Weißt? Verstehst?“ — „Wissen's? Verstehn's?“ 278

V. Charaktere und Originale.

1. Ein lobscheuer Poet 283
2. Vom Canonicus Veith 294
3. Der Wirth von Margarethen 298
4. Graf Sandor 310
5. Ein anderer „Pferdefreund“ 315
6. Wer war der Mann? 318
7. Vom Messenhauser 327
8. Alte „Achtundvierziger“ 333
9. Alte „Neunundvierziger“ 338

VI. Einiges zur Localchronik.

1. Von alten und neuen Sachen, Figuren und Dingen . . . 345
2. Aus der Dreihufeisengasse; Anno 1874 359
3. Von den purificirten Fiakerbällen 364
4. Das Grammerstädterthum in der Sperrstundfrage 369

Geleitsbrief.

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt."

Ist es gestattet, Großes für Kleines zu verwenden, das Wort eines Unsterblichen für geringe Zwecke in Beschlag zu nehmen, und mit Aussprüchen zu prunken, in welche erlauchte Geister ihre höchsten Empfindungen kleideten? Wird man mich nicht höhnen, daß ich an der Spitze profaner Studien die Widmungszeilen des erhabensten Geisteswerkes stelle, daß ich mein dürftig Fahrzeug mit solch vornehmer Flagge schmücke und für das Unbedeutende, was ich zu bringen habe, gerade den prächtigsten Schild mir aussuche, um die leichte Waare — — zu empfehlen? Dem Käufer zu imponiren? Bei Gott und allen Göttern, und bei jenem Lorbeerkranze, der mir auf einem lustigen Studentencommerse einst votirt wurde, nein! Ich suche kein ausgezeichnetes Deckblatt für ein Fabrikat minderster Sorte; ich will eine Flasche Eigenbau, gewöhnlichster Fechsung, nicht mit ruhmvoller Etiquette und bewährter Marke zieren; ich will kein classisches Citat mißbrauchen, um den Schein zu erwecken, als ob das Gebotene so werthvoll wäre, daß es jene excellente Devise verdiente; ich will weder die kritischen Zollwächter damit täuschen, noch will ich überhaupt flunkern und in eitler Selbstüberhebung mein literarisch Kindlein herausputzen — mir fuhren die Zeilen nur so durch den Kopf, als ich daran ging, all jene Figuren und Typen nochmals Revue passiren zu lassen, die in ihren markanten oder drolligen Urformen, in ihrem charakteristischen Gehaben, in ihrem originellen Thun und Treiben im Rayon des Wiener Beckens mir in den Weg getreten, die mir ihrer hervorstechenden Merkmale wegen einer Zeichnung werth schienen, und die es, wie ich glaubte, schon durch ihre „Sonderbarkeit" verdienten, des Näheren betrachtet und getreu geschildert zu werden. Die Zeit ist unbarmherzig, mit ihrer mächtigen Pflugschar fährt sie über

den scheinbar festesten Boden und reißt tiefe Furchen in die Erde und verwandelt die umgeackerten Flächen zum Nimmerwiedererkennen. Würden kommende Geschlechter das Wien des Vormärz und seine autochthonen Bewohner, würden sie das Wien der Uebergangsperiode und deren etwas — confuse Zeitgenossen sich versinnlichen können, wenn sie nicht die Bilder und Zeugnisse der Tageschronisten vor Augen hätten, die es sich angelegen sein ließen, ein richtiges Conterfei der mählig untergehenden Epoche zu liefern?

Das war denn allzeit mein Geschäft und ich gab mich mit Vorliebe dem Hange hin, der Sprache des Volkes zu lauschen, es in seinen Freuden und Leiden, in seinem Lieben und Hassen, in rühmlicher Erhebung und in sträflicher Erschlaffung, in seinen Trieben und Neigungen, in seinen Vorzügen und Lastern, in seiner Einfalt und kaustischen Schärfe, in seiner Herzensgüte und Gefühlslauheit, in seinem Uebermuth und seiner Noth, im Glückstaumel und in dumpfer Verzweiflung — nach eigener Anschauung und im persönlichsten Verkehre mit den buntesten Schichten und Standesgattungen kennen zu lernen, um, wenn ich vom „Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau" erzählen will, weder Fabeln noch Märchen, weder unsinnige Schmeicheleien noch unbillige Verunglimpfungen, überhaupt — keine Lügen zu bringen. Dünkt der gewählte „Genre" Manchem unwichtig? Wenden sich „noble" Stylisten und „elegante" Essayisten von diesen plebejischen Stoffen unwillig ab und rümpfen die Nase und sprechen von Trivialität u. s. w.? Je nun; Jeder nach seinem Geschmacke, d. h. nach seiner Inclination; der Eine kost und schäkert in parfumirten Boudoirs und plaudert der Welt von seinen exquisiten Verbindungen und seinen glorioseu Triumphen des Langen und Breiten vor; der Andere sitzt bescheiden in der Kneipe, raucht seinen Stummel und besieht sich und behorcht, wie das Volk „leibt und lebt", welcher Beobachtungssport doch auch nicht ohne allen Reiz ist und wobei nur zugestanden werden kann, daß für zimperliche Nerven und sogenannte „Salonnaturen" der Hautgout in solch inferioren Räumen mitunter allerdings etwas — Unbehagliches haben dürfte. Aber, was thut's, was genirt das Unsereinen, der aus dem Volke hervorgegangen und Zeit seines Lebens zum Volke gehalten, wenn es auch

nicht immer — liebenswürdig war. Außerdem ist's wohl Pflicht eines gewissenhaften Sittenschilderers, auch von zeitweilig unangenehmsten und gewagtesten Excursionen sich nicht zu dispensiren.

Wie dem auch sei; meine bisherigen Versuche „Wienerisch-ethnographischer" Art wurden vom Publicum und der Kritik außerordentlich wohlwollend aufgenommen. Meine erste Sammlung dieser Gattung Volksportraits: „Wiener Blut", 1873 erschienen, erlebte binnen zwei Jahren vier — die nächste Folge: „Wiener Luft" in einem Jahre zwei Auflagen. Die gegenwärtige Sammlung schließt sich ihren Vorgängerinnen stofflich und inhaltlich ergänzend an; möge ihr ein gleich gütiges und nachsichtiges Urtheil beschieden sein. Manche der darin enthaltenen Artikel kamen im Laufe der Jahre zerstreut, aber in weit verbreiteten Organen („Deutsche Zeitung", „Neues Wiener Tagblatt", „Figaro", Rosegger's „Heimgarten" ꝛc.) zuerst an's Tageslicht; hier vereint, sollen sie ein Ganzes bilden und als solches dem bezeichnenden Titel entsprechen. Glück auf die Reise!

Auch ich selbst rüste mich zur Reise, oder zur „Heimfahrt", wie man's besänftigend nennt. Ich will nun bei diesem unabwendbaren Memento nicht sentimental werden und auch meine erbittertsten Feinde damit nicht zu (Freuden-) Thränen verlocken; aber bei vorgerückten oder vielmehr bald bis an's Ende gerückten Jahren ist es Zeit, an den Abschied zu denken. Das thue ich denn auch, keineswegs jedoch verzagt und beklommen. Im Gegentheile; eine fast fröhliche Stimmung überfällt mich, wozu wohl die Beschäftigung Anlaß gibt, der ich mich unterzogen, indem ich meine Scripturen durchmusterte und hiebei auch auf Bildnisse köstlichster Narren, urwüchsigster Charaktere und frappantester Gestalten gestoßen, um die es etwa doch schade wäre, sie der völligen Vergessenheit zu überliefern. Und da lachte ich bei der Erinnerung an diese denkwürdigen Originale mitunter recht herzlich...

Ich räumte nämlich auf. Wenn man ein langes Menschenalter hindurch allerlei gesammelt und das innegehabte Domicil in Kürze zu verlassen hat, so ist es Gepflogenheit, seine Habseligkeiten zu sichten und überhaupt Ordnung zu machen. Und so bequemt man sich, das Nutz- und Werthlose (Jugendgedichte, Briefe von erkalteten Freunden, Huldigungsschreiben von Schnorrern ꝛc.)

wegzuwerfen, dummes Zeug (unter welch cumulativer Benennung oft die enthusiastischesten Stylübungen und sonstige Paradoxa eines Ex-Idealisten begriffen), rasch zu verbrennen; dies und das an treugebliebene Gesinnungsgenossen zu verschenken, und schließlich jene uns liebgewonnenen Notata und Descriptiva, von denen wir meinen, daß sie, wenn schon keinen andern, so doch den Werth der ungeschminkten Wahrheit haben, den Schätzern und Würdigern derselben als kleines Vermächtniß zu widmen. Da findet sich dann bei der Suche so Manches; in diesem Fache, in jenem Bündel, in dieser Schublade und in jenem Portefeuille stecken vergraben und nicht mehr beachtet: Skizzen, Aufzeichnungen, Arbeitspläne, Entwürfe, Fertiges und Unfertiges, welch Letzteres uns anspornt, es rasch zu vollenden. Das geschieht und man stoppelt nun die Fundstücke zusammen. Es ist ein ansehnliches Quantum und abwechselnden Inhaltes. Sind's auch keine Edelsteine, so ist's doch auch kein schales Katzengold (ein hervorragender Kritiker eines tonangebenden Blattes nannte meine frühere Auswahl sogar gütigst „kalifornisches Gold"), und vielleicht doch der Aufbewahrung werth. So dachte ich mir und so entstand größtentheils auch das vorliegende Buch. Ueberschätze ich die Gabe? Sie macht ja keinen anderen Anspruch, als ein Zeitbild zu sein.

Und nun noch Eines: Ich liebe meine Vaterstadt, das vielbelobte und vielgeschmähte, immerhin aber herrliche und ureinzige Wien, ich liebe die alte Vindobona, obwohl sie aus ihrem reichen Füllhorne mir — Summa Summarum — meist doch nichts geboten, als eine Reihe bitterster Enttäuschungen. Trotzdem bleibe ich ihr treuester Anhänger. Wenn nun Kümmernisse, nicht um mein leibliches Wohl, sondern um die gedeihliche, fortschrittliche, freiheitliche und culturelle Entwickelung „Wiens und der Wiener" zeitweise meinen Blick verdüsterten, so mag dies eben in meiner steten bangen Sorge um die Zukunft liegen. Wie würde es mich freuen, könnte man mir einst mit Begründung nachsagen, daß ich wohl ein treu liebender Sohn Wiens, aber der schlechteste Prophet gewesen! — Damit allseits Gott befohlen! . . .

Wien, im Spätherbste 1882.

F. S.

I.

Sittengeschichtliches.

1.

„Allerweil fidel."

„Bei seiner Anhaltung gestand er, die defraudirte Summe in liederlicher Gesellschaft durchgebracht zu haben, weshalb er in Folge dieses Geständnisses sofort in Haft genommen wurde."

Localcorrespondenz X.

Vielleicht lebt — außer den bekannten „oberen Zehntausend" — die Mehrheit der Bevölkerung doch noch „zu gut"? Ich weiß, daß diese fiscalisch klingende Bemerkung, als dem entmenschten Busen eines passionirten Steuererfinders und -Erhöhers entsprungen, von weichherzigen Humanisten classificirt zu werden verdiente, aber sie muß trotzdem ausgesprochen werden, denn sie drängt sich selbst dem oberflächlichsten Beobachter, wenn er seine Augen nicht absichtlich schließt, unwillkürlich auf. Gewisse Leute leben wirklich „zu gut" und nach ihren Verhältnissen in mancher Beziehung sogar verschwenderisch.

Ja, man verschwendet, man verjurt und verjuckt, verschleudert und vergeudet nicht nur die sauer erworbenen blechernen „Zehnerl" sondern auch die papierenen „Einserl" und „Fünfer", und zu-

weilen noch breitere Noten. Was liegt d'ran? Eine lustige Stunde, ein lustiger Tag verschlingt den Verdienst einer Woche. Nun, unser Herrgott ist ein guter Mann, er läßt (angeblich) einen „echten Wiener" nie ganz zu Grunde gehen, und was man heute in übermüthiger Laune „verputzt", für das wird sich schon morgen der Ersatz wieder finden. Oder übermorgen. Oder nächstens. Mittlerweile lebt man „auf Puff" oder man versetzt Entbehrliches, oder man pumpt und borgt, oder man wagt Schlimmeres.

Und Alles oft der schaalsten „Unterhaltung" wegen. Aber man will sich eben unterhalten und geschehe es mit nachträglich schwerster Buße. Ich kenne und kannte Familien, wo die Kinder hungern und barhaupt und barfuß auf der Straße herumvagiren, während Vater und Mutter mit einem erschnorrten Gulden zum „Heurigen" wallfahrten und sich dort „anstrudeln" lassen. „Allerweil fidel!" Man johlt und patscht, daß es an den Wänden hallt. Heimgekehrt prügelt man die winselnden Kinder, wenn sie nach Brod verlangen. Aber Nachmittags hat man sich doch unterhalten.

„Nur lusti, Augusti!" heißt das Sprichwort. Vor zwanzig Jahren wohnte ein Weib in meiner Nähe, eine „arme Wittib", die, um den ersten Maskenball im Theater an der Wien besuchen zu können, ihr Bettgewand verpfändete und ihr Kind beim Greisler zum „Aufheben" gab. Letzteres abzuholen vergaß jedoch die edle Mutter und rief, als man sie am zweiten Tage daran mahnte: „Jessas, richti, mein' Katherl! Auf den Nickl hab' i gar nimmer denkt!" Und dann erzählte sie lachend vom Ball, und daß's „a Hetz war, wie's nix Zweit's mehr gibt!" Und dem merkwürdigen Weibe konnte man eigentlich nichts sonderlich Schlechtes nachsagen, es war arbeitsam, wusch daheim für die Leute und verdiente sich das Nothdürftigste zum Leben auf rechtschaffene Art. Aber ein bodenloser Leichtsinn und ein untilgbarer Drang und Hang, eine „Unterhaltung" mitzumachen, verleitete dieses unverfälschte „Wiener (Voll-) Blut" zu Zeiten zu den närrischesten Streichen. Der Sonntag mußte ihr gehören — „wenn's Graz gilt!" So verkaufte sie ein Stück nach dem andern aus dem Nachlasse ihres Mannes, eines „kleinen" Arbeiters, und als das Letzte „beim Teufel", der Zins nicht

mehr gezahlt werden konnte und sie delogirt wurde, da ging sie, das Kind an der Hand, eigentlich noch wohlgemuth beim Thore hinaus und warf den sie lautlos Anstarrenden die Worte zu: „Na, macht das was? Das is schon noblichern Leuten a g'scheg'n. Dessentweg'n lass'n m'r do no ka Traurigkeit g'spürn und derentweg'n geh'n m'r a no nit unter! Kumm, Kathi, lass dös Volk gaffen, wann's lang g'nua g'schaut hab'n, wern's schon aufhör'n. Kumm!“ — Und dann höhnisch: „Ihr' Dienerin allerseits, bleib'n's halt g'sund und denken's öfter an mi!“ — Und sie entfernte sich mit dem Kinde. Wohin sie ging? Ich weiß es nicht, Beide entschwanden für immer meinen Augen. Nur ihre hellen Lachtriller summten mir noch lange in den Ohren.

Mit solchen Auswüchsen, die vielleicht nur im „Temperamente“ ihre Wurzel haben, sei die ehrliche Armuth im Allgemeinen nicht stigmatisirt. Ich habe in dumpfen, feuchten Kellerlöchern, in ausgepfändeten Kämmerleins, auf elendem Strohlager, mit wirr herabhängendem Haare, mit ausgeweinten, blöde blickenden Augen, mit abgezehrten bleichen Wangen und schlotternden Knien die in Verzweiflung brütende wahrhafteste Noth, den herzzerreißendsten Kummer gefunden und kennen und — den Seelenkampf solcher Mütter und Väter achten gelernt. Ich beuge mich, wie oft, vor der Größe solchen Unglücks und vor dem Heroismus Jener, die es zu ertragen hatten und es ertrugen. Was erzählte mir manch wackerer Armenvater, der es mit seiner Aufgabe ernst nahm; was erlebte ich selbst für Scenen, wo Einem das Mark und Blut zu Eis gefriert! Doch das ist, wenn der Ausdruck nicht ungehörig, die edlere Sorte der Armen, denen selten ein Selbstverschulden ihres Loses zum Vorwurf gemacht werden kann, die ich auch nicht unter jene Typen rangire, von denen ich hier im Besonderen spreche und denen es Zeit ihres Lebens nicht eingefallen, auf jene Devise zu schwören, die ich an die Spitze meiner Schilderung stellte: „Allerweil fidel!“ Sie wußten nie etwas davon, nicht einmal in ihren sonnigeren Tagen. Sie blieben bescheiden, es traf sie nur Schlag auf Schlag ....

„Allerweil fidel!“ Andere rufen's in greller Lust, wenn's auch an allen Ecken und Enden bei ihnen „happert“. Ja, noch mehr. Wenn Alles „vergitscht“, dann fühlen sie sich erst auf der rechten Höhe ihrer „Stimmung“. Wie viele Ver-

brechen wurden begangen, nicht aus drängender Noth, nicht in Hungersqualen, sondern, um mit dem Gelde, woran Blut geklebt, ein paar „lustige" Augenblicke sich zu gönnen. Und foltert diese Unseligen später etwa doch Reue? Selten. Ich durchschritt Strafhäuser und hörte in den Zellen und Arbeitsstuben die tollsten Lieder plärren. Man nannte es mir „Galgenhumor". Ich hatte Briefe von zu lebenslangem Kerker verurtheilten Raubmördern in Händen, die an „Freunde" und Verwandte geschrieben, als Motto und Schluß drastische „G'stanzel" und die Bemerkung enthielten: „Ich bin ein schlechter Kerl, aber lustig bleib' ich doch!" Einer dieser Auswürflinge versicherte: „Sollte ich doch einmal amnestirt werden, dann gibt's eine Remajuri in Hernals, wo ganz Wien davon reden soll!" Wir werden's wohl nicht erleben.

Es kam mir zuvor das Wort „Temperament" in die Feder. Vielleicht ist die Bezeichnung nicht genau, vielleicht ganz unrichtig und ich sollte bei dem Worte „Leichtsinn" bleiben. Aber der Leichtsinn, wie er dieser Species Menschen eigen und sie kennzeichnet, ist ja nach Galenus und Heinroth eben ein Product des sanguinischen Temperamentes, das, leicht erregbar, für tiefere Eindrücke nicht empfänglich, und mehr für Scherz, Zerstreuung und Erheiterung den damit Begabten prädestinirt, der also folgerichtig für sich und seine Handlungen „nichts könne", weil „seine Natur" ihn dazu treibe? Ach, seien wir aufrichtig; glauben wir an eine Selbstbestimmung, an einen freien Willen des Menschen und nennen wir die Sache bei dem rechten Namen: Gemüthsverrohung, Nichtsnutzigkeit, Gedankenlosigkeit und — Dummheit, die allerdings auch eine Gabe Gottes ist, der den Menschen erschaffen.

Ja, die Dummheit ist der leitende Factor bei so vielen unbegreiflichen Fällen. Die Dummheit ist unberechenbar in ihren Thaten und weit gefährlicher als absolute Schlechtigkeit. Der veritable Strolch überlegt und calculirt und bedenkt die Folgen, der Dummrian handelt nach momentaner Eingebung, nach augenblicklicher Neigung, ohne die nächsten Consequenzen zu prüfen. Wir haben Gerichtsverhandlungen erlebt, bei denen fünfzehnjährige Burschе und auch dreißigjährige Männer figurirten, die ihre Chefs oder ihre Angehörigen, oder die Amtscasse bestahlen,

und schon in der nächsten Nacht in einem Café chantant oder Tingel-Tangel, wo sie auffällig tractirten, mit dem Geld herumwarfen und überhaupt „recht aufhauten“, arretirt wurden. Ihre vermeintliche Herrlichkeit, ihre „fidele“ Stimmung dauerte ein paar Stunden, für den Rest ihres Lebens waren sie verloren, Schmach und Schande brachten sie über ihre Familien, aber — wie ein solches Lümpchen beim Abführen zum Kerkermeister sagte: „Is Alles eins, wenigstens hab' i a amal guat g'lebt!“ Gut gelebt, mit dem Bewußtsein, ein Dieb zu sein.

Und ohne Zweifel auch „heiter“ gewesen. Nun wohl bekomm's! Einer meiner Bekannten, der sich gern mit derlei Menschenräthseln, d. h. mit der Erklärung solcher Probleme befaßt, gelangt am Schlusse seines Deliberirens immer und immer wieder auf die entschuldigende Ansicht von der mangelhaften Organisation manchen Gehirnes. „Sowie es Blind- und Taub- und Stummgeborne gibt“, meint mein Anwalt aller Bresthaften, „so gibt es auch geborne Esel! Haben wir Mitleid mit den Unglücklichen und die Dummheit ist das ärgste Unglück!“ Jawohl, aber das Leiden braucht nicht immer unheilbar zu sein und könnten manchmal Versuche nicht fehlschlagen, das Uebel wenigstens zu mildern. Doch dazu gebricht's bei Manchem meist an wirklichem Wollen, man fühlt sich in dem angewohnten Dusel heimischer. —

„Allerweil fidel!“ Es ist dies die Leibmelodie und das Kriegsgeschrei auch Jener, deren Mittel es anfänglich noch erlauben, stets in dieser Stimmung zu sein. „Fesch“ Vater und Sohn z. B. schwören nur auf diese Formel, huldigen keinem anderen Principe, kennen keine andere Aufgabe und ergänzen sich sogar gegenseitig in ihren ohnehin gleichartigen Bestrebungen und Tendenzen und helfen einer dem Andern mit Ideen und Einfällen aus, wenn das Tages- oder Wochenprogramm monoton zu werden droht. Was der „Alte“ nicht weiß, das weiß der Junge, und auf was der Vater nicht verfällt, auf das kommt der lustige „Herr Sohn“. Welch Halloh! wenn die Harmonie hergestellt!

Man muß in den Hauptquartieren und Stammlagern dieser Gattung Ur- und Originalwiener, in gewissen Cafés, in prononcirt altmodischen und altpatriarchalischen Kneipen seine Beobachtungen

machen, den Dialogen ein geneigtes Gehör schenken und das „Jägerlatein" dieser eigenthümlichsten Volksschichte verstehen, um sich klar darüber zu werden und es begreiflich zu finden, daß es Leute geben kann, die für ihre irdische Mission sich nur zwei, und zwar identische Ziele aufgestellt: „Jux und Hetz!"

Allerweil fidel! Der alte Fesch, ein noch „riegelsamer" Mann in den sogenannten „besten Jahren", Hausherr und Shawlweber, in letzterer Eigenschaft nur mehr halb activ, da er die Leitung des Geschäftes seinem Sohne übergeben, tritt nach Tische in sein gewohntes Café und selbstverständlich schnurgerade zu dem Häuflein bewährter „Spezi", die mit langen „Köllnischen" oder schöngerauchten Meerschaumpfeifen dampfend ausgerüstet, soeben berathen, ob man — eine russische Preference oder den üblichen Tapper spielen soll. Zu anderweitigen Erwägungen, zu politischen Controversen, zu ernsten Debatten über communale Wirthschaftsangelegenheiten und sonstigen Gesprächsstoffen dieser Qualität versteigen sich die Herren nicht — das überlassen sie den Anderen, den „G'studirten"; die Elite, die Crême des zünftigen Pfahlbürgerthums interessirt sich für derlei Dinge nicht, sie liest auch nichts, außer (kurze) Notizen des Polizeirapportes und einzelne Stellen aus sensationellen Gerichtsverhandlungen. „Alles Andr'e, was 's in die Zeitungen einidrucken, is ja eh verlogen!" So begnügt man sich als echter und rechter „Spießer" mit den geistigen Anregungen, die ein angesagter „Ultimo" bietet oder ein unerwarteter „Contra". Damit reicht man schon aus, den Nachmittag und Abend und die halbe Nacht, überhaupt die sogenannte „freie Zeit", d. h. jene, die das „Malefizg'schäft z'Haus" übrig läßt — todt zu schlagen. „No, so fangen m'r an!" meint ein „vierstöckiger Eckhäusler", „aufdeckt is schon!" Aber da erscheint eben Vater Fesch.

Vater Fesch ist auch ein „leidenschäftlicher" Tarockirer und er hat von dem Sechziger, den er am Buckel, gewiß zwei Dritttheile am „grünen Tischl" versessen, aber — „a Hetz vor der Liner" ist ihm doch noch lieber. So ruft er denn auch, völlig überrascht von dem gehörten Vorhaben der Freunde und „Brüderln": „Ja, was is 's denn? Des werds bei den schön' Tag (er macht solche Repertoiresänderungen auch im Winter und bei garstigstem Wetter) do nit im Zimmer da knotzen bleib'n?

Rutsch'n m'r a Bisl wohin, aussi zum Salvini, oder zum Nußbaumer, oder sunst wo, wo a Tropfen zum Trinken is und a a Jur dabei is. I laß einspannen, wir hab'n Alle Platz!“

„Wahr is's!“ ergänzen rasch die Genossen, „mir konnen ja die Karten a mitnehmen, wan ma eppa d'rauß wo la krieget. M'r muß auf alle Fall' bedacht sein!“ Der gegenseitige Scharfsinn wird bewundert, man zahlt seinen „Schwarzen“, und summt und pfeift und murmelt indessen präludirend einen Vierzeiligen, während Vater Fesch den „Marqueurbuben“ hinüber schickt, dem „Micherl“ sagen lassend, er möge einspannen und vorfahren. „Kann heut a Hetz wer'n! Nur allerweil fidel!“

Diese sämmtlich bejahrten Männer haben noch nie im Leben eine Bildergallerie, ein Museum, eine Ambraser Sammlung oder sonst ein wissenschaftliches oder Kunstinstitut besucht, sind im Weltausstellungsraume meist auch nur in der Pilsner oder Kärntner Bierhalle zu finden gewesen; kamen, obwohl gesund und bemittelt, nie auf den Gedanken, eine Reise zu unternehmen und sahen außer ihrer Vaterstadt, ja oft auch nur außer ihres Grundbezirkes, von der übrigen Welt nichts, als höchstens Liesing des Bieres, Klosterneuburg des Strohweines, Breitenfurt der Milchrahmstrudel und Breitensee der Riesenknödel wegen. Und sie lasen, seitdem sie das „Schulbuchel“ aus der Hand gelegt, auch kein einziges Buch. Und sie blieben doch frisch und wohlgemuth und heiter und waren in ihren Kreisen sogar geschätzt und angesehen und waren beliebt, denn – sie waren „allerweil fidel“!

Das macht das Wiener Element ureinzig. Aber hören wir weiter. Der „Micherl“ kann nicht vorfahren, weil — nun, weil Fesch's Sohn den Wagen bereits in Beschlag genommen und mit seinen „Spezis“ (jüngeres Blut) soeben ausgeflogen ist. Hm! Der Vater glaubte ihn im Geschäfte, er schüttelt den Kopf, aber da erinnert man ihn, daß heute Freitag, wo die „Harner Buab'n“ sich hören lassen und daß es also „everdem“ ist, daß der Karl „vor die Taborlinie“ gefahren. Dort beginnt die Geschichte freilich erst spät Abends, aber vielleicht sind sie früher zum „Hirschen“ im Prater, oder zum „Fürst“ oder — sonst wohin? „Richti, so wird's sein“, beruhigt sich der „Alte“, „fahr'n m'r ihnen nach, mir wer'n 's schon wo treffen, gibt a Mordgaudi, wann mir a ang'ruckt kommen!“ Allgemeine

Zustimmung. Und so geschieht es auch, und ein bekannter Fiaker, der sich für ähnliche Unternehmungen schon öfter bewährte und der um „drei Fünferln" bis früh Morgens ein Uhr zu haben ist, bringt die bemoosten Häupter nach Wunsch an Ort und Stelle und — man findet sich in der That. Nun gibt es auf beiden Seiten allerdings einen solchen Freudenspectakel, einen solch inbrünstigen Jubel, ein solch enthusiastisch Geschrei und Gebrüll, wie es in dieser Zügellosigkeit nicht einmal am 15. März 1848, als die Verleihung einer „Constitution" proclamirt wurde, zu hören war und wo es an jauchzenden Hochrufen doch auch nicht fehlte. . . .

Aber ich gerathe mit meinen Schilderungen, die sich immer mehr in's Weite verlieren, insoferne auch auf Abwege, als ich mich von dem Ziele gänzlich entfernte, das ich mir mit dem citirten Motto vorgezeichnet. Nun, das Einlenken ist nicht so schwer. Ich sprach ja doch nur von „Vergnüglingen" aus Volkskreisen. Die Form ist die gleiche, die Einen haben die Mittel, „allerweil fidel" zu sein, die Andern haben sie nicht, aber das lustige Beispiel zieht an, verlockt, verführt, sie wagen, wagen ohne Ueberlegung, ohne Denkfähigkeit, grundsatzlos, den kurzen Traum, den flüchtigen Taumel beendet der Detective. Die alberne Posse ist überstanden. —

2.

„'s is a Leben bei der Nacht!"

Der obige Ausruf ist nicht mein Leibsatz und nicht von mir erfunden. Ich hörte ihn nur einst in vorgerücktester Mitternachtsstunde in einem vorstädtischen Café, das mich nach schwerer Correcturarbeit noch gastlich aufnahm und den stürmisch-schneeigen Heimweg mit einem heißen Punsch zu belohnen verstand. Ein Rudel wilder Gesellen saß in einer Nische und lärmte und spectaculirte und trieb mit den paar anwesenden Dirnen zweifellosesten Berufes tolldreistes Geschäker. Da war's, daß ein Bursche, todbleichen Antlitzes, mit bleifarbenen Ringen um die Augen, taumelnd aufsprang, das geleerte Cognacglas auf den Tisch stieß,

daß es zerschellte, seine Mütze in die Höhe warf und, den Cigarrenstummel an der Gasflamme anzündend, lallend ausrief: „'s is a Leben bei der Nacht!“ Dann sank er in die Ecke zurück und — schlief ein. Ein widerlich Bild!

Von dieser Episode einigermaßen unangenehm berührt, blickte ich etwas scheu um mich und musterte das Contingent der officiellen Nachtschwärmer, die da ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, meist dem Mittel- und Arbeiterstande angehörig, untermischt von einigen Theaterleuten, die noch nicht völlig „abgeschminkt“, ein paar „Cadetten“, die sich die Erlaubniß „über die Zeit“ selbst gegeben, etlichen vacirenden Volkssängern und Notizenschreibern letzter Sorte u. s. w. Hie und da noch eine Physiognomie, eine Erscheinung, die Bedenken einflößen könnte. Alle aber waren, ungeachtet der „schlechten Zeiten“, kreuzfidel. Man spielte, trank, lachte und plauderte. Zwei oder drei Bürgersfrauen thaten recht schläfrig, desgleichen ihre Kinder, welche ihre Aeuglein kaum mehr offen halten konnten. Trotzdem blieb man und dachte lange noch nicht daran, die häuslichen Pfühle aufzusuchen, obschon es Dieser oder Jener, schon des nächsten Arbeitstages wegen, längst dringend nöthig gehabt hätte. Was fesselt diese Menschen bei knappesten Mitteln an die kostspielige Spelunke? Welche Macht hält sie zurück, welcher Zauber, welcher Reiz liegt in dem Gedanken, in dem Willen, eine Nacht zu durchwachen — zu durchschlemmen? „Warum gehen diese Leute nicht nach Hause?“ würde der staunende Philister fragen, dem die „Ordnung“ seine Lebensaufgabe; warum quälen sie sich beinahe, um „munter“ zu bleiben, wenn die Natur ihre Rechte fordert und nebenbei die drückendsten Verhältnisse sie nöthigen, vor geldheischenden Extravaganzen sich zu hüten? Es ist der „Wiener Leichtsinn“, antwortet vielleicht der oberflächliche Kritiker, indessen diese summarische Diagnose doch eine ungenügende und das Geheimniß des Räthsels vielmehr in dem classisch-urwüchsigen Dogma liegt: „'s is a Leben bei der Nacht!“

Bei der Nacht! Ich kannte im Vormärz einen Mann, der allerdings ein arger Sonderling oder vielmehr ein ausgesprochener Narr war, der die Eigenheit hatte, Tags über zu schlafen und nur zur Nachtzeit zu „leben“, das heißt, was er unter „leben“

verstand. Er haßte den Tag des Lärmens und der „störenden Helle“, und liebte die Nacht ihrer traulichen, anheimelnd düsteren Ruhe wegen. Die voreitirten Kumpane lieben die Nacht wegen ihrer Ungebundenheit, wegen der Ungenirtheit, wegen der Toleranz, die sie gegen gewisse Ausschreitungen übt, und weil sich der Betreffende losgelöst und ungemahnt fühlt von der Misère und dem Sorgentrubel, der ihn zwischen seinen vier Mauern umgibt.

Mein Original hatte andere, edlere Motive. Er verließ Winters- und Sommerszeit und überhaupt alltäglich kurz vor der Thorsperre sein Haus, begab sich in die nebenan befindliche Schenke, wünschte allseits einen „schönen guten Morgen“, erhielt von der Wirthin eine Schale Suppe zum Frühimbiß, trank sie mit Wohlbehagen, grüßte artig und begann seine Wanderung, die bis zum Erwachen der übrigen Zeitgenossen währte. Ich traf ihn einst in einer Faschingsnacht, als ich die selige „Birn“ verließ, auf der Canalbrücke oberhalb des Münzamtes stehen und — den Hesperus betrachten. Er kam von der Brigittenau und ging auf Umwegen nach Döbling und beklagte nicht die achtzehn Grade Kälte, sondern nur, daß eben — Carneval sei, was die Straßen „etwas lebendig“ mache und ihn die erwünschte „Ruhe“ nicht recht finden lasse. Es gab damals auf dem „Neustift“ ein Kaffeehaus, das die „Augsburger Allgemeine“ hielt, dort traf er, wenn das Geschäft geöffnet wurde, regelmäßig ein, las sein Lieblingsblatt, trank, wie wir zum Abschlusse unserer Vespermahle, seinen „Schwarzen“, und ging heim, um zu schlafen, während alle übrige Welt auf die Beine kam. Wo der Mann um Mitternacht sein Mittagsmahl hielt, konnte Niemand erfahren, genug an dem, daß die Nacht sein Heiligthum war. „Ach, die Nacht! die Nacht!“ rief er oft, „die Menschen kennen die Nacht gar nicht!“

Nach seiner Anschauung, seiner Empfindung und seinen Bedürfnissen freilich nicht. Den Meisten dient sie naturgemäß zum Schlafen, Vielen zur Arbeit oder zum Studium, Anderen zur Lustbarkeit und Schlemmerei, und wieder Anderen ist sie Gelegenheitsmacherin für Verbrechen. Für meinen feinfühligen Sonderling, recte Narren, war sie die Quelle der sinnigsten Betrachtungen. „Der Sterngucker lauft schon fort!“ riefen ihm die

Lehrjungen und sonstigen „schlimmen Buben“ nach, wenn er eiligst aus der Thorfahrt trat; er hörte den Hohn nicht und huschte nur ängstlich um die Ecke, um möglichst bald das Glacis zu erreichen, wo der erste Dankesseufzer seiner befreiten Brust entstieg. Und so, wie gesagt, allnächtlich, jahrelang. Als die Revolutionsstürme hereinbrachen, verschwand der Mann auf Nimmerwiedersehen. Die Alarm- und Barricadennächte waren nicht für ihn. In welcher Einöde endete er? . . .

Die Nacht! die Nacht! Wer sie, Kummer und Sorgen und Verzweiflung im Herzen, schlaflos durchwachte, kennt ihre Schrecknisse. Wer sie, das Haupt an den Busen eines geliebten Wesens gelehnt, durchkoste, kennt ihre Süßigkeiten. Wer sie, über ein fesselnd Buch gebeugt, durchlas oder selbst schaffend sie durchbrütete, kennt ihren Segen. Wer sich verlassen und vergessen weiß, fühlt sich Nachts noch vereinsamter. Birgt sie in den Falten ihres dunklen Mantels mehr Glück und Freude oder mehr der Schmerzen und Leiden? „Die Nacht ist keines Menschen Freund!“ lautet ein Sprichwort urältesten Datums, es ist platt und trivial, aber es vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Wie thöricht es aber auch ist! Da umgibt mich schäumende Lust, Gläsergeklirre, und fröhliche Lieder schallen an meine Ohren, vor meinen Augen flimmert's, da rings nur Karten- und Würfelspiel zu sehen, und aus der Ecke ruft es aufjauchzend in ungezügeltem Entzücken: „'s is a Leben bei der Nacht!“

Aber welches! Ich spreche nicht von pompösen Festen, nicht von Bällen jeglicher Gattung und Façon, nicht von großen öffentlichen und nicht von privaten und intimen Lustbarkeiten und Unterhaltungen, nicht von lärmenden Ausnahmsgelagen und nicht von vertraulichen Orgien, überhaupt nicht von sporadischen Anlässen und einzelnen durch Zeit und Umstände und Gelegenheit veranlaßten Fällen. Ich spreche von dem usuellen nächtlichen Trubel gewisser Zechbrüder sammt „Kind- und Kegel“-Anhang; von jenen stabilen nächtlichen „Hetzen“ notorischer „Aufbleiber“; von jenen unheilbaren Anhängern des Systems: „Ueberall ist's gut, nur nicht daheim!“; von jenen passionirten Herumlungerern, denen der „Discours“, und sei er der confuseste und gelalleste, Labsal und Bedürfniß, von jenen Schlemmern, die nebst einer frappirenden Menge von allen denkbaren

Flüssigkeiten auch noch eine ungeheuere Quantität von Zoten zu consumiren gewohnt sind; von jenen wüsten Naturen, denen Sitte und Ordnung Unbehagen bereitet; von jenen nimmersatten, sogenannten „Hallodris“ (richtiger „Lumperln“), denen der verjurte Tag zu kurz und die das Morgen dem Heute anfügen, nachdem sie mit dem Gestern das Auslangen nicht gefunden. Ich spreche von Leuten, die in jeder Nacht und zu jeder Stunde der Nacht, nicht aus Beruf, sondern aus Tendenz, aus Neigung zur „Liederlichkeit“ oder Zwangslosigkeit immer nur — außerhalb ihrer Häuslichkeit zu finden.

Denn Viele reizt nicht die Völlerei und Schlemmerei, sie begnügen sich damit, die Straßen zu durchschlendern. Nun ist für Manchen die Häuslichkeit allerdings kein Magnet und er kauft sich mit einer durchwachten oder durchzechten oder durchbummelten Nacht wenigstens los von Xantippen-Vorwürfen, von Gezänke und Gekeife oder — anderem ehelichen Ungemach. Als Ludwig Devrient, der große Mime und größte „Sectirer“ (er trank nur Sect), im Winter 1828 sein unsterbliches Gastspiel in Wien absolvirte, sagte er eines Morgens zu Gustav Anschütz, dem Bruder des Meisters, der ihn auf seinen Kneipgängen begleiten mußte und nachdem sie aus der Weinstube in der Rauhensteingasse getreten, auf die Frage: „Wo gehen wir jetzt hin, Louis?“, in tiefster Seelenangst: „Ueberall hin, Bruderherz, und sei's in die Hölle, nur nicht — nach Hause!“ Der Aermste hatte eben mit seinem dritten Weibe eine Folter sich aufgebürdet.

Dieser zwingende Grund, die Stätte des perpetuirlichen Unfriedens zu meiden, ihr zu entfliehen, oder sie so spät als möglich aufzusuchen, fällt aber bei vielen Nachtvögeln weg; sie sind entweder fesselos oder sie haben eine liebende, nachsichtige verzeihende oder schweigende Dulderin; sie lieben und werden geliebt und sind die enthusiastischesten Väter — dennoch zieht sie ein noch stärkerer Magnet mit nicht zu besiegender Kraft fort von all ihren sogenannten „Lieben“ und bannt sie Nächte lang in den Dunstkreis der mesquinsten „Kalupe“. Ist's die Macht der „Cameraderie“? Die Genossen sind des Opfers einer Nacht selten werth und würdig und es gibt sogar oft heftige Mißhelligkeiten und Verdrießlichkeiten mit den rüden Kumpanen. Ist's der unbezähmbare und nicht zu stillende Durst? Nicht alle machen

sich roher Völlerei schuldig. Was also ist's, das diese Leute treibt, die Nacht zum Tage zu formen und in diesen dem Schlafe abgerungenen Stunden sich just am lustigsten oder wohlsten zu fühlen? Die bequemste Antwort wäre, da ein vernünftig ausreichender Grund hiefür thatsächlich nicht zu finden, es ein „undefinirbares Etwas“ zu nennen, dennoch sollte man versuchen, die Sache näher zu erklären.

Neben all den Motoren, die ich bereits oben citirte, liegt der Hauptgrund vielleicht doch in dem Reize, welchen die Regellosigkeit als solche besitzt. Der kaum flügge gewordene Flaumbart fühlt sich schon bemüßigt, ein Uebriges zu thun, um der Welt zu zeigen, daß er dem Gangelband und der Zuchtruthe entwachsen, nun „Herr“ seiner selbst ist und über die „Zeit“ verfügen kann. Dieses sein erstes Avancement zur Männlichkeit ist nun sein stolzester Anlaß, seine Selbständigkeit ad oculos zu demonstriren und er thut es in bemerkbarster Weise und wäre um keinen Preis zu bewegen, wie ein „alter Spießer“ schon um zwölf Uhr Nachts „heimzutreiben“. Das ist „Pfründnersitte“.

Ist es doch stets verlockend, als „verflirter Kerl“ zu gelten, sei's in diesem oder jenem Fache. Unsern jugendlichen Helden lohnt vorläufig das Bewußtsein, die frühreifste „Mannheit“ und Ungebundenheit genügsam manifestirt zu haben. Er findet Gleichgesinnte und bemerkt unter Einem, daß der Ton, der Nachts angeschlagen wird, ein freierer; daß die Umgangsformen der nächtlichen Coterien weitaus cordialer; daß die Basis, auf welcher Erlebnisse und Abenteuer aufgebaut, eine günstigere; daß die Gesellschaft in ihren Forderungen und Gestattungen eine — gleichgiltigere. Die punsch- und mokkadurchglühte Atmosphäre zeitigt rasch die innigsten Allianzen.

Das lockt, reizt, regt an und erlustigt. Mephisto wirft den Köder, die unerfahrenen Fischleins drängen heran und schnappen nach dem Leckerbissen. Wie sie zappeln! Der Satan hat seine Beute. —

Bei allen „Spittelberger Nächten“ — ich nenne gleich das Stärkste — die unsere Vorfahren gesehen und mit durchlebt und die der allzeit fröhlichen Kaiserstadt den separaten Ruf der . . . Leichtsinnigkeit verliehen, ich will nicht moralisiren! Ich bin am Abende meines Lebens noch kein Griesgram und wende

mich nicht moros und entsetzt ab, wenn mein Nachbar Purzelbäume schlägt, oder ein Glas über den Durst trinkt, oder das junge Blut sich in erotischen Scherzen (moderirter Fassung) exercirt. Ich stimme auch kein ethisches Lamentabel an, oder sehe das Hereinbrechen des Chaos, wenn in Ausnahmsfällen ein paar „alte Knaben" über die Schnur hauen oder deren temperamentvolle Söhne in übermüthigen Stimmungen der Welt ein Loch zu schlagen gelaunt sind. Mir gefallen diese Excentricitäten nur dann nicht mehr, wenn sie zur Lebensrichtung und, wie erwähnt, zum System werden.

„'s is a Leben bei der Nacht!" Wer schwört zu dieser Parole und wem ist sie es? Betrachten wir die Gruppen, die uns umgeben. Sind die Gesichter auch aufgedunsen, die Augen verschwollen, ist die Zunge auch schwer und der Gang torkelnd, dennoch ist die „heitere Stimmung" die vorherrschende. Nur Einzelne sitzen still und abseits und in sich gekehrt und überdenken Vergangenes und Künftiges. Einige schlafen und schnarchen. Die „Lustigen" sind also in der Mehrzahl. „Sind wir nicht lustig? daß Gott erbarm'!" heißt's in Brentano's Liede. Daß Gott erbarm'! So ist's. Sie thun zwar, als ob sie sich den Kukuk um das, was der nächste Tag bringen kann und bringen wird und muß, scheren würden; sie treiben zwar allerlei aberwitzig Zeug und hänseln sich wechselseitig, sie werden generos und tractiren einander und werfen sich lachend die schwersten Insulten an den Kopf; sie lassen Weib und Tochter mit den beliebigsten Nächsten charmiren und gestatten sich dasselbe angesichts ihrer kichernden Gesponsin mit Hausirmamsells und Blumenmädels. Man ist demnach „sans gêne" bis zur — Unerlaubtheit und ist es allenthalben. Man ist's in Worten und Thaten und johlt dazu. Wenn Ihr aber die Physiognomien aufmerksamer studirt, findet Ihr vielleicht doch, daß sie noch Anderes ausdrücken, als eitel Vergnügen und schäumenden Uebermuth, und daß das äußerliche mit dem innerlichen Wohlbefinden der meisten dieser Leute etwas im Widerspruche steht.

Mir däucht es wenigstens so. Ich glaube nämlich, daß die imposante Majorität dieser Herren und Damen (oder Weiber) keine oder nur geringe Ursache haben, lärm- oder jurvolle Satur-

nalien zu feiern, wenn sie plötzlich nur eine approximative Bilanz ihres Vermögensstatus ziehen wollten. Einigen fehlt vielleicht das Sperrsechserl und Andere begehren einen Nachtragscredit beim Cigarrenburschen für eine simple Cuba. Dort flunkert zwar Einer mit einem zerknitterten Fünfer und sein Nachbar gar mit einem veritablen nagelneuen Zehner, aber fragt nicht nach der Genesis dieser Werthzeichen, deren früherer Besitzer (vor ein paar Stunden noch) ein Incassogeschäftsinhaber, respective Pfändeverleiher war. Hier liebelt Einer mit der bereits verdrießlichen Aufschreiberin und flüstert ihr die equivokesten Anekdoten zu, obwohl er erst Nachmittags mit seinem „Doctor“ gesprochen, um einen billigen Zwangsausgleich zuwege zu bringen, wofür übrigens diesmal wenig Aussicht, da sich dieser Fall mit dem unternehmenden Manne schon das dritte Mal ereignete — und dort läßt Einer fünf „Knickebeine“ aufmarschiren, trotzdem er abermals nicht im Stande war, das Schulgeld für seine Kinder zu entrichten und die nöthigsten Lehrbücher anzuschaffen. Sehen wir weiter. Der Zins ist vor der Thür, eine Pfändung in Aussicht, Hebamme und Arzt noch nicht gezahlt, aber jenes Ehepaar, das von solchen Lasten zu Boden gedrückt sein sollte, ist „aufgereimt“ wie noch nie, und die hochgeröthete Lebensgefährtin des gewaltig angetrunkenen „Hetzbruders“ prätendirt einen Extra-Eierpunsch, wenn er kein „Schmutzian“ sein wolle. „Sollst'n hab'n, Julerl!“ schreit der Aufgeforderte und schleudert seine letzten vierzig Kreuzer auf die Tasse.

„'s is a Leben bei der Nacht!“

Nun beginnt auch die Spieluhr ihre Thätigkeit und man begleitet die animirendsten Walzer mit Gestrampfe und Gepasche. Einige pfeifen die elektrisirenden Melodien oder singen sie. Die allgemeine Temperatur hat die „rechte Höhe“ erreicht, als die Thüre aufgestoßen wird und ein frischer Trupp turbulentester Jungens lachend hereinstürmt. Man kommt aus der Kneipe, oder vom Heurigen, oder aus einem Tingel-Tangel, oder vom Schwender oder vom Zobel ꝛc. Die Spätlinge haranguiren die etwa Aufbrechenden zum Bleiben und man läßt sich bereden und bleibt. Warum Zichy seinen „Waffen des Dämons der Verwüstung“ nicht auch den Hang zum „Nachtschwärmen“ zugezählt?“

Aber — „'s is a Leben bei der Nacht!" Mag sein. Wir aber, was wir honette Leute sind, nämlich ich und meine theuern Leser, wir gehen doch lieber heim und schlafen. — Darum allseits „gute Nacht"! —

3.

Die Jungens des alten Wien.

Haben wir uns wirklich verfeinert? Das heißt: sind wir thatsächlich humaner, edelherziger — gebildeter geworden und haben das Erbe der „guten alten Zeit", die Derbheit, um nicht zu sagen: die Roheit, nicht angetreten? Ich stellte diese Frage schon einmal, an anderer Stelle und aus anderen Anlässen und ich getraute mir nur mit einem schüchternen halben „Ja" zu antworten. Es ist Vieles besser geworden, gewisse Schichten haben manche ihrer üblen und übelsten Gewohnheiten abgelegt, die fast normalmäßige Brutalität einzelner Stände und Kreise ist civileren Formen und gemäßigteren Gebräuchen gewichen und es hat die Anschauung sich verbreitet und ist sogar legal und zum Strafrechtsparagraphen geworden, gegen lebende Wesen — seien es Menschen oder Thiere — aller Grausamkeiten sich zu enthalten. So behandeln wir denn, was da „kreucht und fleucht", was auf zwei oder vier Füßen geht und steht, und was sonst des kurzen Daseins sich erfreuen möchte, schon weil es nun Grundgesetz des Zeitgeistes, in der Regel weitaus glimpflicher, als es bei unseren Vorfahren Brauch und Sitte gewesen, und Scenen und Thaten von Entsetzen und Aergerniß erregender Barbarei gehören längst zu den Ausnahmsfällen. Also unstreitig ein Fortschritt im allgemeinen Civilisationsproceß der Menschheit. Trotzdem wird der oberflächlichste Optimist nicht behaupten wollen, daß die Mission der Humanitätsprediger schon beendet und eine Fülle unserer absichtlichen und unabsichtlichen Handlungen frei von jeglichem Vorwurfe der — Lieblosigkeit seien. Im Gegentheile . . .

Als ich vor ein paar Jahren durch das frömmste unserer Länder zog, traf ich im Etschthale eben beim Leichenbegängnisse

eines — Millionärs ein. Die Bauern standen gleichgiltig vor dem „Trauerhause“ und plauderten von nichtigen Dingen. Allmählich kam man auch auf den Verstorbenen zu sprechen, und erzählte sich gegenseitig, wie der „alte Filz“ es so weit gebracht habe, daß man ihn nun wie einen Bischof begraben könne. Der Eine wußte, wie der Heimgegangene als armer Steinbrucharbeiter angefangen, der Andere, wie er gewagt, ohne lesen und schreiben zu können, sich in größere Unternehmungen einzulassen, enorme Lieferungen abgeschlossen und durchgeführt, in Allem Glück gehabt habe, aber Zeit seines Lebens doch nur ein — „Leut- und Thierschinder“ gewesen sei. „Ja“, ergänzte ein Achtzigjähriger und blinzelte dabei recht pfiffig, „wem an Menschen und Viech nix liegt, der bringt's zu was!“ Die Anderen nickten zustimmend.

Ich konnte und kann das schneidige Wort des Greises nicht vergessen. Ist es doch ein Lehrsatz, der uns Manches und Vieles erklärt und der in seiner Bündigkeit mehr sagt, als die scharfsinnigsten Streitschriften unserer weisesten Katheder- und Bierhaussocialisten. Keine Schonung des Nächsten, kein Mitleid, kein Erbarmen und die Ausbeutung und Benützung der uns unterthanen, zugewiesenen oder leibeigenen Kräfte bis zum letzten Tropfen des ausgepreßten Schweißes! Da liegt's. Das Mittel ist einfach, das Geheimniß ist offen, das Räthsel nicht unlösbar; wer den Rath versuchen würde, sähe sich belohnt, der Erfolg an Gewinn bliebe nicht aus, und der Versuchende, von dem praktischen Nutzen des Dogmas überzeugt, verfolgte die Methode schließlich in allen Consequenzen. Die Hauptsache ist nur, es „über's Herz“ zu bringen, an den Versuch zu denken, ihn zu wollen, ihn zu erproben — die Prosperität ist zweifellos, und wer sich mit dem Renommée eines „Leut- und Thierschinders“ zufrieden gibt, kann sich wohlgemuth sein Bäuchlein mästen und sitzt fein in der Wolle.

Ach, es ist so viel Elend und Jammer in dieser schönen Welt und auf Tritt und Schritt treffen unser Auge, wenn es sehen will und das Sehen nicht verlernt hat, genug der betrübendsten Bilder! Aber wir gehen achtlos und gleichgiltig vorüber, da wir an diesen Anblick gewöhnt und nur ein oder der andere „Gemüthsfex“ oder „Gefühlshammel“ bleibt ab und

zu bei einer besonders ergreifenden Scene stehen und fühlt sich bewegt, ja vielleicht sogar erschüttert, und läßt sich, im Taumel des Mitleids hingerissen, herbei, ein Uebriges zu thun und zu helfen, wie es momentan in seinen Kräften liegt. Die Mehrzahl wandert ungerührt und gedankenlos weiter.

Trotzdem sind wir „humaner" geworden. Die Wohlthätigkeitsvereine schießen wie Pilze hervor und sind voll schönster Fürsorge um das leibliche Wohl von Menschen und Thier. Wir haben Asyle für Obdachlose, wir schützen Waisen und Findlinge, pflegen und warten das bresthafte Alter, bieten entlassenen Sträflingen die hilfreiche Hand und bestreiten die Begräbnißkosten der Armen. Wir haben ein Vogelschutz-, Wildschon- und Laichgesetz; wir überwachen das Einfangen der Hunde, den Transport der Kälber, das Schlachten der Rinder; wir verbieten das Blenden der Finken und eifern gegen das Schuppen der lebenden Fische; wir agitiren mit Feuereifer gegen jegliche Quälerei, geschehe sie in dieser oder jener Form, und halten Wanderversammlungen und predigen und lehren von der Kanzel und in der Schule und in der Werkstätte von und über Menschen- und Thierliebe. Wir sind unermüdlich in sothanem lobenswerthem Streben — wenn dessenungeachtet noch Allerlei vor unseren Augen ungescheut und ungehindert passirt, was dem Menschen- und Thierfreund das Blut sieden und die Galle kochen macht, so — ist eben dieses Allerlei nicht zu ändern und der Humanist kann sich mit einem bedauerlichen Achselzucken entfernen, kann die Augen schließen und die Ohren sich verstopfen und mit ein paar Seufzern sich begnügen.

Und so jagt und schießt man denn lustig die armen Tauben, überlastet bei schlechtester Kost Hunde und Pferde und Lehrjungen, unternimmt im „Interesse der Wissenschaft" die barbarischesten Experimente, erlaubt sich bei diversen Sportvergnügungen die grausamsten Hetzen und illustrirt die enthusiastischen Berichte noch mit anschaulichen instructiven Bildern; füttert, der Fett- und Leberspeculation wegen, Schweine und Gänse krank, nöthigt abgezehrte Jockeys und markloſe Renner zu den letzten Forcetouren, spornt blutig und karbatscht halb todt, unter dem ermunternden Halloh des verehrungswürdigen Publicums krumme und lendenlahme Klepper, zwängt die fleißigsten Sprosser in die engsten Käfige;

weist zehnjährigen Kellnerjungen nach sechzehnstündiger Arbeit zwei Schuh breite Truhen in rauchgeschwängerten Stuben als Schlafstellen an, läßt schwächliche Kinder in frostigen Frühstunden auf kalten Marmorplatten ihre Kirchenandacht verrichten, strapazirt den „Mann" mit aufreibenden Uebungsmärschen behufs „Abhärtung" bereits im Frieden bis zur Realinvalidität; gestattet, daß in den Lastwaggons und in den Verkaufsständen die zusammengepferchten Marktopfer vor Durst verschmachten, u. s. w. „Ja, so sind wir! Ja, so sind wir!" heißt's in jenem heiteren Couplet.

Aber wir waren früher ja doch noch ganz anders, das heißt: wir trieben's weitaus viel ärger. Wenn ich der Erzählungen meines Großvaters gedenke, der mit dem vielberühmten Hetzmeister Stadelmann gut bekannt und ein fleißiger Besucher des populären Amphitheaters unter den Weißgärbern und Zeuge des Brandes am 1. September 1796 war, so überläuft es mich heute noch kalt, ob all des bestialischen Greuels, den das „philosophische Jahrhundert" zur Belustigung nicht nur des „gemeinen Mannes" sondern auch der soi-disant gebildeten und aufgeklärten Kreise im Repertoire hatte. Man schüttelt ungläubig den Kopf oder es schauert Einem die Haut, wenn man erfährt oder liest, an welch ausgesuchten Grausamkeiten unsere Vorfahren Vergnügen fanden. Und es waren Lieblingsthiere der Wiener, die allwöchentlich fast zu Tode gepeinigt wurden, ihre Namen gingen von Mund zu Munde, wie die der gefeiertsten Helden, und wenn der „braune Bär", das zottige Ungethüm, oder der „Edelhirsch", oder der gewaltige „Auerochs", dessen Haut später nach Paris wanderte, oder der „afrikanische Löwe", oder der „grimme Wolf", der „fürchterliche Leopard", der „schlaue Fuchs", der „bockbeinige Esel", oder das „Wildschwein", den wüthenden Angriffen der Hunde unterlagen und aus zahllosen Wunden blutend fortgeschleppt wurden, da scholl es aus den vollgepfropften Logen und Gallerien vom ehrendsten Beifallsgejauchze, worin nur Jene nicht einstimmten, deren kostbare Bullenbeißer zerfleischt und in unkenntliche Klumpen zerrissen, im Sande herumkollerten. Volle einundvierzig Jahre dauerte dieses ekelerregende Schauspiel in ein und demselben Hause, nachdem es Jahre hindurch schon früher in kleinerem Umfange in anderen Buden zum allgemeinen Ergötzen gezeigt wurde.

Die Verrohung der Massen war eine unausbleibliche und sie trieb bittere Früchte. Gewohnt an den Anblick des Kampfes „auf Leben und Tod", welchen Thiere unter sich, oder Menschen mit wilden Bestien zu bestehen hatten, entwickelte sich nicht nur eine vandale Raufl ust in gewissen Schichten, die ihre Meinungsverschiedenheiten und sonstigen Differenzen nur mehr in brutalsten Faustschlachten auszufechten und auszugleichen verstanden, es organisirte sich auch ein förmlicher Cultus der privaten Thierhetzen, respective Thiermartereien, in welchem Sport einzelne Vorstädte und Gründe besonders excellirten und eines unantastbaren Rufes sich erfreuten. So namentlich der weiland vielbesungene „Brillantengrund", dessen „olympische Spiele" (von localstem Reize) darin bestanden, echt bayrische, eigens „auf den Mann" dressirte Fanghunde auf einen beliebigen armen Teufel, der eben des Weges kam — meist einen Hausirer oder Rastelbinder — zu hetzen, das erlorene Object kunst- und schulgerecht beim Rockfragen packen und niederwerfen zu lassen, wofür dem zu Tode Erschreckten ein milder Obolus, und falls sein Habit oder er selbst einen kleinen Defect erlitten, noch eine Extraentschädigung gentilst zugeworfen wurde. Man hatte damals Geld genug, um derlei „Späße" prompt liquidiren zu können.

Oder man hetzte die Hunde unter sich aufeinander. Die bissigsten Rüden zu besitzen, war Ehrensache und so wurden in den Hofräumen der notabelsten Fabrikantenhäuser oder in Wirthshausgärten oder auch im Extrazimmer der Stammkneipe von den „Herren Söhnen" der Stuhl-Nabobs ordentliche Turniere arrangirt, bei welchen friedfertigste und zahmste Pudel das Angriffsziel der bösesten Raufer abgeben mußten. Man verwettete große Summen und die schönsten Meerschaumpfeifen, ob der „Genickfang" nach der einzig richtigen Methode geschehen und ob auf einen oder zwei Bisse der treue „Caro" — hin geworden sei. In einer Cavalleriestation Oberösterreichs war ich einst unfreiwilligster Zeuge einer ähnlichen Massacre unter — simplen Stallpintschern, die man mit Reitgerten zum Kampfe, d. h. zur wechselseitigen Vernichtung encouragirte und animirte.

Um aber bei Wien und den Wienern (alten Styles) zu bleiben, sei noch eines anderen Sportzweiges gedacht, den sich die enragirtesten Hundebesitzer auf der — „Schlagbrücke"

befreundeter Fleischhauer gestatteten. Man brachte von weit und breit die berufensten Köter herbei und hetzte sie auf den ohnehin genug geängstigten Todescandidaten, an dessen Halse alsbald die wüthende Meute wie ein Knäuel von Egeln hing, sich festbiß und den breitgestirnten Feind zu Boden zu zerren suchte. Da geschah nun allerdings nicht selten manch unerwartet Malheur, indem dieser oder jener aus der Schaar der Angreifer mit aufgeschlitztem Bauche in die Luft flog, während hinwieder der Ochse selbst durch die Ungeschicklichkeit der noch unerprobten und unerfahrenen Hunde viel zu leiden hatte, bis er von einem weichherzigen Knechte den erlösende Gnadenstreich erhielt. Der Hofopernsänger Erl war ein leidenschaftlicher Anhänger dieses Vergnügens und opferte manche Stunde, wenn ihn die odiosen Proben nicht hinderten, und manchen Bulldogg im Schlachthause der städtischen Fleischregie.

Mit den Bulldoggs kam überhaupt neues Leben in die Gesellschaft. Als diese zahnefletschenden Kalibane unter den Hunden modern und die häßlichsten Exemplare als die schönsten gepriesen wurden, nahm nicht allein die Hundeliebhaberei im Allgemeinen, sondern auch die Pflege und Erziehung der bezüglichen Vierfüßler neue Formen an. Bis nun setzten wenigstens einige Hundefere einen Ehrgeiz darein, die gelehrigsten und gelehrtesten Thiere zu haben, welche oft verblüffende Kunststücke producirten, oder ferme Apporteurs, oder ausgezeichnete Springer oder ausdauernde Schwimmer oder die schnellsten Läufer waren. Durch die plötzlich dominirende Rolle des plumpen Bulldoggs verlor das alte Unterrichtssystem seine letzten Anhänger und es wurde der jeweilige Hund, den man besaß — nur mehr zum Raufen trainirt. Der beste und gewandteste Raufer zu sein, war die höchste Tugend des Hundes, einen solchen Raufbold sein nennen zu können, das Ideal der jeunesse jeglichen Genres. Theaterdirector Fürst gestand mir selbst einmal, und zwar in seiner urwüchsig drastischen, derbrealistischen Weise, daß er, als es ihm „noch recht schlecht ging", er schon ein paar Jahre verheiratet war, gleichwohl aber noch nicht die nothigsten Möbel besaß, eines Tages sich auf Drängen seiner Gattin aufraffte, um mit muhsam ausgeliehenen zwanzig Gulden einen Kasten zu kaufen. Er kam mit dem Gelde in der Hand in die „Breite Gasse", die Herberge der Möbelhändler, feilschte und feilschte und erhandelte

beinahe das längst ersehnte Kleinod, als — der Bulldogg eines Greißlers, der eben vorüberging, einen monströsen Neufoundländer attaquirte und das Ungeheuer mit „Affengeschwindigkeit" zu Boden warf. Diese Heldenthat des Kämpfers David, der den Riesen Goliath so vernichtend besiegte, zu sehen, auf alle häusliche Misère zu vergessen und in glühendster Begeisterung auszurufen: „Herr, was kost't der Hund — i muß'n hab'n!" war für Fürst das Werk einer Minute. „Zwanz'g Gulden!" war die Antwort. Fürst erwiderte kein Wort, gab das Geld, ließ den Kasten Kasten sein, band dem staunenden Kläffer das Schnupftuch an das Halsband und brachte ihn triumphirend heim. Sein Weib erschrak und schrie: „Hansl, bist a Narr?" Aber Fürst sagte nur stolztrocken: „Sei stad, es ist der höchste Raffer!" Und die eheliche Eintracht war wieder hergestellt. — Die größten Bulldogg-Raufereien wurden übrigens noch Ende der Dreißiger und Anfangs der Vierziger Jahre vor den Hütten der Buschenschänker „Auf den Mühlen" (außerhalb der Taborlinie) arrangirt; es floß dabei viel Blut, manche Gruppe, die sich „verbissen", wurde mit Knitteln, die man um die Schädel schlug, auseinander gebracht. Hunde, die zu arg zugerichtet, warf man blutend in die Donau, wobei es sich zuweilen ereignete, daß das arme Thier mühselig zurückschwamm und winselnd zu seinem Herrn kroch, bis es dieser „aus Erbarmen" vollends erschlug und nun erst den „Karpfen zum Präsent machte". Dann trank man lustig weiter und sang im Chorus die populärsten Gassenhauer.

Es waren dies meist Söhne oder überhaupt Repräsentanten und Angehörige des „gebildeten" Mittelstandes, womit nicht gesagt sein soll, daß man über oder unter dieser specifischen Schichte im diametralsten Gegensatze handelte. Ach, man hatte (und hat) sich „hüben und drüben" nichts vorzuwerfen, denn edle Renner der Mode und Laune wegen zu „englisiren", den Auerhahn während seiner brünstigsten Liebesseufzer zu erlegen, dem Rattler Schweif und Ohren zu beschneiden — oder Vögel zu blenden u. s. w., sind nur Variationen der allgemeinen Liebloßigkeit. Als Hieronymus Lorm einst seinen wunderherrlichen Essay über das Halten von Hausthieren, das stets eine Barbarei sei, schrieb, nahm er sich vorzugsweise der viel gequälten Hunde an, deren Bedürfnisse und Eigenart wir so wenig beachten,

und rief zum Schlusse: „Laßt den Hund unblutig aussterben!“ Wie mag der große Haufen gelächelt und gelacht haben zu solcher Sentimentalität eines „nervösen“ Poeten, wogegen der wahre Thierfreund sich thatsächlich dem sinnigen Ausspruche anschließen muß und eigentlich den Wunsch äußern sollte, daß noch mehrere Arten von Hausthieren „aussterben“ möchten — der Thiere selbst wegen.

Oder sind wir doch „humaner“ geworden? Grausamkeiten die einst an der Tagesordnung waren und Niemandem auffielen, oder doch von Niemandem gerügt wurden, sind ja doch heute nur mehr vereinzelt? Aus meinen Bubenjahren weiß ich, daß es zum allgemein beliebten „Jux“ gehörte, Katzen zu quälen, ja zu martern, da die Bornirtheit die Katze als „feindliches Thier“ classificirte. So trieb man denn allen denkbaren „Schabernack“ mit den aufgegriffenen und stipitzten „Miezchen“, man bestrich sie mit ätzenden Farben und scharfen Flüssigkeiten, übergoß sie mit heißem Leim, oder schor sie ganz kahl, oder band ihnen glühende Kohlen in Nußschalen an die Pfoten. Besonders witzige Leute ersannen im Herbste zur „Drachenzeit“ die gediegensten Späße. Man machte im Schweife der Katze ein paar Einschnitte, um den Spagat befestigen zu können, knüpfte dann das arme Thier an die Kette des Drachen und ließ diesen thurmhoch steigen. Welche „drollige“ Krümmungen und Purzelbäume machte da hoch oben in den Lüften das „dumme Vieh“, bis daß es — mit ihm zu Ende war. Was geschah Alles mit den Igeln, die man der Stacheln wegen ebenfalls als Feinde der Menschen betrachtete; was Alles mit den Tauben, denen man die Augen verklebte, ehe man sie austrieb; was mit den im seligen Stadtgraben und auf den Sandsteppen der verwahrlosten Glacis gefangenen Mäusen! Die Thierquälerei war im „gemüthlichen“ Wien ein ungestörtes Vergnügen. Jung und Alt betheiligte sich daran und die liebe Jugend war noch erfinderischer in Foltereieinfällen. Außerdem gab es keinen Schuster in Wien, der nicht einen geblendeten Finken vor seiner Werkbank, keinen Flickschneider, der nicht einen Kanarienvogel oder Zeisig hatte, der, den Drahtring um den Leib, Futter und Wasser sich selbst herbeiziehen mußte. „Er soll auch arbeiten!“ hieß es lachend.

Sind wir doch humaner geworden, ist nochmals meine Frage? Da erzählt mir ein achtbarer, glaubenswürdiger Freund, daß ein Studiengenosse von ihm, der Träger eines erlauchten Namens, in dem Garten des vornehmen Institutes, das sie beherbergte, sich in seinen Mußestunden damit beschäftigte, Sperlinge zu fangen, ihnen die Füßchen abzuschneiden und hierauf die „Freiheit" zu schenken. Es war sein lautestes Ergötzen, wenn er sah, wie die verstümmelten Thierchen nirgends mehr Posto fassen konnten und unbeholfen im Grase herumkugelten.

4.

Die Banozzi'schen z' Ostermontag im Prater.*)

Kinder, richts eng z'samm, i laß einspannen, um halber Drei muß All's fix und fertig sein — daß ka Verdruß is, das sag' i gleich, sunst setzt's was — mir fahr'n a Bisl in Prater abi, wie's e si g'hört z'Ostermontag für ein' ord'ntlichen Wiener, und schau'n uns um, wie's unt' ausschaut in der neucheften Neuzeit, wo's gar so viel schön is überall. Der Straßer fahrt a mit. — Also, Madeln, macht's, und Du Kathi schau, daß i mi nit giften därf. Soll schon All's anzog'n sein! Vorwärts! . . .

Acht geb'n beim Einsteigen, der Wagen is frisch lackirt: der Straßer setzt si auf'n Bock: wann der Handige ausschlagt, lenir'n fest, Seppel, hörst? . . . Mir fahr'n über d' Mariahilferstraß'n, beim Gabesam laß's a weng'l schärfer geh'n, 's is weg'n die Bekennten, wann's heraus'd sitzen; also — sein m'r's?

* * *

Servus! Servus! — Der Mühlsteiner Karl! Und der Berghofer! — No, dö hab'n so nit g'schaut! dö Schießer! — Jetzt kannst es wieder a Bisl z'ruckhalten, Seppel, 's könnt' doch was g'scheg'n, dös Volk is so viel schußlat, b'sonders an ein' so ein' Feiertag . . .

*) 1876.

* * *

Na, dö Leut! — Aber schau'n thun's auf unsere Schecken . . . is aber a a Paarl . . . Seppel, fest halten! Beim Sperlich laß's a Bisl springen, nit viel, nur daß' m'r's Feuer bemerkt. So, is schon gnua . . . hat Alles g'schaut . . . Schad', daß der alte Sperlich-Toni nit mehr lebt . . . wär' halt heunt a da und lachet aus der weißen Gartenmauer, wo er sein Goder drinnet stecken g'habt hat, außer . . . I sag's ja, die schönsten Leut' sterben — nit viel Rar's mehr da . . . so, jetzt war'n m'r im Prater . . . Kinder, sitzt's ordentlich . . .

* * *

Straßer, was sagst denn? Is do a g'waltiger Schied-unter gegen einmal, was? Dö Noblesse' in die Dreiß'ger Jahr' no, was? Weißt, wie mein seliger Herr Vater die polnischen Füchseln g'habt hat? Das war a ander's Leb'n! Dö Gawlier! 's Höchste! Nit so g'mischt, wie heuntigen Tags, wo auf ein' Grafen fünf Börsianer kommen . . . Und a vom besser'n Bürgersstand' bluatwenig — no ja, san die Zeiten nit mehr so, wie ehnder . . . Du Straßer, wannst den Baum oder den Barrierstock siegst, wo der Schurnalist lahnt, der alle Leut' kennt', sag' unser's, die Resi will'n kennen lernen — das heißt: nit 'n Barrierstock, sondern 'n Zeitungsschreiber; — nachher no was: die Meinige hat was g'lesen, daß wieder was Neuch's herumt' zum seg'n is: a Ellipse soll'ns g'macht hab'n — sag' unser's, wannst was siegst, — wird halt a Art Zimmerreis' sein oder so was . . . Acht geb'n, Seppel, a Sechsspanner kommt — Kinder, sitzt's grad' . . . hab'n richti üb'rergrüßt auf uns . . . mir scheint, sie kennen uns no vo vorig's Jahr, wo i die Schecken zum ersten Mal eing'spannt hab' . . . recht freundlich . . . so kehr' nur um, und beim dritten Kaffeehaus fahrst übri in Wurstel-prater, i hab's schon gnua da herüb'n z'viel g'spreizt . . . an Durst hab' i a . . . so, jetzt laß's laufen . . . dla! dla! . . . a Passion, das Paarl . . .

* * *

O je, da schaut's aus! Da hat der Baron Krach g'wirth-schaft't! . . . no, das is a Hundertundeins gegen früher . . . erinnerst Di no, Straßer, dö Hetz, was? Weißt? . . . Jessas,

wann i no denk' an mein' Herrn Vatern, wie's der hat umageh'n lass'n, da is a Fuss'ger nit an'gschaut word'n und a Hunderter a nit . . . Alles anderst word'n . . . sirti sein m'r . . . fahr a Bisl langsamer, Seppel, daß ma si do umschau'n kann, wie's ausschaut . . . trauri . . . trauri . . . mein Gott, recht trauri: da is ja mehr als d' Hälfte schwarz . . . no, mir is's recht, aber g'fall'n thut's m'r nit . . . schau, schau, schön ang'strichen sein die neuchen Hütten, das is wahr, aber zug'sperrt sein a d' meisten, dös is a wahr; und die paar, die no offen hab'n, fast lauter fremde G'sichter . . . von die alten nix mehr z'seg'n . . . verdorb'n oder g'storb'n . . . a schöne G'schicht' das! — Fahr' nur in Schritt, Seppel, daß m'r das Elend seg'n können . . . i hab' Alle kennt da herunt . . . i hab' no 'n alten Mändel kennt, von die „drei Täuberln", und sein' Sohn a, war oft mit ihm in der Salamilacken fischen . . . nachher 'n alten Flinger beim „Glückshafen", und nachher 'n alten Grandauer, 'n „Rothkappler", . . . dann die g'wissen andern Local', wo d' Vogelhuaberin g'sungen hat, bei der „Mehlgruab'n" und beim „Kahlenbergerdörfl" und so weiter . . . Dös Leben amal! . . . Wann i nur denk' an'n „Papperl" und an'n „wilden Mann", wie da die Backend'ln haushoch sein auftrag'n word'n und d' Frau Muatter, die Hagenbuchner in der Kuchel umteufelt hat . . . Alles anderst word'n . . . sogar, was vor zwanz'g Jahr' no aufrecht g'standen is, wann m'r schon von die ganz früher'n Zeiten nit reden mag, is heunt . . . fahr nur langsam, Seppel — is heunt mäuserlstad! Wie's der Gerstner no hat untereinander g'mischt und die Sofner — ka Vergleich mehr . . . schad', wann m'r davon red't! . . .

Alle hab' i kennt: 'n Mois beim „Kegel", 'n Bartlme bei der „Weintraub'n", die Scheiterer Rosi bei der „schön' Selavin", über die Einer in der Zeitung allerweil g'schrieb'n hat, die Washietl beim „lustigen Hirten", die Pohutschnig beim „Butterfassel", 'n Kaspar From beim „Eisvogel", die alte Kollmayer beim „Kreuz", wo jetzt der Leber is, die Duchony Clara beim „Einsiedler", 'n Sirsch bei der „Vermählung", 'n Kleber beim „Herrnhuterer", die Grünfeldleut' bei der „Fortuna", den Markl beim „Thurm von Gothenburg", und wie's Alle heißen, ka Einziger mehr da von

ihner, in zwanz'g Jahr', do is aufg'raumt word'n unter meine Bekannten! . . . Aber denken m'r nit d'ran . . . trifft ein Jeden, trifft mi a — g'freu'st Di schon, Alte, daß d' no a Mal heiraten kannst? Kriegst kein' so ein' Mann mehr, ein' Banozzi-Schaderl kommt nimmer, das gibt's nit . . . was, Straßer? Hab' i recht oder nit? . . . So schon, jetzt tropfelt's . . . Seppel, nur g'schwind zum „Hirschen" ubri! . . . Das hatt'n m'r übrigens gleich im Anfang thun können, hab' beim Rundo unt' nir verlor'n, aber os Frauenzimmer mußt's ja immer unter d' noble Welt, jetzt habt's es, jetzt sein d' neuchen Klad'ln hin und d' Hut a, das is der Profit, weil mir nit g'folgt wird! . . . Seppel, nur da gleich auer ubri, 'n nachsten Weg zum „Hirschen"!

5.

Die Familie Biz.

1. Biz Vater und Camp.

„Was mir vor zwanzig Jahr'n
No für Hallodri war'n!"

Das alte Moser'sche Lied, das dem großten Theil der heutigen Generation — gleich dem Minister Taaffe der Linzer Bauerntag — wohl auch ein „Novum" sein durfte, es klang wieder einmal dieser Tage, als ich spat Abends, von meinem üblichen winterlichen Waldspaziergange zurückkehrend, Alt-Ottakring passirte, durch das halbgeöffnete Fenster einer rauchgefüllten Heurigenschenke an mein Ohr, und wenn es mich auch nicht wie der Ton des Alpenhorns den Schweizer melancholisch, oder der Marlborough-Marsch den Engländer narrisch, und die Marseillaise den Pariser rebellisch machte, so wirkten die weiland populäre Melodie und der drastisch urwuchsige Text doch eigenthümlich auf mich, denn es mahnte mich plotzlich an langst entschwundene Zeiten und ich ergriff fast unwillkurlich die Klinke und trat in die Stube. Noch immer die alte Scenerie, die alten Typen, die alten Chargen; noch immer ein Bild, eines Höllenbreughel würdig, ein wustes, larmvolles Durcheinander, ein qualmendes, lallendes Chaos.

Ich habe das echt wienerische „Heurigengehen", das ich übrigens nie sonderlich cultivirte, fast ganz aufgegeben, und nur sporadisch und bei originellen Anlässen oder in Zufallslaune komme ich in jene renommirten vorortlichen Reviere, wo es historische Sitte, daß an gewissen Stellen (nach dem localen terminus technicus:) „der Herrgott den Arm herausstreckt", zum Zeichen, daß (ebenfalls nach traditionellem Glauben) hier ein „guter Tropfen" zu finden sei. Einst fiel ich bei meinen häufigen Kreuz- und Querzügen wohl öfter in solche Bezirke des „Gerebelten" ein, namentlich als noch J. N. Vogl, Ferdinand Sauter, das Brüderpaar Stegmayer und andere werthe Amateure des jugendlichsten Rebenblutes an derlei strategischen Punkten während der richtigen „Saison" mit Gewißheit zu treffen, die man dann meist bei ihrem Erscheinen mit dem classischen Citate begrüßte: „Herr Doctor, das ist schön von euch" u. s. w.

Doch davon wollte ich diesmal nicht erzählen; ich habe nur zu notificiren, daß die Spelunke „bummvoll" und die Atmosphäre zum „Ersticken" war; daß man bei jedem Schritte auf knackende und knisternde Kastanien-, Nuß- und Eierschalen trat; daß fettgetränkte Emballagepapiere allüberall herumlagen und die diversen Bulldoggs, Rattler, Pudel und Pintscher, sofern sie sich nicht bekmurrten und raufend befehdeten, an den zahllosen Wursthäuten nagten, an den Käserinden, Kalbsknochen, Schinkenbeinen und sonstigen abgefallenen Resten der von erfahrenen Habitués usuell mitgebrachten „kalten Kuchel", denn nur ein Neophit, ein unwissender Bruder wird beim Heurigen einen Rostbraten oder ein Schnitzel verlangen. Daß weiter nebst dem Gäste-, Kinder- und Hundegewirre zu gleicher Zeit drei Ausspielerinnen und zwei Hausirerinnen, ein Bettelmann, ein Gottscheer und ein Parapluieverkäufer anwesend und in ungenirtester Zudringlichkeit thätig waren, ist selbstverständlich und kümmerte sich auch Niemand um diese Plagegeister eines ordentlichen Zechers; zu bedauern war nur der arme Amphion, der uralte, äsopisch gebaute Lappisch, der bescheidentlich in der Ecke stand, auf seiner lebenssatten Guitarre klimperte und das oberwähnte Lied sang, das heißt: mühselig krähte. Keine Seele achtete auf ihn, so schien es wenigstens, auf diese wandelnde Ruine des vormärzlichen Bänkelsängerthums, auf dieses Ueber-

bleibsel prähistorischen Harfenistenwesens, auf diesen realinvaliden Hernalser Troubadour, der mich aber, als er das greise Liedlein intonirte, doch hereinzulocken verstand, denn ich wollte wissen und es interessirte mich, zu erfahren, wer sich für solch altmodisch Zeug jetzt noch begeistern konnte, in einer Aera, wo kurzgeschürzte Chansonnettensängerinnen und corpulenteste „Salonjodlerinnen" die prickelndsten Couplets vorzutragen und des stürmischesten Beifalls eines geehrten kunstsinnigen Publicums sich allabendlich zu erfreuen pflegen. Wer für dieses Rococo „Gsang'l" noch Sinn und Verständniß und Empfanglichkeit hat? Ach dort sitzt gleich Einer, dem die Augen vor Wonne funkeln, der aus Leibeskräften „pascht", sogar mitsingt und nun dem daherhumpelnden „Kunstler" ein wahrhaftes „Zwanz'gerl" auf den Teller wirft! Bei Wiens Schutzgottin — den Mann kenn' ich ja, kenne ihn seit Decennien, er hat sich wunderbar conservirt, er sieht aus just wie damals, kein Zug, kein Faltchen hat ihn verändert, es ist — „Biz Vater", wie er einst „leibte und lebte"!

„Biz Vater?" Jawohl. Der Name repräsentirt nach dem Wiener Jargon einen Begriff, er ist der Sammelname für die Gattung, die darum merkwürdig, weil sich sämmtliche Exemplare sämmtlicher Zeitalter wie ein Ei dem andern gleichen. Er wird sich erklarlicherweise, was den äußern Menschen betrifft, d. h. in Tracht und Kleidung, den momentanen Moden unterwerfen und Anno „Double Boy" nicht wie „Anno Haarbeutel" mit Kappenstiefeln und einem zinnoberfarbenen Manterl costumirt sein, aber ansonst in allen Anschauungen und Empfindungen, in seiner Geistesrichtung und Geistesthatigkeit, in seinen Sitten und Gebrauchen und Gewohnheiten wird er seinen Vorfahren und Vorbildern treu bleiben, mögen unseren Planeten nun diese oder jene Erschütterungen und Umwalzungen treffen und heimsuchen. „Biz Vater" wird sein, wie und der er immer war, das einzig Dauernde im steten Wechsel!

Ein Vergnügen, den Mann zu betrachten, der ja auch ein Vergnugen an seinem Dasein hat! Throne stürzten, Dynastien verschwanden, Völkerschaften starben aus, Städte wurden verschüttet, Flüsse und Seen vertrockneten, Berge kamen ins Rutschen und Rutschen, nichts hat unwandelbaren Bestand, nur „Biz

Vater" allein steht oder sitzt vielmehr auf dem alten Flecke und zeigt sich in denselben Alluren und erfreut sich ungestörter Gesundheit und sorgenloser Heiterkeit, die durch keine Vorfallenheit, kein denkbares Ereigniß je getrübt wurde und werden kann. Denn sogar jene gewisse „resche Harbheit", mit der er zeitweilig eine angeblich üble Laune markirt, ist doch nur wieder ein Ausfluß seines „Wiener Humors" (recte: „Hamurs"), der sich in solch scharfkantigen Aeußerungen, dräuenden Gesten und finstern Blicken gerne manifestirt, um durch allzugroße Leutseligkeit an schuldigem Respect nichts einzubüßen, denn „Biz Vater" will auch gefürchtet sein. Daß er nebenbei „weit und breit", d. h. in den Kreisen seiner Gesinnungsgenossen, Jurtheilnehmer, Kneipcollegen und überhaupt seiner Anhänger und seines abendlichen und Ausflugscortèges geachtet ist, wird von Einsichtigen und Unparteiischen ohnehin nicht angezweifelt.

Also: geliebt, geehrt, geachtet, angestaunt und gefürchtet — das sind die Errungenschaften seines langen Wirkens, die Attribute seiner socialen Stellung, die Merkmale und Kennzeichen seiner originalen Persönlichkeit. Er ist geliebt (von seinen „Freunderln"), weil er unerschöpflich in Erfindung von und in Ausdauer bei allen „Hetzen" ist; er ist geehrt, weil er ein unabhängiger, „aufrechter" Mann, der „sein Sacherl im Trock'nen" hat und nicht mehr zu arbeiten braucht; er ist geachtet, weil er splendid und „scheneröS" ist und im Laufe der Jahre schon Hunderte von „Maßeln" und Litern spendirte; er ist angestaunt seiner Leistungen bei den üblichen Zechgelagen, dann seiner Unverwüstlichkeit und ehernen Gesundheit wegen, und weil er mit einem Habitus begnadet ist, dem er unbeschadet der nöthigen Erhaltung des steten Gleichgewichts schon einen „Bünkel auffihängen" kann; und er ist schließlich gefürchtet, weil seine Zunge und sein rechter Arm immer parat sind, Denjenigen mit einem einzigen Worte niederzudonnern und mit einem einzigen „Tupfer" niederzuschlagen, der es wagen würde, mit ihm zu „käwi" zu sein. „Biz Vater" ist demnach in den Augen und in der übereinstimmenden Meinung seiner Bewunderer Das, was die Juroren einer so gearteteten Corporation in knapper Textirung ein „lautes Ban" (Bein) benennen, was nicht ausschließt, daß die Intimsten ihn mit dem Ehrentitel „alter Raubers-

bua“ noch separat bezeichnen — allerdings nur in cordialsten Momenten und als Ausdruck des höchsten Entzückens. Gewiß, „ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen!“ meint Hamlet.

Weß Standes in bürgerlicher Beziehung „Biz Vater“ ist? Meist erscheint er als emeritirter Fabrikant, der, im Besitze einiger mehrstöckiger Eckhäuser, sich vom Geschäfte zurückgezogen und dasselbe — da sein „Aeltester“ unbegreiflicherweise ebenfalls „ka rechte Freud'“ dafür zeigte, seinem Schwiegersohne abgetreten hat. Als Selbstpensionär verfügt er nun über die volle Zeit bei Tag und Nacht, deren Ausnützung und Verwerthung er rationellst besorgt. In den ersten Vormittagsstunden wird die Meerschaumpfeife, welche die Tagesordnung trifft, geputzt und werden die Vögel gefüttert (zwei Verrichtungen, die er sich nicht nehmen läßt, denn „etwas zu thun“ ist er gewohnt), worauf zu einem Gabelfrühstück und einem kleinen Planisch das Stammwirthshaus (im Bezirke) besucht wird. Dort wartet nicht nur ein Cercle vertrautester Freunde auf ihn, es erwartet ihn auch sein „Stückl Spitzfleisch“ mit dem „Tazerl“ Essigkren, wozu drei — vier gespritzte Viertel vertilgt werden, welche Beschäftigung unter normalen Verhältnissen die Zeit bis ein Uhr Mittags ausfüllt. Dann geht's zum häuslichen Tische (selten mit Appetit), darauf ein kurzes „Schlaferl“ und (längstens!) um drei Uhr ins gewohnte Café, zum gewohnten Tapper, der bis sieben Uhr währt, worauf wieder der Marsch ins Stammwirthshaus angetreten oder ein „Rutscher“ vor die Linie unternommen wird. Das ist seine Thätigkeit seit vielen, vielen Jahren, seine Tageseintheilung, in die ihm Niemand, am wenigsten seine „Alte“, die ihn ohne hin nach Belieben schalten und walten, „thun und machen“ läßt, wie es ihm gefällt, etwas d'reinzureden hat. Er ist der Herr im Hause (d. h. in dem von ihm benützten Wohnungsraum) und da hat also „ka Mensch mit ihm z'schaffen. Punctum! Basta! Gar is's und ein' Streuland d'rauf!“, wie er kategorisch sich zu erklären pflegt.

Nun wurde diese Lebensweise ihn auf die gleiche Stufe mit dem gewöhnlichen „Spießer“ stellen, der ja nach demselben Programme seine irdische Wirksamkeit sich genügsamst eingerichtet, weder von einem Stellen- und Würdenehrgeiz besessen, noch die Ambition hat, seinen Mitmenschen sich nützlich zu

machen; der ebenfalls von dem ganzen „Schwindel", der Politik heißt, nichts wissen will; der das Lesen wie den „g'schwefelten" Wein haßt, weder ein Buch („Büchl"), noch eine Zeitung („Blattl") zur Hand nimmt, nie eine Wählerversammlung, nie ein Theater, nie eine Kunstausstellung besucht; der eher das „Blatternspital" als die Räume eines Museums betreten würde, und der überhaupt Alles für „a dumm's Zeug" hält, was ihm „seine Kreise stören" und ihn, den Pythagoras der Tarokkarte, bei einem „ang'sagten Ultimo" in seinem Stichsystem confus machen könnte. „Na ja, verlegt hat m'r si' bald, wann so a Unnöthiger daherkommt und von ein dalkerten Telegramm d'erzählt, vielleicht über ein' Parteitag, was kein' vernünftigen Menschen auf der Welt interessirt! Hab' i Recht oder nit? Was?" So der echte „Spießer".

„Biz Vater" theilt nun wohl diese Ansichten und ähnelt ihm auch sonst in den Hauptgrundzügen seiner gepriesenen Lebensweisheit, in den Lehrsätzen der Philisterphilosophie, in der werkelmäßigen Einförmigkeit seiner Neigungen, Bestrebungen und — sit venia verbo: Leidenschaften. Aber „Biz Vater" würde doch empört sein, hörte er von einer Analogie mit einem solchen „Sumper", der ein förmliches Pfründnerleben führt, während er — der „Herr von Biz" — unstreitig und wie allseits bekannt, ein „g'hauter Kerl" ist, der trotz des Sechzigers, den er am Buckel hat, bei keiner „Gaudé" fehlt, der nicht nur die neuesten, sondern auch noch die ältesten „Tanz'" singen, pfeifen und regelrecht „paschen" kann, der's im „Dudeln" sogar mit dem „Edi" aufnimmt und, wenn's noth thut, den feschesten Vortänzer macht; der sich nicht wenig darauf einbildet, daß die „Hackel-Tinerl" mit ihm „per Du" war, daß die alte „Juden-Resel" ihm in ihrer Jugend beim seligen Mondl vor „alle Leut' ein Bußl" gegeben, und der „Gruber Franzl" ihn feierlich „ang'strudelt" hat. Auf derlei Denksteine und Lichtpunkte eines ganzen Lebens kann nicht Jeder zurückblicken, nicht Jeder kann von solchen Triumphen (des „Biz thums") erzählen, und da er heute noch ein „riegelsamer" Mann, ein lustiger Kopf, der nicht nur keinen Spaß verdirbt, sondern hundert Späße selbst scenirt und arrangirt, mit den jungen Hausirerinnen wie der „erste Don Juan" charmirt und die Alten

frozzelt und „papierlt“, es im Trinken Allen zuvorthut und auch die Mittel zum imponirendsten „Aufhauen“ besitzt, so sagt ihm sein Bewußtsein, daß die Gloire seines Namens und seines Rufes eine wohlverdiente, der Nimbus, in dem er zu leuchten beliebt, ein erklärlicher ist.

Und so strahlt denn sein Antlitz auch im Sinne dieses Bewußtseins und er weiß sich seinem Renommée angemessen zu geben. Er ist kein fader „Streichmacher“ gewöhnlicher Sorte, aber als „reicher Mann“, welcher der „Herr von Biz“ auch ist, will er doch gelten. Er trägt demnach die ganze Armatur und Rüstung eines Grundpatriciers seines Schlages, und funkelt es an den Fingern seiner beiden Hände von Brillanten und Rubinen, schmückt seinen Busen eine breitgliederige Goldkette, und glänzt in der Seidencravatte ein erbsengroßer Diamant als Stecknadel. Daß er gegenwärtig mit einem werthvollen Pelz bekleidet, ist natürlich, desgleichen, daß sein Cylinder (ein schmalkrempiger Zehngulden-„Stoßer“) schief auf das rechte Ohr gesetzt wird, und das linke ein „Linserl“ ziert. Auch trägt er noch die „Feuermauer“, den steifen Stehkragen, vulgo: die „Vatermorder“. „Biz Vater“ ist nobel herausstaffirt, sogar elegant — im gewissen Genre.

Wer sein Anhang ist? Er nennt — es sind lauter „Bekannte“ — die Herren scherzweise seine „vierzehn Nothhelfer“, weil sie ihm nicht nur bei der „Markerconsummirung“ getreulichst assistiren, sondern auch sonst noch in kritischen Situationen „unterstützend“ beigestanden. Sie würden für „Freund Biz“ durch's Feuer gehen, um wie viel eher (trotz Schnee und Sturm und Regen) mit ihm zum Heurigen. Die Mehrzahl der Symposionisten sind gleichsituirte Männer, die ihren Meister zu copiren streben und denen derlei Vergnügungen noch nicht fühlbar wehe thun, wenn auch Einige zuweilen verdrießliche Gesichter zeigen. Der Rest besteht aus bereits etwas oder ganzlich herabgekommenen geschäftlichen Excollegen und Grundnachbarn, die ihr „Gerstel“ vielleicht im nächtlichen „Farbeln“ und „Zwicken“ angebaut oder als verunglückte passionirte „Linksscheiber“ an Matadore der Kegelbudel nach und nach verspielt haben. Diesen armen Teufeln ist nun „Biz Vater“, dessen „Witze“ sie sammt und sonders jubelnd belachen, ein generoser Mäcen, er läßt sie ihr Schma-

rotzerthum nicht merken und — zahlt, was Jeder trinken will und kann. „Ja, der Vater Biz! Das is a Mann! Gibt kein' Zweiten!" Letztere Vermuthung ist jedoch ein Aberglaube — es gibt ihrer genug, die Race stirbt auch nicht aus, namentlich nicht in unserer gemäßigten Zone, die ihr Gedeihen begünstigt; sie vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht, wenn auch die Herren Söhne feineren Inclinationen huldigen als die Herren Papas, aber diese Differenz ist nur interimistisch. Denn allerdings gibt sich „Biz Sohn" heute noch in einem andern „Air". Betrachten wir ihn also:

2. „Biz Sohn" und sein Spezi.

(Devise: „Nur nobel, Schani!")

Ich machte, als ich „Biz Vater" zu portraitiren versuchte, die beiläufige Bemerkung, daß sein „Aeltester", also sein erstgeborner Sohn, der „Schorscherl", keine besondere Freude für das „Geschäft" zeigte und sich deshalb an der Fortführung desselben, als der Chef sich zurückzuziehen begann, nicht betheiligte. Wozu auch? „Mussi Schorsch" hat's ja nicht nöthig. Kost, Wohnung und Kleidung bestreiten seine Eltern, das übliche Recreationsgeld bewilligt ihm unter dem Motto: „Junge Leut' müss'n leb'n!" sein „Alter", wie er seinen Erzeuger und Ernährer in eben nicht allzu herzlicher und achtungsvoller Weise titulirt, und außerdem steckt ihm „d' Frau Muatter" allwöchentlich, oder auch nach Bedarf öfter, ein paar Fünfer oder Zehner heimlich zu — er ist also für seine Bedürfnisse so ziemlich gedeckt, und dies umso gewisser, als er auch weiß, daß die mit jedem Vierteljahre fälligen Wechselschulden, freilich unter einem „Mordspectakel", aber dennoch, getilgt werden. Und da große Geister derlei unausweichliche kleine Verdrießlichkeiten nicht geniren, so lebt man „à la cavallo" und in ungestörter Sorglosigkeit und Gleichförmigkeit ruhig fort. Und ein junger Mann, dessen Existenz unter allen Umständen gesichert ist, der sich folgerichtig um gar nichts zu kümmern braucht, sollte die schönste Zeit seines Lebens in muffigen Fabriksräumen verbringen, sollte Ballen sortiren, abgelieferte Waaren prüfen, die Arbeiter überwachen, Bücher führen, Rech-

nungen schreiben und in weitläufige Correspondenzen sich einlassen? Lächerliche Zumuthung, namentlich wenn ohnehin sich Jemand gefunden, der dies Alles verrichtet!

Nein, „Mussi Schorsch“ ist zu Höherem geboren, als in Werkstätten zu versauern und sich mit Buchhaltern und Factoren herumzustreiten oder gar Cours- und Preisdifferenzen zu studiren und langweilige Jahresbilanzen aufzustellen. „Mussi Schorsch“ hat andere Intentionen und edlere Absichten: er spielt den „Gawlier“, wenn auch nur in vorstädtischer Façon, aber er spielt ihn doch, zur Bewunderung seiner Zeit-, Alters- und Grundgenossen. Wie da Alles schaut und athemlos starrt, wenn er in der „neuchesten Schäler“ durch die Straße geht, oder, die Nelke im Knopfloch des quadrillirten Jaquets, an dem Credenztisch des Stammcafés lümmelt und der erhitzten Aufschreiberin — nach seiner Manier — die „Cour schneidet!“ Ein fascinirender Anblick!

Und hier beginnt der gewaltige „Schiedunter“ zwischen den Tendenzen und der socialen Stellung von „Biz Vater“ und „Biz Sohn“. Während Ersterer sich damit begnügt, trotz seiner vorgerückten Jahre „alleweil fidel“ zu erscheinen, nur für Jux und Hetzerei schwärmt und sich im Uebermaß der Laune nicht selten mit inferioren Elementen und zweifelhaften Personnagen melirt — umgürtet sich Letzterer mit dem ganzen Stolze jenes Bewußtseins, das einem Sterblichen gestattet ist, der ein „geborner Hausherrnsohn“, jung und fesch gewachsen, heut oder morgen „einen Schüpel Knopf' kriegt“ und mithin jetzt schon nur die Hand auszustrecken braucht, um auf jedem Finger „'s schönste und reichste Madl“ sitzen zu haben. Aber derlei kommt ihm für jetzt noch gar nicht in den Sinn, zum Heiraten „is no alleweil Zeit“, meint der Gute, „wann m'r amal alt is und a Pfleg braucht; alser Junger will der Mensch leben, wie's ihn g'freut, und will nit bunden sein!“ In logischer Folge dieser weisen Grundsätze „wirft“ sich der holde Jüngling auch wirklich weder in ernsten Liebes-, noch in kameradschaftlichen Beziehungen leicht weg, er ist sozusagen „heiklich auf sich“ und hebt seine werthe Person stets nur für Besseres auf. Indem nun sein lustiger „Alter“ hundertfältige Verbindungen (utriusque generis) angeknüpft, die häufig genug „tief unter ihm“ standen,

die aber seinem augenblicklichen Hetzdrange entsprachen, wenn er zuweilen den standeswidrigsten Schabernack zu treiben in der Stimmung war, rümpft „Mussi Schorsch“ zu solch unrühmlichem Gebahren die Nase, wendet sich von einem solchen Ragout von „Bekennten“ unwillig ab und kehrt zurück zu seinen Freunden, die, ausgewählt und erlesen, ihm ebenbürtig und von gleich vornehmen Aspirationen erfüllt, durchaus tadellos elegante „Gschwufen“ und aus der „Crême“ der nachbarlichen Hausherrensöhne recrutirt sind. Und so unterscheidet sich denn auch hierin der Sohn vom Vater, daß es bei dieser Gruppe von Bezirksdandies nicht einen einzigen „nothigen Kerl“, der sich von den Uebrigen „aushalten“ läßt, geben wird; hier hat Jeder autonom zu sein und die Mittel zu besitzen, um im eigenen Fiaker, wenn schon nicht im eigenen „Zeugl“, mit „Erzschießern“, in Hainbach oder in Sievering oder beim „Rothen Stadl“ oder „Grünen Baum“, oder wo sonst eben ein intimes Kränzchen, kothbespritzt und staubbedeckt „angebremst“ zu erscheinen. Wer da nicht mitthun kann, ist kein Freund für „Mussi Schorsch“ und gehört nach seiner unumstößlichen Ansicht in das „Asyl für Obdachlose“ und soll in „a Volkskuchl“ essen geh'n.

Und so sind denn auch sämmtliche, weil meist lärmende, Amüsements des „Vater Biz“ dem Sohne und seinem Anhang nicht nur im Allgemeinen viel zu ordinär, sondern auch überhaupt — zu „fad“. Nach seiner Meinung gehört „a urndlicher Schendlmen“ gar nicht zum Heurigen, und wenn schon ausnahmsweise und aus Neugierde, so muß dies „incogniter“ geschehen. Aber in solchen Localitäten gleich seine Niederlage aufschlagen, daselbst sein Heimatsrecht und seine Zuständigkeit erwerben — „das is nit nobel“! „Mein'twegen“, ergänzt er seine Philippica, „im Volksgarten zu einer ‚Reinion“ oder zum Schwender auf ein' Häringschmaus oder zum Voglsang auf ein' g'schloss'nen ‚Elité-Ball‘ — da kann ein Mann, wie mein Herr Vatter, mein Alter, hingeh'n — alles Andere is gemein“!

Man sieht, daß der Abstand zwischen Vater und Sohn ein bedeutender und daß eine Verständigung, ein harmonisches Zusammenwirken — wenigstens vorläufig — nicht denkbar ist. Aber merkwürdig, indessen die Welt den „Alten“ nur einen „Lebe-

mann", einen „lockeren Zeisig", ein „lustiges Haus" nennt, und ihm trotz gelegentlicher Ausschreitungen und untilgbarer Geldprotzmanieren doch nicht völlig gram sein kann — erscheinen ihr der „Herr Sohn" und seine geschniegelten und gestriegelten, pomadisirten und parfumirten „Spezi" abgestanden und langweilig, sie affectiren (in rüdesten Contouren) ein gänzlich unmotivirtes Blasirtsein, sie kokettiren mit einer unwahren Uebersättigung und Erschöpfung, und indem sie sich ostentativ gähnend „fané" geben und Alles, was ihnen vor Augen kommt und proponirt wird, wie gesagt, als „fad" erklären, classificirt sie der allerdings „Mindergebildete" selbst als „Fadians".

„Biz Sohn" ist eigentlich zu bedauern. Sein Vater unterhält sich alltäglich und allabendlich, wenn auch nur in simpler oder zur Abwechslung in greller Weise, jedenfalls stets nach seinem Plaisir — was aber ist mit dem Herrn Sohn anzufangen, der nicht nur dem lieben Herrgott noch im kraftigsten Alter den Tag abstiehlt, sondern außerdem auch den Unzufriedenen zeigt und sich sichtlich unbehaglich fühlt? Nichts genügt ihm mehr, nicht einmal die „Tingl-Tangl" wissen ihn andauernd zu fesseln. Was ist da zu thun und wie ist dem Aermsten zu helfen? Wenn man ihn etwa doch zur Arbeit anhielte und eine ernste Beschäftigung ihm anriethe? Wenn man sein Taschengeld restringirte und die kurzsichtige Mutter sich entschlösse, ihr „Herzbinkerl" nicht im Geheimen zu unterstützen? Oder soll aus dem jungen „Biz" nur ein alter „Biz" und weiter nichts werden? — —

Mögen die geehrten Leser sowohl die Wahl meines Stoffes als die Art der Behandlung nachsichtigst verzeihen; aber ich denke, der Gegenstand ist besprechenswerth. Und da fällt, während ich dies schreibe, mein Blick zufällig auf die Giebel eines Riesengebäudes in meiner Nähe, das in seinen angefaulten Mauern Memoiren birgt oder vielmehr barg, die an Farbenreichthum den Sue'schen „Pariser Mysterien" gewiß nicht nachstehen. Ich meine die auf der Höhe der ehemaligen Vorstadt „Windmühle", heute Mariahilf, Theobaldgasse Nr. 2 befindliche, aus dem einstigen Karmeliter-Kloster im Jahre 1804 entstandene „Freiwillige Arbeits- und Zwangsbesserungsanstalt", im Volks-

munde kurz „das Arbeitshaus" genannt, ein Institut, dessen Zwecke, Statuten und Einrichtung vielfach befehdet worden, bis es nach dem Achtundvierziger Jahre, wo es sich seines männlichen Insasseninhaltes, der ein prächtiges „Kanonenfutter" in Italien abgegeben haben soll, entledigt, aufgelassen wurde, worauf man anfangs der Fünfziger Jahre, als der Severinus-Verein in Macht und Blüthe stand, das vom Cardinal Rauscher patronisirte „Knabenseminar" in diese tristen Räume verlegte, dem abermals, wie projectirt, die aus der Leopoldstadt zu transferirende „Zwangsarbeitsanstalt" als Mietherin folgen sollte, bis nun seit 1. October 1882 ein wirkliches „Polizeigefangenhaus" daraus wurde. Sonderbare Ablösungen!

Dieses düstere Haus nun, mit seiner unheimlichen Physiognomie, seinem morschen, abgebröckelten, kahlgelegten Fundamente, seinen öden Gelassen, die einst, während sie als vierzigjähriges „Gesindeldomicil" dienten, in dem nicht unglaubwürdigen Verdachte des Verseuchtseins standen, ist in seiner Vorgeschichte und seiner früheren Bestimmung eine Wiener Specialität, welcher der Wild-Haugoût bedenklichsten Duftes im Uebermaße anhaftete. Das Institut verfolgte nämlich, wie schon sein langathmiger Titel besagte, verschiedene Tendenzen. Es gab verarmten, aber arbeitswilligen Personen Unterstand und damit Gelegenheit, gegen Entlohnung Arbeit, also Verdienst und Lebensunterhalt zu finden. Dann war es eine Art „Detention", in welche, wie Realis sich ausdrückt, „gemeine Müßiggänger, arbeitsscheue Bettler und erwerbloße Leute auf unbestimmte Zeit gebracht wurden, um zur Arbeit angehalten und in den Pflichten der Moral und Religion unterrichtet zu werden". Endlich hatte es aber auch als Separatabtheilung (im dritten Stockwerke) eine „Correctionsanstalt für ausgeartete junge Leute aus den besseren Ständen", deren Namen jedoch sorgfältig verschwiegen wurden. Ich habe bei meinen Betrachtungen diese letztere Section im Auge.

„Ausgeartete junge Leute aus den besseren Ständen" — mitunter sogar aus den besten. Es waren Bürschchen und Burschc, die, im Wohlleben herangewachsen, übermüthig wurden, in schlechte Gesellschaft und durch sie allmählich auf Abwege geriethen, die ver-

wegensten Streiche wagten, Schulden auf Schulden contrahirten, die womöglich auch defraudirten, daheim den Geldschrank des Vaters — manchmal sogar, wie factisch erwiesen, unter Assistenz der thorichten Mutter — erbrachen, und mit dem Gestohlenen nächtelang und wochenlang zechten, spielten und schwelgten; faule Jungens, die ihren Studien oder dem Geschäftszweige, dem sie zugewiesen, und der häuslichen Zucht entflohen und mit feilen Dirnen und deren Vagabundenanhang in verrufenen Stadthäusern oder in vorortlichen Spelunken sich herumschlagen, bis die ganze saubere Genossenschaft der Polizei in die Hände fiel; vorzeitige Wüstlinge, die in ihrem Leichtsinn und ihrer Gewissenlosigkeit ihrer Familie unsägliches Herzeleid bereiteten, manch glanzenden Namen mit häßlichen Thaten besudelten, manch ruhmvolles Haus dem Ruine zuführten und manch grauhärtigen Ehrenmann zur Verzweiflung und endlich zum Selbstmord trieben. Man nennt derlei verlorene Subjecte bei uns in mildester Bezeichnung: „liederliches Tuch", „Thunichtgut", „Wiener Früchtel". Die richtigere Classification heißt: Taugenichtse und Lumpe.

Um nun an diesen schier unverbesserlichen Auswürflingen doch noch einen, und zwar ernsthaften Besserungsversuch zu erproben, oder um die ganz Incurablen wenigstens zeitweise für die Oeffentlichkeit unschädlich zu machen, wurde in dem genannten, mit den verschiedensten, auch ehrlichsten Elementen belegten Anstaltsgebäude die oberwahnte Separation errichtet, wohin die Eltern ihre mißrathenen Sprößlinge gaben, die da in vergitterten Zellen je einzeln untergebracht waren, wo sie gegen Bezahlung ihre Atzung und Pflege erhielten und zur Arbeit nach ihrem Berufe angehalten wurden. Wie gesagt, war der Name des Zwänglings nur dem Chef der obersten Gerichtsbehorde und dem Verwalter der Anstalt bekannt und durfte sonst Niemandem verrathen oder mitgetheilt werden.

Der also in Verwahrung Befindliche bekam viel geistlichen Zuspruch — leider nach der Ordre jener Aera meist nur in Tractatleinsform oder mittelst Altweiber-Gebetbuchern, welch Druckwerke aus der Dorfstandelliteratur einem solch frivolen, aller rechtschaffenen Grundsätze ohnehin baren Nichtsnutz erklärlicherweise keinesfalls zur richtigen Erbauung, aufrichtigen Reue und wirklich sittlichen Erhebung, dagegen gar häufig zu dreistestem

Schabernack und allerlei Jux versuchen dienten, ihn durch ihre Geistlosigkeit auch förmlich antrieben, sich so bald als möglich dieser Lesefolter zu entziehen, den Heuchler zu spielen und als vollkommen gebessert sich zu zeigen, um, zur freudigsten Ueberraschung seiner betrübten Angehörigen, noch *vor* der üblichen Jahresfrist — dreizehn Monate waren der längste Termin für die *erste* Haft — entlassen zu werden. Ich kannte einen solch „Gebesserten", der nach seiner forcirten „Seelenheilung" und seinem Freispruche allsogleich in die Stadt lief, in einem hervorragenden Geschäft kostbare Waaren auf den hochachtbaren Namen seines Vaters herauslockte, dieselben in der Judengasse um einen Spottpreis verkaufte und den Erlös in den nächsten Stunden verpraßte und mit Schandgesellen vergeudete. Wie wunderte sich da der ehrwürdige Priester, als er von dieser unerwarteten Wendung der Dinge und der Wirkungslosigkeit seiner „ausgewählten Schriften" erfuhr! . . .

Nebst dieser geistlichen Seelenmedicin erhielten die geheim Internirten, was sie benöthigten, wenn die Erfüllung ihrer Wünsche und Bedürfnisse gegen die strenge Hausordnung nicht verstieß. So setzten Mehrere in den Zellen die in Freiheit vernachlässigten oder ganz unterbrochenen *Studien* fort, es kamen täglich ihre Instructoren und Correpetitoren, die gegen schönes Salair dem verlotterten Musensohne die edlen Classiker tüchtig einpaukten, die mit dem „*Privatstudirenden*" im Fiaker halbjährig zur öffentlichen Prüfung fuhren und ihn nach erhaltener Classencensur in sein fatales Carcer-Heim wieder zurückbrachten. Ob aus derlei Zwangsstudiosis nachmals im bürgerlichen Leben doch etwas Honettes wurde? Je nun, zuweilen. Ich kannte aber auch Viele, die trotz solcher energischer Krisen und ungeachtet glänzendster Verhältnisse und ausgezeichneter Anlagen doch elendiglich verdarben. Der Keim zum Bösen war nicht mehr auszurotten; was auf dem Misthaufen oder im Inquisitenspital verenden soll, findet dort seine fast wie prädestinirte Stätte.

Wenn ich erzählen könnte, dürfte und — wollte! Aber welche Namen gibt es zu schonen, auf welch delicate Verhältnisse ist da Rücksicht zu nehmen! Andererseits muß ich zur Steuer der Wahrheit auch einer Sage erwähnen, die damals stark im

Umlauf war und welcher zufolge in diesem trübseligen Hause nicht allein die liederlichen Söhne wackerer Väter — sondern mitunter auch die schuldlosen Kinder liederlicher Väter und leichtsinniger Mutter, allerdings nur für kurze Frist, bis die strafliche Absicht enthüllt war, zeitweilig untergebracht worden waren. Man erzählte wenigstens davon und deutete mit Fingern auf manche Wirthschaft, wo es toll und ungebunden genug herging, seitdem man die herangewachsenen Kinder, die wohl sehr im Wege gestanden sein wurden, unter verlogenen Vorwänden zu entfernen suchte. Doch sind dies eben nur vage, gänzlich unverbürgte, unstreitig boswillige Gerüchte, denen man keinen Glauben zu schenken braucht.

Nun, die Majorität dieser jugendlichen Besserungsaspiranten verdiente ihr momentanes Los; es waren arbeitsscheue, Geld verschleudernde, herumlungernde und herumvagirende Faulpelze, Großthuer, Verschwender, Schwindler, Lugner, Filouteure — Kerle, an denen kein gutes Haar, die im Grund und Boden verdorben, und zwar beide Kategorien, sowohl die Staats- als die Privatstipendisten, nur daß Letztere, pochend auf ihren elterlichen Stand, sich oft noch ungefügiger zeigten und von körperlichen Strafen dispensirt blieben, während den gewöhnlichen Correctionshäftlingen dieses Lyceums für Spinnerei der locale Aristoteles seine Lehren mit der Karbatsche beibringen durfte.

Wieso ich bei meiner Skizze, die „Biz Söhne" gewidmet, auf dieses dunkle Haus zu sprechen kam? Nun, weil es mir immer als eine Art „Bizeum" erschien, als eine wenigstens beabsichtigte Heilanstalt für jene Societät jugendlicher Strolche, die, ehe sie dies wurden und mit dem Laster Allianz schlossen und schließlich zur Cur hier eintrafen, auch nur mit Arbeitsscheu, Pflichtvergessenheit und Genußsucht ihren abschüssigen Weg begannen. Das Geschlecht der „Bize" möge mir darum nicht zürnen und nicht empört sein, denn meine Absicht ist keine platterdings stigmatisirende, sie ist vor Allem eine redliche und gut gemeinte. Ich fürchte nämlich, wenn ich sie betrachte und ihr leeres Nichtsthun, ihre schaale Prahlerei sehe und sie immer nur von zuchtlosesten Abenteuern, von trivialsten Orgien sans gêne erzählen höre, für viele junge Leute. Wir leben in der Zeit fortschreitendster Entwickelung: wenn „Biz Vater" nur

ein „alter Schnapper“ wurde und vor der „Hacker-Gilde“ nur in den Disciplinen der „Heurigen-Hetzen“ sich sattelfest zu zeigen strebt — „Biz Sohn“ dürfte es weiter bringen und Aergeres leisten. Diese Schule bildet rasch und „Lumpacius Vagabundus“ steht bald fix und fertig vor uns. Das allein wollte ich sagen und somit allseits nichts für ungut! — —

6.

Die Familie Grammerstädter.

1. Er als Musterbürger.

Unlängst ging's auf der „Bieglerhütte“, wohin Alt-Wien noch immer seine prächtigsten Exemplare in deren vielen Recreationsstunden sendet, wenn es sich darum handelt, durch ein gut genährtes Exterieur die allgemeine Zufriedenheit und den Gesammtwohlstand der hiesigen Bevölkerung zu documentiren, ziemlich hoch her und wurde — ausnahmsweise — sogar „politisirt“. Ein politischer Discurs in diesen Kreisen — es mußte eine gewichtige Veranlassung sein! Und so war es auch.

Herr von Grammerstädter, ebenfalls emeritirter Fabrikant und mehrfacher vielstöckiger „Eckhausherr“, den ich bei früheren Gelegenheiten schon wiederholt redend eingeführt, hatte, wie gewohnt, und stets unbestritten, auch diesmal den Vorsitz, d. h. das „Wort“, denn er war erstens der reichste Bürger „vom Grund“, und zweitens, weil die Andern der „Rede“ nicht so mächtig waren, wie der „alte Christian“, der bewährte Debatter, wenn es das „Auszipfeln“ eines Doppelliters, das Arrangement eines gemeinsamen „Spitz-Essens“, oder die Fixirung einer beliebigen Wette galt. So gehorchte man ihm denn unbedingt, fügte sich seinen Beschlüssen, bei denen er ohnehin keine Widersetzlichkeit und nicht die leiseste Einsprache duldete, und hörte seinen Expectorationen ruhig und mit bejahendem Kopfnicken zu; waren doch seine Auslassungen, Urtheile und Aussprüche klar und verständlich, für Alle faßlich und — was die Hauptsache — Allen aus der Seele gesprochen.

Ein „verpatzter Solo“ und der naturgemäß aus diesem mißlichen Ereigniß sich entwickelte „Tischpatat“ war die Ursache, daß man sich ausnahmsweise auf ein Stündchen mit „Weltangelegenheiten“ befaßte. Man schmiß die Karten verdrossen auf einen Haufen zusammen, stopfte sich seine „Mirsamene“ und dampfte schweigend so vor sich hin. Eine drückende Pause. Nicht nur die gewohnte Tarok-, auch die mit ihr verbundene Landpartie war verdorben und ein Zerwürfniß unter den erprobtesten Freunden schien unvermeidlich. Da faßte sich Herr von Grammerstädter ein Herz, suchte die Gedanken der Erzürnten auf andere Dinge zu lenken, räusperte sich, klopfte seinen „Ulmer“ aus, that einen langen Zug aus dem geschliffenen Stutzen, und begann also:

„Was i sag'n will: Des wißts, daß i ta Zeitung les'; das heißt: mein Blattl hab' i, aber sunst les i ta anders Schurnal, weil eh' in ein' jedem dasselbe drinnet steht. Denn wann i ein Diebstahl oder Raubmord einmal g'lesen hab', brauch' i 'n nit zehnmal z'lesen. Was? Hab' i Recht oder nit? Also, daß i sag: Bringt neulich mein Aeltester zwa Büschen Spargel z'Haus, und weil er zum Einwickeln a Papier braucht hat, hat er si im Tabakg'wölb a Zeitung kauft, die erstbeste, die da g'legen ist derwischt er richtig a rothe. — No, daß i sag, mei Mali, die jüngste von meine Madln, die si nit g'nua Roman lesen kann und die, wo's zu ein' Fleckl Papier kommen kann, gleich nachschaut, ob nit a Stückl von ein' Roman drauf steht, untersucht natürlich die Zeitung und wie's nix find't, was ihr paßt, sagt's: ‚O je, die hab'n nit amal ein' Roman, wos soll m'r denn da lesen?‘ — Sagt mein Schan': ‚Sein ja a andere Aufsätz drinnet, les halt die!‘ — Sag i d'rauf: ‚Verdirb's Madl nit mit solche Sachen, die's nit versteht!‘ — Sagt er d'rauf: ‚Die Politik verdirbt d' Mali nit, aber die Roman' verderb'n's; und 'n Herrn Vattern thät's a nit schaden, wann er öfter was Politisch's leset!‘ — Sag i drauf: ‚Du wirst m'r nix lernen, was a Burger lesen soll! Mein seliger Vater hat gar nit lesen konnen und hat's do zu drei Häuser bracht! Seitdem die Leut Zeitungen lesen und allerweil g'hetzt wer'n, ist der Unfrieden da und ta G'nug'n mehr unter die Arbeiter! Hab' ich Recht oder nit?“ — „Wahr is's schon!“ erwiderte man ihm unisono. — Herr von Grammerstädter fuhr jedoch in seiner Erzählung fort:

„Also, daß i sag: Bringt der Malefizmensch — mein Schan' — nit die vermaledeite Zeitung z' Mittag zum Tisch und fangt unter der Suppen — Leberknödl, mein' Leibspeis — nit zum Vorlesen an und verdirbt uns 's ganze Essen? ‚Himmelsacrament!', hab' i g'sagt, ‚beim Essen will i a Ruah hab'n, i brauch 's ganze Jahr von Politik nix z'wissen und beim Essen am wenigsten'; reiß ihm's aus der Hand und wirf's weg. Er aber laßt nit nach und meint: ‚Den ersten Aufsatz — Leitartikel heißt m'r's — sollteſt do lesen, Vatter! Es geht über uns Weaner los, und wie mir scheint, hat er nit Unrecht. Les's nur nachher! Is der Müh' werth! Wird di nit reu'n!' I hab' ihm gar ka Antwort geb'n, weil i mi eh gift' hab', weil die Meinige a Gansl kauft hat, jetzt, wo no gar nix d'ran is, als Haut und Baner. Hab' i Recht oder nit? Is ja no z'fruah!" — „Wahr is's schon!" antwortete der Chor, „die Ganslzeit is ja erst z' Pfingsten!"

„Also, daß i sag'" — ergänzte sich Herr von Grammerstädter — „hat mi nit der Teufel g'ritten umd hab' Nachmittag, eh' i mein Schlaferl halt, das verdammte Zeug lesen müss'n? Aus war's mit'n Schlaf! 's Essen verdorb'n und der Schlaf hin, und Alles weg'n der verfluchten Politik! Wißts, was Der über uns g'schrieb'n hat? Mir Weaner, sagt er, sein ‚indifferent' — i hab' mir das Wort gar aufg'schrieb'n, weil i's zum erstenmal in mein' Leben g'hört hab' — mein Schwager sagt, das heißt: ‚mir sein politisch gar nix!' Ah, da muß i um a Abschrift bitt'n! Mir sein, hat Der weiterg'schrieb'n, nur ‚genußfreudig'! Also, Der is uns neidi' um das, was mir g'nießen; mir sein, schreibt er dann no', von einer A . . A . . Anti — nein — Aparthie schreibt er, was, wie mein Schwager sagt, so viel heißt, als daß uns Alles a Wurscht is, ob's so oder so is, oder ob's anders is. Wean und die Weaner sein mit Ein' Wort, wie's mein Schwager außer dividirt hat, ‚unreif', und sein weit hinter Berlin und Paris z'ruck, weil bei uns Alles ‚spurlos' vorübergeht. Spurlos! Mirkts was? Verstehts, wo d' Rothen wieder hin woll'n? Auf's Achtervierz'ger Jahr woll'n's z'ruckarbeiten, auf das saubere Jahr, wo a guatg'sinnter Bürger kein' Tag nit sicher war, daß er auf d' Nacht nit sein' Katzenmusi kriagt oder daß ihm wenigstens a paar Fenster eing'worfen wer'n. 's Achtervierz'ger Jahrl

woll'n's wieder hab'n, wo a vermöglicher Mann mit ein' jeden Haderlumpen schon artig hat sein müssen, wo von einer Pfandung ka Red' hat sein dürfen, und wo a Hausherr froh hat sein können, wann ihm seine Parteien im Haus g'litten hab'n! ‚D' Freiheit' hab'n's das g'heißen; mir is heunt no so a Bagaschi 'n Zins schuldi; ins G'sicht g'lacht hat m'r der Falott — a Flickschneider war's — wie i 'n g'mahnt hab' und is mit sein Graffelwerk und sein' Weib und seine fünf Fratzen auszog'n. Wo das G'sindel hinkommen is, weiß i nit; a meiniger G'sell, den d' Rebellen zum Barrikadenbau'n eing'fangt hab'n, hat g'sagt, daß er den Kerl hat fall'n g'seg'n, a Krowot hat'n niederthan .... Gengan's, Mathies, bringen's no zwa Liter und a paar Xifon, aber a Bisl einkühl'n!"

„Ja, daß i sag'", hieß es in der großen Rede weiter, „i hab' g'nua an der ‚Freiheit', und i hab' schon im Mai damals g'nua g'habt und bin nach Baden aufsizog'n, wo sich alle urndlichen Leut hing'flucht haben, und bin nur weg'n Zinseincassir'n öfter einerkommen, aber kriegt hab' i nix, außer bald Schlag'! Wie nachher gengan Winter wieder Urdnung is woi'n und G'setzlichkeit g'herrscht hat, und mir, was mir gleichg'sinnt war'n, Den und Den 's Ehrenbürgerrecht votirt hab'n, war's denen Rothen, die no allerweil heimli z'samm'kommen sein, a wieder nit recht und hab'n uns überall ang'feindt. Mir aber, die mir für Urdnung und G'setzlichkeit war'n, haben fest z'samm-g'halten, hab'n uns a außerli kenntli g'macht, hab'n die radicalen Vollbart aberg'nommen, hab'n unsere Cylinder, wie sa sie g'hört, trag'n, und hab'n erklärt, mir brauchen ka Konschtituzion nit, die 's Fleisch und Bier und Wein nit billiger macht, und hab'n, weil unsere Frauen g'sagt haben, daß a d' Religion in Gefahr war, später 'n Severinusverein g'rund't, wo si Alles hat einschreib'n lassen, was no auf Religion was g'halten hat und was auf d' Erziehung von seine Kinder g'schaut hat. Mit die Rothen aber hab'n m'r bald a End g'macht, da is schon aufg'räumt wor'n! ... So a Volk! Dos hat regier'n woll'n und uns vorschreib'n woll'n, was m'r für a G'sinnung hab'n soll'n! Daß i nit lach! No, daß i sag: g'straft sein's urndli wor'n! Z'erst hab'n mir Hausherrn Alles g'steigert, daß m'r zu unsern Zins kommen sein, den uns das G'lumpert früher

schuldi blieb'n is; theurer is a Alles wor'n, ka G'schäft nit gangen — no, dö sein a Bisl zum Kreuz krochen und hab'n über d' Neuzeit g'schimpft! Hab'ns ja nit anderst woll'n! Uns hat's nit viel g'macht, weil m'r aushalten haben können und uns nachher mit'n Aschio g'holfen hab'n; aber d' Andern, 's Bettelvolk, is firti wor'n — a Elend, nit zum sagen! . . . Mathies! Ein' Liter no, aber ein' Sooser jetzt. Nit mehr als ein' Liter, g'hört zum kosten; schmeckt er uns, können m'r alleweil mehr hab'n! Hab' i Recht oder nit? Was?" — „Unbedingt!" bestätigten die Freunde.

„Ja, das war'n Zeiten, 'n Teufel z' schlecht, wann ka Z'sammenhaltung unter die g'wesen wär', die was g'habt hab'n! Dafür sag i, mit mir muß Einer reden, wann er wissen will, was fehlt und was nit fehlt. Was die in die Blatt'ln einischreib'n — mein Gott! g'schrieb'n is bald was und druckt is's a bald, was aber mit der Aufhetzerei außerschaut, das is a anderer Casus! I bin schon in die Dreiß'ger und Vierz'ger Jahr' a aufrechter Bürger g'west und hätten's uns so lassen, wie m'r war'n, so stund's heunt anders mit die G'schäften und mir lebeten so billi wie damals. Aber da hab'ns d' ‚Aufkärung' braucht, ein' neuchen Schulunterricht, wo die Kinder vor lauter Auswendilernen damische Köpf' krieg'n; hab'n der Regierung d'reing'redt in Alles, ob sie's verstanden haben oder nit; hab'n die G'werbfreiheit mögli g'macht, so daß a jeder Greißler a Posamentirer und a jeder Wichshändler a Schalweber wer'n kann; hab'n so lang von Gleichberechtigung der Confessionen g'red't, bis — no das Andere wißt's eh', das brauch i Eng nit z'sag'n. Mir sein alle Menschen gleich, die was hab'n; und die nix hab'n, soll'n arbeiten und soll'n 's Maul halten, weil a Mensch, der nix hat, a nix is, und weil mir nit für die Bettelleut' da sein, daß 's uns auszieg'n und daß m'r unser Gerstl, was m'r von unsern Eltern rechtmäßi' g'erbt hab'n, mit ihnen theil'n sollten. Das is mein Standpunkt! Hab' i Recht oder nit? Was?" — „Natürli is 's a so!"

„D'rum will i von den ganzen Schwindel, was 's da ‚Volksvertretung' heißen, a nix wissen! Sitzen eh nur Juden und Advocaten d'rinnet und die wissen schon, warum's d'rinnet sitzen. Mi sollen's auslassen mit ihnere Reden und Spon-

panaden. I war no bei keiner Wählerversammlung und geh a zu keiner. Mir hab'n unter'n Kaiser Franz so wos nit kennt und is a gangen, so brauch'n m'r die ganze Parlamentspielerei jetzt a nit! A Burger, der seine Steuern und Abgaben zahlt und mit die Behörden nie in ein' Conflict kommen is, kennt nur a Regierung und dos is die Regierung, was d' Regierung is. Wer Anderer hat uns keine G'setz z'geben! Was haben's denn gemacht, die ganzen Jahr? Daß mir mehr zahl'n müssen! Das is da Segen der Neuzeit! Wem war' denn amal eing'fall'n, von mir z' verlangen, daß i für meine drei Bulldogg 4 Jahr zwölf Gulden blechen muß? Für ein' Hund, den i eh selber futtern muß, a no zahl'n! I laß' d' Hand für die Erfindungen! Für'n ‚Hans Jörgel', der do gwiß a guater Oesterreicher war, hab'n's no allaweil da ‚Langergassen' errichtet, aber für Dichter, die da Mensch kennt und die da Mensch g'lesen hat, da seim's g'schwind dag'wen mit der neuchen Benennung, denen zu Ehren! Zum ‚Deutschen Schulverein' haben's mi a pressen woll'n, aber i hab' als grundlicher Burger g'sagt: ‚Hat'n die Regierung grund't, den Verein? Nit? Na also so hab' i a für so was da Zeit und da Geld'. Seim ja eh nur wieder 's G'schichten, was die Großmauleten aufg'führt ham, daß's wieder ihre langmächtigen Reden halten können. Wer leit denn das Zeug? I net und Cez a net, daß weiß i, und für Schulen is eh schon gnua g'scheg'n, soll'n amal ani was Anders denken, die Herren Volksbeglücker und G'setzmacher!"

„Aber lassen m'r den ganzen Panick, laug halten kann i die Sach' ja eh nimmermehr und muß Alles so wiederkommen, wie's amal war. Reden m'r dafür von was G'scheidtern! . . . Apropos, was is's denn, sollt'n m'r denn da Petition überreichen, daß no amal a Trabfahr'n arangirt wird und daß's die ‚Kreipl-Buab'n' und 'n Gugl Karl dösmal mitthun lass'n? Was mir Bekannte sein, mir hab'n gestern bei die Harner davon g'redt und Alle war mit mein' Vorschlag einverstanden, a paar Gawlier sein a dabei — machen m'r also was z'samm', bewilligt müaßt's uns wer'n, denn, die sie da unterschreib'n, sein ja Alle politisch unverdächtig! Gilt's also? Seid dabei? Daß's mit allerweil heißt, mir Weaner bekummern uns um's ‚öffentliche Leben' gar nit!" —

„Einverstanden!“ brüllten die Freunde und unter Gläsergeklirre rief Herr von Grammerstädter begeistert: „Bravo! Hab's ja g'wußt! Kreipl und Gugl hoch! Sein eh no die Einzigen, auf dö m'r stolz sein können! B'schließ'n m'r die ‚Resolution‘, die Behörde wird's nit beanständen! Mit andern Sachen hätt' m'r vielleicht doch a Schererei!“

Und der „Musterbürger“ hatte abermals das Zweckmäßigste gewählt und das Richtigste getroffen. Heil dem edlen Stamme!...

2. Sie als Musterbürgerin.

„Ja, wissen's, verstehn's“ — begann die Anrede an die Frau von Schmidt, die sich, wie üblich, zu einem „Schalerl Kaffee“, einen „kleinen Plausch“, wobei sie aber selten zu Worte kam, eingefunden — „wissen's, mein Mann is a guater Lapp, aber — dumm is er! Ich hab' mi g'nua ausg'standen mit ihm, die vierz'g Jahr, di i mit ihm verheirat' bin und lieget schon lang' unter der Erd', wann i nit so a g'sund's Naturell hätt' und mir nit denkt hätt': ‚Du red'st m'r lang guat, i thu do, was i will!‘ Und gangen is's! Und mir hab'n heunt unser Sacherl beisamm'; die Kinder sein größtentheils versorgt, und die no nit versorgt sein, die wer'n heunt oder morg'n a nit verhungern, denn — Gott sei Dank! — unsere Häuser sein schuldenfrei und so hab'n m'r a no a Bisserl was im Kasten lieg'n; ausstehn thut a a Menge, was no eingeh'n muß, und so steh'n m'r auf dem Standpunkt, daß, wann ma unsere Augen zudrucken, uns denken können, daß unsere Kinder nit fremden Leuten amal zur Last fall'n und daß's das Andenken an ihnere Eltern in Ehren halten wer'n! Denn das is die Hauptsach' und dafür lebt m'r und sorgt ja für die Kinder!“

„Aber, wie g'sagt, a Plag und a Arbeit war's, mit dem Mann so lang ausz'kommen! Denn, unter uns g'sagt, er hat sein eigenen Kopf und was er sie in sein Dickschädl amal einbild't, das, glaubt er, muß g'scheg'n und wann d'Welt d'rüber z'Grund ginget! Na, und da hat m'r halt warten müss'n, bis der erste Rummel vorüberg'west is und bis er auf das, was er si hat einbild't, wieder vergessen hat — denn der Mann vergißt so viel leicht! — und hat nachher g'macht und than, was

ma selber für's Bessere g'halten hat. Es war ja oft volli schon zum Narrischwer'n, wie der Mensch z'Haus umertenselt hat — meistens wann 'n d'Freund in Wirthshaus g'hetzt hab'n — und was der uns sekirt und uns Alles anthan hätt', wann i mi nit, wann's m'r z'dick kommen is, auf die Hintersüß g'stellt hätt' und g'sagt hätt': ‚Weißt, wann's D'r nit recht is, so pack' i z'samm und geh' mit die Kinder, denn die Kinder bleib'n bei mir, das sag' i dir glei, Du kannst bei deine Brüderln bleib'n, oder nimm's lieber gar ins Haus her, so seids do alleweil beisamm' und brauchst Dein arm's Weib nit anz'lüg'n, wannst bei der Nacht um halber Drei mit Dein' Schwomma z'Haus wackelst! I erzieg' die Kinder, hab' i g'sagt', Du nit; Du schaust Di um nix um!'"

„Denn, daß i Ihner sag', weg'n die Kinder war immer der meiste Verdruß. I hätt' soll'n strenger gegen die Kinder sein und hätt's kürzer halten soll'n — b'sonders die Buabn — i bitt' Ihner, Sohn', die schon in die Zwanzig war'n, woll'n a ihner Freiheit, die kann m'r nit wie Schulbankerten behandeln, weil's a Schand vor die Leut' wär'! Na, und wissen's, verstehn's, wann i dann und wann mein' Aeltesten, 'n Schan', oder a 'n Ferdl, oder 'n Pepi oder 'n Karl was zug'steckt hab', daß je si a a Vergnügen machen können, da war's Spectakel firti, und er hat g'schrien, i verdirb die Kinder; die Buab'n sein jetzt schon nix nutz, schau'n sie um ka G'schäft und ka Arbeit um, stehl'n unser'n Herrgott den Tag ab und verjuren 's Geld auf Landpartien und mit Maschandmodmadln! ‚Und wo bist den Du', hab' i g'fragt, ‚'n ganzen Tag? Schau'st Du Di um's G'schäft um? Vormittag bist von Neuni bis Zwölfi in Wirthshaus auf a Gabelfrühstuck, Nachmittag von Drei bis Achti in Kaffeehaus beim Tarokirn, und nacher wieder in Wirthshaus bis Mitternacht oder no länger. Was's da treibts und thuts und machts so lang beieinander, das weiß i nit amal, viel Schön's wird's nit sein! Wann'st Du, in Deine Jahr', no allerweil kein' Sinn für Häuslichkeit hast, so kannst es 'n jungen Leuten nit verdenken, wann je si auswärts unterhalten woll'n! Hast es ihner ja nit anderst g'lernt! Hab'n's von Dir was anders g'seg'n, als — 'n Löffel weg und nur g'schwind wieder aussi, furt zu die Freund? Was?'"

„No, daß i Ihner sag', da is die Rederei so weiter gangen, a Wort hat's andere geb'n, bis er g'sagt hat: ‚Thu' was D' willst, meinetweg'n; wirst schon seg'n, was d' mit Deiner Erziehung aufsteckst!' J, mit meiner Erziehung? Schau'n's meine Söhn' an, wie die Granadierer sein's, kerzengrad und kerng'sund — daß's a lebenslusti sein . . . . no das steckt im Blut, und m'r lebt ja nur amal und m'r hat's ja, vergunt is's ihner, jung und kräftig sein's ja a! Laßt m'r ihner halt die unschuldige Freud'! Was Schlecht's thun's ja nit und betrüg'n und Schulden machen thun's ja a nit! Hätten's ja a gar nit nothwendi!" . . .

„Also, daß i Ihner sag': um's G'schäft hat si mein Mann eigentli nur selten umg'schaut, is a beinah von selber gangen, denn es is gar a alte Firma, no von sein' seligen Vatern her, und dann hab'n m'r unsern Werkführer g'habt, ein' sehr ein' verläßlichen Mann — is jetzt auch schon selbstständig und in kurzer Zeit a vermöglicher Mann wor'n — und weil meine Söhn' ka rechte Freud' zum G'schäft hab'n, so hab'n m'r's ganz aufgeb'n und leb'n von unsere eigenen Mitteln. Schauet auch beim G'schäft heuntigen Tags nit mehr so viel heraus, wie einmal, denn die Zeiten hab'n sich g'waltig g'ändert, und hätt'n m'r auch nur lauter Verdruß mit die Arbeiter, wie meine Söhn' sag'n, und weg'n a paar Kreuzer Profit sich alle Tag ärgern und Gift und Gall schlucken, das wär', wann m'r's nit braucht, wirklich nit der Müh' werth. So sein halt no a sieben Stuck bei uns z'Haus, bis a die wegheiraten. Hab'n aber no ka passende Partie g'funden, denn mit die jetzigen Madeln heißt's vorsichti sein, bis a junger Mann da eine find't, die von der Hauswirthschaft was versteht, da kann sie Einer d'Augen aussuchen und erst no blind wer'n; und was die Mannsbilder betrifft, so is für a urndlichs Frauenzimmer auch kein' rechte Auswahl mehr da . . ."

„Denn a Hauswirthschaft urndli führ'n, is do in einer Eh' die Hauptsach', und da hab' i mir in die vierz'g Jahr ka Wort d'reinreden lassen! Gott sei Dank, mir versteh'n aber a was davon und könnten mancher Frau da leicht was zum Auflösen geb'n! In die ersten Jahr' hätt' der Meinige manchmal gern a Schnoferl g'macht, wann i am Markt g'fahr'n bin und

nach seiner Meinung z'theuer einkauft hab'. ‚Was guat is, is theuer!' hab' i ihm zur Antwort geb'n, ‚verschenken thua: m'r die Waar' nirgends!' Aber g'schmeckt hat ihm nacher do, was i ihm vorg'setzt hab', denn i hab' allerweil die besten Kochinnen g'habt; vom Matschakerhof, von der Stadt Frankfurt, von die Schott'ner, von Erzherzog Karl und wie halt die Häuser heißen, auf die m'r si verlassen kann. G'waschen, das hab' i glei g'sagt, darf im Haus nit wer'n, und so is d'Wasch an ein' Montag immer abg'holt und an ein' Samstag punktli bracht worn — mudeljauber, wie der Schnee so weiß — und m'r hat die Scherereі im Haus und in der Kuchel nit g'habt. Schaut nur heraus mit die paar Kreuzer, die m'r da erspart, und weil m'r se a selber früher z'Grund richt' mit der Rackerei. Deshalb is m'r nit auf der Welt!"

„Und ebenso hab' i, weil i mein Lebtag a wirthschaftliche Frau war, a mit'n Stricken und Flicken mein Augenmerk d'rauf g'habt, daß nix unnothi z'rissen und wegg'worfen und Alles so lang ausbessert wird, als mogli is. Selber hinsetzen und a paar Strumpf stricken oder dem Meinigen in seine Sockel a Ferschen anstuckeln, oder a Kappl in Vorderfuß anstricken, oder in a durchg'wetzte Hosen von mein' Jungsten neuche Knie einsetzen, das hatt' si nit auszahlt, hatt' a la Zeit dazu g'habt, weil i in der Wirthschaft zu viel nachschau'n und den Dienstleuten auf die Finger schau'n hab' muss'n, daß s' nit gar z'viel krabsen oder muthwilli runnir'n — was s' z'sammg'schlag'n hab'n, is ihnen eh vom Lohn abzog'n wor'n — also, daß i sag, mit so einer Grasstarbeit hat sie a Frau, wie i war, nit abgeb'n konnen; meine Madln hab'n ebenfalls kein' Loffel dazu g'habt, was i ihnen gar nit verargen kann, weil's a la Zeit dazu g'habt hab'n, denn 'n ganzen lieben Tag hab'n Ihner die Madeln nur studirt, hat a Lehrer 'n andern die Thür in d'Hand geben: der Klavierlehrer, der Singlehrer, der Tanzlehrer, das is nur so fortgangen, denn, daß i Ihner's sag', sie hab'n si zum Theater ausbilden woll'n. — So, die Susi hat Ihnen a Stimm' g'habt, wie die Catalani, hat unser Hausmeister g'sagt, der die Catalani no g'hort hat; und die Fanny, die wieder fur's Lustige war, hat zu der Operett' geh'n woll'n — So, von derer a Mannsfeld'sches Lied z'hor'n, g'rad, als ob's die Mannsfeld selber

g'west war! Die Mali is a Patsch, die hat gar a Dichterin wer'n woll'n und hat 'n ganzen Tag g'lesen, was ihr in d'Hand kommen is, und hat sogar französisch z'lernen ang'fangen — auf einmal, wir's schon oft geht, hab'n alle Drei die Freud' verlor'n und m'r hat 's Geld umsunst ausgeb'n. . . . Ja, die Erziehung von die Kinder kost't Ein'm was, dafür hab'n's aber a a Bildung, und wann morgen a Graf kommt und um sie anhalt, braucht si Er und Sie nit z'schamen!"

„Aber was i sagen will und von was m'r g'redt hab'n: vom Stricken und Flicken. Daß's in einer so großen Hauswirthschaft allerweil was gibt zum Ausbessern und zum Nachschaffen, das wird a jede vernünftige Frau einseg'n, und dafür hab' i, weil mir ka Zeit g'habt hab'n, die ganze Arbeit einer alten Tant', einer armen halbblinden Person, geb'n und hab's auf die Art unterstützt. Na ja, vom ‚Armenleutgeld' hat's nit leben können, so hat ihr das, was i ihr z'verdienen geb'n hab', recht wohl than. I hab' ihr ein' jeden Fleck Leinwand, den's braucht hat, vorg'messen und die Woll und 'n Zwirn auf die Strümpf nachg'wog'n — hat allerweil ein' Verdruß geb'n, aber i bin genau, i bin nit so leichtsinni wie andere Wiener Frauen, die 's Geld beim Fenster aussiwerfen und alle Fünfe grad sein lassen! Bei mir wägt's, was's hat. In All' und Jeden! Also, daß i sag: hat die arme Frau — sie war schon in die Siebzig — jahrelang bei uns z'thun kriegt; manches Monat ihre drei, vierthalb Gulden! Is doch a schöner Nebenverdienst! Was? Hat aber a von der Fruah bis in d'Nacht fleißi d'rauf loskneifelt — war da in Erdberg wo z'Bett — und weil se si auf d'Nacht ka Licht hat zahl'n können, is's auf der Stieg'n beim Oellamperl g'sess'n und hat g'strickt. A fleißige Frau! Einmal hat's mi aber do falsch g'macht. War freili kalt und im Winter, aber g'wisse Sachen leid i amal nit. Sie muß si a Bezahlung g'hofft hab'n, weil 's Monat aus war, aber i hab' g'rad ka klein's Geld g'habt und hab' g'sagt: ‚Wann's wieder kommen!' So is's halt aussig'humpelt. Nach einiger Zeit hör' i in der Kuchel draußt reden, i schau nach, was's is, was siech i? Hat ihr die Köchin, weil sie's d'rum bitt' hat, a Schalerl Suppen g'warmt! So a Keckheit! ‚Du Trampel!' — hab' i g'sagt — ‚hast Du das Recht, von Deine Herrnleut' was

weg'schenken? Glei gehst aus 'n Dienst! Und So, Frau Tant', mit Ihnen hab' i extra z'reden! Wissen's, mir unterstützen Ihnen schon lang g'nua, und Sö wer'n für das, was's abliefern, per Kreuzer zahlt! Bettelleut' duld' i in mein' Haus nit, unten bei der Einfahrt steht's ang'schrieben, wann's lesen konnen! Wann m'r das no amal g'schicht, will i Ihnen in mein' Haus nimmer seg'n! Mir hab'n ausg'red't!' So is's halt weinender fort. Streng war i alleweil, und in unsern Frauenverein heißen mich die Damen deswegʼn auch immer nur ‚die Musterfrau'! Und das bin ich auch! . . ."

„Ja, daß ich Ihner sag': wann a Frau nit auf Alles schaut, ginget's mit einer Wirthschaft bald tschali. M'r siecht's ja in andere Häuser, wohin a verkehrte Haushaltung führt! I hatt' mein' Christian nit z'heiraten braucht, um versorgt z'wer'n, hätt' Manner dutzedweis' finden konnen, so viel hab'n si' um mi' beworb'n, denn wann m'r jung und sauber is und von Haus aus a wirthschäftliche Erziehung g'nossen hat, so braucht Ein'm nit bang z'sein, einmal das Glück z'hob'n, in den heiligen Eh'stand zu treten. So hab' i halt ihm g'nommen — mein Gott! er is g'rad ka Kirchenlicht, aber ein rechtlicher Mann, und was 's Beste is, er laßt mi' schalten und walten wie i will; der Herr im Haus bin i! Und so soll's a jede Frau machen. Aber mein Christian weiß auch, was er an mir hat. ‚Christian!' — hab' i hundertmal zu ihm g'sagt, weil ihm a paar Besuche von Frauen nicht recht war'n, die oiter auf a Schalerl Kaffee kommen sein — ‚Christian!' — hab' i g'sagt — ‚Du hast Deine Freund', und i hab' die paar Freundinnen da, rechtschaffene Frauen, die i vom Verein aus kenn' und die i m'r nit verbieten lass'.' Und Ruah' hab' i g'habt! Oder war's vielleicht schoner g'west, wann statt die paar Frauen a paar Galan zu mir kommen war'n, wie bei andere Weiber, die die Liebhaber wie die Parasol alle Jahr wechseln? Was könnt' i da für G'schichten d'erzähl'n, wann i a Plauderin war'! Im Verein erfahrt m'r genug, und selber seg'n thut m'r auch, daß Ein'm förmli' grauſt! Nein, da kann si' mein Christian nit beschwer'n über mi', und hab' i schon ein Fehler an mir, so is's der, daß i im Sommer gern am Land wohn', denn bei derer Hitz und bei den Staub in der Stadt ausz'halten, das bin i

nit im Stand. Mein Christian weiß auch, daß das mein' einzige Freud' auf der Welt ist und hat mi sogar amal zu mein' Namenstag überraschen woll'n und hat, wie er g'sagt hat, ‚a Hütt'n' mir zum Präsent g'macht, die er da bei Hainbach hint' kauft hat. A sehr a schöne Filla, aber — so abg'sondert von der Welt, und alle Sommer immer dasselbe, das war m'r z'fad und z'langweili', so hat er's wieder verkauft, freili' mit ein' Verlust, aber mir sein nit gebunden und können alle Sommer wo anders loschir'n, einmal dort, einmal da, wo's uns halt g'rad g'freut und wo m'r was Neug's siecht und hört. Leider is der Putz überall sehr stark, und weil m'r do den andern Frauen nit z'ruckstehn will, so muß m'r das mitmachen, was Alle thun. B'sonders bei die Kränzchen. . . . Sö, das letzte Kränzchen war aber schön! Ah — ah — ah! Auf ein' Hofball kann's nit nobler sein! I hab' aber a mein' ganzen Schmuck umg'habt! Da is g'schaut wor'n! Und dö Zischlerei von alle Seiten! Den Neid — weil's wissen, daß bei Unsereins a Alles echt is! Denn wann a Frau schon ein' Schmuck hat, so hat's 'n nit für'n Kasten z'Haus, sondern zum Umhängen! Ja, daß ich Ihnen sag': sogar tanzt hab' i mit a paar seinige Freund' von mein' Mann, und bei der Damenwahl hab' i m'r den allerjüngsten Tänzer ausg'sucht — justament — daß si' die Andern giften, und hab'n gar nit mehr auslassen. Ein sehr ein höflicher, artiger Mann! Hat mir die Hand küßt und hat um die Erlaubniß gebeten, uns besuchen zu dürfen. ‚Warum denn nöt?' hab' i g'sagt, ‚Alles in Ehren!' sagt der würdige Vorstand von unsern Verein!" . . .

3. Die Jungen als Musterkinder.

Im Frühstückzimmer.

Schani: Aber heunt is der „Alte" wieder a Bisl granti, weil i erst in der Fruah z'Haus kommen bin! . . . Dö Brummerei seit einer ganzen Stund' schon! Wird m'r beinah' z'wider! Wann er nit bald aufhört, fahr i ab und er siecht mi a paar Tag' nit! A dalkerter Bua is m'r ja do nit mehr! . . .

Mali: Weil's D' aber gar nit um's Reden gibst! Weißt, daß er das nit gern hat, wann's D' mit die Hueberischen die ganze Nacht umerziegst!

Schani: Sein meine Freund'! Freund' wir i do hob'n dürfen?

Mali: Aber solche! Dös sein m'r a die wahren! Und zahl'n mußt D' a allerweil für sie. . . .

Schani (eine Cigarrette drehend): Geht's Di was an?

Mali: Weil's unser Geld is! Uns Allen miteinand' wird's entzog'n, was Di die Lumperln kosten.

Schani (die Hand aufhebend): Du, so ein' Ram' verbiet' i mir! Ueber meine Freund' lass' i nir kommen! Und Du wirst Di a no g'nua krieg'n einmal, daß D' Dein' Budelräumer heiraten kannst, das ausg'hungerte Windspiel, der Di' eh nur weg'n die paar Letsch nimmt, die 's D' hast!

Mali (weinend): Das sag' i der Frau Muatter! Mein Adolf is a urndlicher Mensch! (Läuft ab.)

Schani (lachend): Das hat's no bei ein'n Jeden g'sagt, bis er's hat sitzen lassen! A verliabte Urschel! (Dreht sich eine neue Cigarrette.)

* * *

Im nächsten Zimmer.

Pepi (für sich): Wann heunt' d' Frau Muatter nit außerruckt mit a zwa Zehner, bin i g'fror'n und mit Nußdorf is nacher nix, wann a Alle bei der „Siegfes-Mariedl" auf mi warten. . . . Hat zwar erst gestern drei Zehner g'schwitzt, die's 'n „Alten" hat heimli' außerg'nommen, aber mit dem verdammten „Angeh'n" hab'n's mi sauber derwischt — siebzehn Gulden beim Teufel! — i hätt' eh nit g'spielt, wann's nit a Schand' wär', si' ausz'schließen . . . schaut glei so nothi aus, und das will i mein' Eltern do nit anthun . . . (Zu seinem Bruder): Hast Du was Uebrig's?

Karl: I hab' nix . . . Mi hab'ns gestern mit dem altg'rauchten Cigarrenpfeiferl da mit 'n Kotzen g'fangt . . . acht Gulden hab' i 'n Haushofer dafür geb'n müss'n . . . hab'n m'r ja Alle zug'redt, wie ein'n kranken Roß, und wie i's g'habt

hab', hab' i erst no zwa Liter G'rebelten zahl'n können . . . heißt allerweil: Unsereiner kann's thun! Kennst es ja, wie's sein. . . .

Pepi (ärgerlich): Weil's D' aber a immer so dumm's Zeug z'sammkaufst! . . . Was thust D' mit dem Gfraßt! . . . Hast eh schon a anderthalb Dutzed . . . schad' um's Geld! (Zum andern Bruder:) Geh', Ferdl, gib her a paar Knöpf . . . Du bist ja der Sparmeister. . . .

Ferdl: G'west! I hab' mi 'n Suntag beim Totalisär eintunkt — sein achtundachtzig Gulden wie g'maust hing'west . . . Der Fiaker hat a fünfundzwanzig Gulden kost't, so bin i ganz ausg'jackelt! . . . Redt's derweil mit 'n Herzfeld. . . . Freili is er theuer, aber in der Noth frißt der Teufel Fliegen. . . .

Pepi: Bei dem steh i eh schon im Büchl . . . will a nimmer warten und drängt mi allerweil . . . hab' müss'n neulich sogar ein' neuchen Wechsel schreib'n, den er mir dictirt hat . . . a rechter Rauber . . . wie i mit dem firti wir, weiß i no gar nit.

Karl: Der Göschelbauer is no ärger und is do ka Jud! Dös ist erscht der wahre Leutauszieger! Verlangt der für fünfhundert Gulden neunhundert auf sechs Wochen! Aber bei die Antisemiten is er, der Erzwucherer!

Pepi (freudig): Halt, mir fallt was ein! Nach Nußdorf muß i heunt amal aussi . . . wie wär's, wann m'r d' Frau Muatter . . . bitteten, daß 's uns . . . ihre Brillantohrringeln leihet — die alten, die's eh nimmer tragt . . . krieget m'r do ein'n Hunderter d'rauf, und in a vierzehn Tagen schaun m'r halt, daß m'rs wieder auslösen können . . . red' Du, Karl, mit ihr, Du gültst ja so viel bei ihr! Wär' uns All'n g'holfen . . . geh, Karl, bitt' 's. . . .

Karl: Dös thu i nit gern — weil's ihr Brautg'schenk is und das gibt's nit so leicht aus der Hand . . . Wo hat sie's denn?

Pepi: In der schwarzen Schatull'n. . . .

Karl (nachdenkend): Vielleicht laßt si' die G'schicht machen, ohne daß m'r ihr was davon sagt . . . Legt m'r halt 's Versatzzett'l inzwischen eini und — in acht Tagen löst m'r's aus . . . braucht ka Mensch was davon z'wissen. . . . Wir's schon machen . . . stad sein! . . .

* *
*

Im anderen Zimmer. (Während der Toilette.)

Fanny (ein Foulardkleid musternd): Mit dem Fetzel kann i nit mehr unter die Leut' geh'n . . . schen wegen die Schwarzischen, die heuer schon's dritte Sommerkleid kriegt hab'n! . . . A rechte Schand für a jung's Frauenzimmer von unsern Stand, die auf sich was halten will und nit zum G'spott sein mag von ein' jeden Kucheltrabanten! . . . Fünfmal hab' i's schon ang'habt . . . mi kennen's schon von Weiten: „Die Franzblaue kommt daher", wischpeln je fi' wahrscheinli' zu, und lachen Ein'm im Stillen aus oder bedauern Ein'm, daß ma so knickerische Eltern hat. Und wär' All's nit nothwendi'! Ob 's Geld todt im Kasten liegt, oder ob i mir was kauf d'rum, is so ziemli' alles eins — glaub' ich! . . . G'schamt hab' i mi' neuli' beim Furscht um', g'schamt nit zum sag'n! Is m'r grad g'west, als ob All's mit Fingern auf mi' deutert, Gottigkeit, als ob's sagen wollten: Mäderln aus so ein' Haus sollten doch nicht dahergeh'n, wie a armer Dienstbot! Drum sag' i: der Vater muß anderscht wer'n, oder i geh' gar nit mehr aus, oder i lauf auf und davon und heirat' den erstbesten G'sell'n, der m'r unterkommt. Die Schand' thu i ihm no an! (Das Kleid in die Ecke werfend.) Den Hadern soll tragen wer will, i nit! (Weint.)

Susi: Was soll denn i erscht sag'n, die ein' Verdruß g'habt hat, weil i m'r lichtgrüne atlassene Stöckelschuh, die allgemein trag'n wer'n, b'stellt hab'! I ganz allein soll so was nit hab'n! Und so geht die Sekirerei fort und fort! . . . Der Paradeisvogel auf mein'n Hut war ihm nit recht, da hat er g'sagt, das g'hört für ein' Auslag' von ein' Vogelhandler; und wie i m'r Marabu- und Straußenfedern 'naufg'steckt hab', hat er wieder g'sagt, i schau aus, wie a Schlittenpferd! Mit amal die Rechnung hat er zahl'n woll'n, wann fi' die Frau Muatter nit in's Mittel g'legt hätt' und g'sagt hätt': für was is a Mod', wann m'r's nit mitmacht? Ja, mir sein recht unglückliche Kinder! (Weint.)

Fanny: Laß's geh'n, wer weiß, wie lang's no dauert. . . . I gift mi nur weg'n der Mali, die die Gebildete spül'n will und sagt: „Der Putz gehört nur für gemeine Leut!" Die Person is so viel dumm, schad', daß 's unser' Schwester is, wird a no ganz verruckt, mit ihr'n ewigen Romanlesen! . . .

Susi: 'n Schan' hab'n's in Kaffeehaus ja a verdorb'n mit'n Zeitungleſen. . . .

Fanny: I bitt' Di', was lest denn Der? Er lest ja nix, als in „Fremdenblatt“ d' Annoncen von die Soiréen, wo der Seidl und Wiesberg ſingen und was's in die Schantan-Kaffee Neug's gibt. Das is ſein' ganze Leſerei. Das verdirbt 'n nit. Aber ſeine Freund'. . . .

Susi: Und 's Zahlen und Gutſteh'n für ſie!

Fanny: Und 's lange Ausbleiben! Neuli is er ja gar nit z'Haus kommen; wie der Vater in der Fruah nachg'ſchaut hat und a Spectakel g'macht hat, wie er um halber Achte 's Bett no leer g'funden hat, hat müſſ'n d' Frau Muatter lüg'n und hat g'ſagt: er is ſchon wieder zeitli fort, er is baden gangen. Nacher is er um Zehni einerg'ſchlichen, und wie er ſein' Uhr g'ſucht hat, hat er g'ſeg'n, daß ihm's wo abzwickt hab'n. Muß a ſchöne G'ſellſchaft g'weſen ſein! . . Du weißt no gar nix davon, Du haſt damals Dein Kopfweh g'habt und biſt 'n ganzen Vormittag lieg'n blieb'n; aber mir hab'n 's Kreuz mit ihm g'habt, bis m'r 'n heimli auf'n Boden 'naufgebracht hab'n, wo er ſi ſein' Tampus ausg'ſchlafen hat. A guater Menſch, aber ſchreckli leicht! . . I weiß nit, wie m'r ſo ſein kann. . .

Susi: Is der Ferdl und der Karl a nit anderſcht! Wann mir das Geld auf'n Putz verwendeten, was die Zwa alle Tag nur beim Heurigen ausgeb'n, könnten m'r uns anzieg'n, wie die Fürſchtin Metternich. Uns Madln halt m'r knapp und vergunnt uns nit die kleinſte Freud', und die Herren Brüder verjuxen 's Geld, als ob's wie der Miſt wachſet!

Fanny: Mir hätten ſoll'n do zum Theater geh'n, ſo ſtunden m'r heunt unabhängig da! Glaubſt D' nit?

Susi: I ſchon. Ob's aber auch Dir gelungen wär' . . . .

Fanny (pikirt): No freili, Du mit Deiner Stimm — um Di hätt' m'r ſi g'riſſen! I weiß ſchon, was der Lehrer g'ſagt hat! . . .

Susi (heftig): Was hat er denn nacher g'ſagt? Er kann mi nur g'lobt hab'n, wie's a jeder Menſch than hat, der mi nur einmal hat ſingen g'hört! Hab'n's mi nit überall die „Königin der Nacht“ g'heißen? Du, mit deiner Zeiſerlſtimm' hätt'ſt vielleicht gar . . .

Fanny (wüthend): Was? I mit meiner Zeiserlstimm'? Wer hat a Zeiserlstimm'? I hab a Zeiserlstimm'! Was hast denn Du für a Stimm', wenn i a Zeiserlstimm' hab'? Du a „Königin der Nacht"? Daß i nit lach; ja, wann's D' 'n „Nachtkönig" zum Mann kriegst, nacher kannst Di die „Königin der Nacht" heißen, Du eingebildete Nocken, Du!

Susi (ihr in die Haare fahrend): Was bin i? No wart, Du blattermaserte Her!

Fanny (schreiend): Auslass', oder ich erzähl 'n Vattern, wo's D' in ein' Sonntag Vormittag statt der Kirchen bist!

Susi (geringschätzig): Du bist mir viel zu ordinär, als daß i mich an Dir vergreif! Aber mirk Dir den Vorwurf, den's D' mir jetzt g'macht hast und wann's D' wieder a Briefert an ein' Amanten z' bestellen hast, so wend' Di nur an mi, Du Unschuld, Du! (Geht höhnisch lächelnd ab und schlägt die Thür zu.)

Fanny (sich die Haare richtend): A reine Furie! Ich a Zeiserlstimm'! (Weint.) Ich sag's ja, in unserer Familie is ka Glück und Segen, und das kommt Alles nur davon her, weil die Eltern den Andern Alles angeh'n lassen! Wir' froh sein, wann i einmal aus dem Haus bin! Die Streitigkeiten nehmen sonst kein End'! (Sucht einen Chignon hervor und kämmt ihn.)

* * *

Im Zimmer der Eltern.

Der Papa (mit großen Schritten auf und ab gehend): Sö sein also der Zahlmarqueur aus dem g'wissen Café?

Der lange Franz: Zu dienen, Herr von Grammerstädter!

Der Papa: Und wissen Sö ganz genau, daß das mein Sohn, der Schan' war?

Der lange Franz: Gewiß, er sagte es ja selbst und seine Freunde bestätigten es; auch kenn' ich ihn von früher.

Der Papa: Und wie viel is er schuldi blieb'n?

Der lange Franz (einen Papierstreifen vorzeigend): Da is Alles aufg'schrieben. Die Gesellschaft war hübsch groß, zehn Herren und fünf Damen — waren, glaub' ich, so ein' Art Chansonnetensängerinnen, kann's aber nicht mit Bestimmtheit be-

haupten. Für die Alle hat der junge Herr hergeb'n lassen. Zuerst haben 's Punsch trunken: zweiundzwanzig große und sieben kleine; dann fünf Knickebein; dann zwei Curaçao, vier Allasch und drei Chartreuse. In der Früh haben 's nacher mit 'n Pilsner ang'fangen: fünfzehn Flaschen, eine Sardinenbüchsen und fünf Caviarbrot. No, und nachher die Cigarren — a Packl Milares und zwanzig russische Cigarretteln. Drei Gläser sein auch z'samm-g'schlagen wor'n, ein' Fenstertafel eindruckt und ein Gasarm abgedreht.

Der Papa (starr): Sonst nix?

Der lange Franz (ernst und gelassen): Sonst nichts. Macht Alles in Allem . . .

Der Papa (suchtig): Ich brauch's nit z'wissen! Sö wer'n do nit glauben, daß ich, als Vater, für so ein' G'schwusen von ein Mussi Sohn nur ein einzigen Kreuzer zahl', wann er a so a Leben führt? I hab' ja no mehr Kinder, für die i z'sorgen hab'!

Der lange Franz (ruhig): Nach Belieben, Herr von Grammerstädter! Ich hab' dem jungen Herrn creditirt, weil ich ihn kenn' und weil er öfter kommt, und weil er g'sagt hat, daß er am nächsten Tag zahlen wird. Es sind jetzt aber schon drei Wochen, Briefe nutzten nichts, so habe ich mir erlaubt, den Herrn Papa, als angesehenen Mann und vermöglichen Bürger, zu bitten, daß er mir, der ich nur ein armer Diener bin und das Geld meinem Herrn verrechnen muß . . .

Der Papa (entschlossen): Reden's nit so viel, schad' um's Schmalz, i zahl' nix mehr! . . . Das ginget seit a paar Jahr schon in die Tausend' . . .

Der lange Franz (mit Würde): Bedauere, mich in Ihnen und Ihrem Herrn Sohn getäuscht zu haben, aber ich bin nun auch genöthigt, die Sache dem Gerichte . . .

Die Mama (einfallend und begütigend): Aber Christian, sei a Mann! Handl' als Vater! Verzeih's 'n Schani! Er wird's nimmermehr thun! Er muß's mir versprechen! Einmal is keinmal! Du warst ja a amal jung und weißt recht guat, wie leicht a junger Mensch sich verleiten laßt. . . . Zahl' die paar Gulden! . . . I wir mit 'n Schan' schon selber reden . . . es is wegen die Leut'! . . .

Der Papa (die Brieftasche auf den Tisch werfend): Thuts was's wollts, Des bringts mi ja do no Alle um! (Sinkt in seinen Lehnstuhl und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

* * *

Eine drückende Pause, welche die „Mama" aber klugerweise benützt, um, ohne weiteres Wortgefecht und ohne lange Verhandlungen und Nachrechnungen, die fatale Angelegenheit „baar" zu ordnen, worauf sich der „lange Franz" unter ehrerbietigen Verbeugungen und mit dem Wunsche: „Besten Appetit zum Speisen!" rasch entfernt. Ein Vormittag im „Grammerstädter'schen Hause" ist zu Ende; man sitzt schweigend beim Mittagstische und — geht Nachmittags seinen gewohnten Beschäftigungen, d. h. Zerstreuungen und Vergnügungen wieder sorglos nach. Fortsetzungen obiger Scenen in endloser Zahl, der Schluß bekannt — nach vorhandenen Mustern. . . .

7.

Herabgekommen!

Anfangs der Fünfziger Jahre erzählte uns Einer, der von New-York zurückkam, daß er einen bekannten Wiener Geschäftsmann, der sich im November 1848 flüchten mußte, auf dem Broadway drüben getroffen, aber in recht kläglicher Gestalt; denn der einst Begüterte sei, da er in Wien Alles in Stich gelassen und auf fremder Erde ohne Beistand und Hilfe war, gänzlich „herabgekommen", so daß er sich genöthigt sah, um nicht Hungers zu sterben, mit Zündhölzchen und Wichsschächtelchen hausiren zu gehen, was er denn auch, und zwar in den belebtesten Straßen, ungescheut that und den Wiener sogar — ohne zu erröthen — treuherzigst grüßte. Darob gewaltiges Entsetzen in dem Kreise der Wiener Freunde, die fast sammt und sonders darüber einig waren, daß ein Strick um den Hals oder ein Sprung in's Wasser einem „solchen Leben" vorzuziehen sei. Notabene für einen ehemaligen „aufrechten Bürger"!

Ich schwieg damals und dachte mir nur meinen Theil. Ist's wirklich so „ehrlos", die paar Cents, die der vom Schicksale Gehetzte und von aller Welt Verlassene zur Fristung seines Daseins benöthigte, sich auf diese Weise zu verdienen? Ist's honoriger, zu schnorren und zu pumpen, seinen Freunden im Sack zu liegen oder sich von verliebten Weibern füttern zu lassen? Ist's gar so verdammenswerth, seinen oft nur zeitweiligen „Niedergang" ungebeugt zu ertragen, sich der momentanen Verarmung, wenn sie unverschuldet hereingebrochen, nicht zu schämen, und gehört thatsächlich eine „eiserne Stirne" dazu, vor den einstigen Zeugen und Genossen des früheren Wohlstandes als Lastträger, als Dienstmann oder als simpler Hausirer sich sehen zu lassen, aber noch immer nicht zu betteln, zu schwindeln, zu betrügen oder Schlimmeres zu thun? Was wir für prüde Leute sind und für sonderbare Grundsätze und Begriffe von „Ehre" haben!

Also der „Strick" wäre vorzuziehen gewesen? Nun, der Mann that's nicht. Er hielt, ohne zu verzweifeln, die paar schlimmen Jährchen, die allerdings zu langen Jahren wurden, wacker aus, verdingte sich später als Hausknecht in einem Hotel, avancirte daselbst, da man seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu verwerthen verstand und er immer ehrlich blieb, zum Leiter desselben, verdiente viel Geld, ging, als sich ihm eine günstige Gelegenheit bot, nach Australien, gründete selbst einen Gasthof, der ihn vollends zum reichen Mann machte, und als so Alles wieder in schönster Ordnung und er ohne jegliche Sorgen war, da ließ er seine Familie kommen, die er ein Decennium lang nicht gesehen und erzählte ihr und Allen, die es wissen wollten, wie schlecht es ihm durch „geraume Zeit" ergangen.

Warum griff der Andere später nicht zum Strick, Jener nämlich, der sich vor dreißig Jahren das Maul so zerrissen und uns eben den Schauderbericht von dem armseligen Hausirer auf dem Broadway grellfarbigst zum Besten gab? Ich begegnete ihn im heurigen Winter; er war nun selbst im vollsten Sinne des Wortes „herabgekommen", herabgekommen, um nie wieder in die „Höhe" zu gelangen; ich sah ihn bleich und fahl und abgezehrt, im fadenscheinigen Zeugröcklein, dem die nöthigen Knöpfe fehlten, krank und alt und gebrochen. Er huschte scheu an mir vorüber — ich glaube, er ging „fechten".

Welche Wendung! Wie gab sich der Mann einst so stolz und protzig und wie schmähte er Jeden, der's ihm nicht gleichthun konnte (oder nicht wollte), und was that er sich auf das erheiratete vierstöckige Haus zu Gute, das ihm eine alte Närrin am Tage der Hochzeit verschrieb. Der liebe Herrgott selbst schien ihm zu gering und sollte ihn, nach seiner Meinung, beneiden, was aber um ihn lebte, schaute er nur über die Achsel an und heischte allseits starre Bewunderung. Wir lachten im Stillen über den eitlen Tropf, der ab und zu in unsere bescheidenen Kreise kam, um — seine Herrlichkeit zu zeigen und von neuen Glückserfolgen zu erzählen und zu prahlen. Alles glänzte und glitzerte an ihm von Gold- und Edelsteinen; er hatte die schönsten Meerschaumpfeifen und trank nur Thalerwein; er warf nur mit dem Gelde um, als ob es Häckerling wäre, und machte dumme Streiche und noch dümmere Wetten, um zu beweisen, daß nur Er derlei riskiren könne, denn die übrige Menschheit bestand ja doch nur aus „armen Schluckern" und „G'frettbrudern". Das Geschäft, das er mit der einfältigen Urschel übernahm, florirte und ging eigentlich von selbst, wenigstens ohne sein Zuthun; dennoch schützte er die Nothwendigkeit großer und größerer Reisen vor (weil sie ihn oft monatelang von seiner häuslichen Liebeslast wegbrachten), und während einer solchen Absentirungsfahrt war's eben, daß er über dem Wasser drüben seinen früheren Freund in solch trauriger Verfassung — und als er mürrisch heimgekehrt, sein vor Sehnsucht und Eifersucht verzehrtes Weib — todt fand.

Nun war der Glückliche unumschränkter Herr seines Glückes; aber, als er es zu fassen und festzuhalten meinte, da entschlupfte ihm die Leichtfertige und höhnte ihn sogar. Ja, das Glück wich von ihm und tausenderlei Sorgen stellten sich statt seiner ein. Es kam Schlag auf Schlag, alle Speculationen mißlangen, Verluste folgten Verlusten, sein imposantes Vorstadthaus und seine pompöse Villa gingen flöten. Pferde, Wagen, Möbel, Schmuck und Bilder wurden im Executionswege verkauft und er stand eines Tages auf der Straße — fast obdachlos, sicher aber ohne einen einzigen Freund oder Helfer.

Zehn Jahre brauchte es, bis sein Niedergang so zweifellos war, just zehn Jahre, die der Andere benöthigte, sich wieder auf-

zuschwingen und in der Höhe zu bleiben. Der Herabgekommene fiel aber auch noch immer tiefer, kam mit dem Gesetze und den Behörden in Conflict und verschwand für längere Zeit aus dem Gesichtskreis seiner Bekannten. Als er wieder sichtbar wurde, mied man ihn noch mehr, und als die bitterste Noth ihn lehrte, Scham und Scheu bei Seite zu setzen und bei seinen Exfreunden zu — betteln, da wollte man ihn nicht einmal je gekannt haben. Er versuchte Alles und das Denkbarste, um sein Leben zu fristen, nur — zu arbeiten hatte er nicht Stimmung und Muße. Was weiter und in der folgenden Zwischenzeit mit ihm geschah, weiß ich nicht, genug, daß ich ihn, wie erwähnt, noch in jüngster Zeit leider am Leben und in verwahrlostem Zustande traf. Ein Herabgekommener!

Die Erscheinung ist nirgends selten, in großen Städten an und für sich nicht. Jedes Dorf hat seine „gefallenen Größen", aber wenn ein ci-devant Großbauer, der auf der Kegelbudel oder beim Kartenspiel, oder beim Weinkruge sein „Gerstel" allmählich verthan, sich später an einen Kreuzweg postirt und mit dem Hute in der Hand sein Vaterunser plappert, auf daß ein mildherziger Vorübergehender ihm einen halben Kreuzer zuwerfe oder eine verschimmelte Brotkrume, so gibt's im Orte wohl lange zu zischeln und die Jungens sperren vielleicht verwundert die Mäuler auf und die Alten schleichen abseits, um sich den tristen Anblick zu ersparen. Was Anderes ist's im Trubel und Geschiebe und Gedränge einer Bevölkerung, die nach Tausenden und Hunderttausenden zählt, wo auf Schritt und Tritt neue und fremde Gestalten und Physiognomien auftauchen, wo bei dem fortwährenden Wechsel des Domicils, dem unaufhörlichen Umzuge der Einwohnerschaft, der steten Wanderung von einem Bezirke in den andern, die Insassen einer Straße, ja oft eines Hauses sich gegenseitig unbekannt sind und es bleiben; was Anderes ist's auf solch buntem Terrain, wo der Einzelne im Strome der allgemeinen Bewegung nicht zu unterscheiden, sich unseren Augen zu entziehen vermag und oft erst nach Jahren und durch Zufall und unerwartet plötzlich uns in den Weg kommt. Da kann's denn geschehen, daß eine derlei Begegnung uns einigermaßen frappirt, wenn nicht gar entsetzt. Wie sieht der Mann (oder die Frau) aus, was ist mit ihm (oder mit ihr) geschehen, wie sind diese Leute herabgekommen!

Fast graut es uns, den Unglücklichen einen Blick nachzusenden; es schmerzt uns, daß wir dem Betreffenden die Beschämung angethan, ihn nach solch trauriger Metamorphose gesehen und erkannt zu haben; ein Frösteln überzieht uns und wir eilen beflügelten Schrittes fort, um das fatale Ergebniß zu vergessen; aber — wir bringen es nicht aus dem Kopfe.

„Herabgekommen!" Wie oft flüsterte ich mir schon dies Wort zu, wenn ich diese oder jene pitoyable Gestalt mühsam dahinhumpeln sah, wo ein Blick dem oberflächlichsten Beobachter sagen mußte, daß nur ein crasser Glückswechsel dieses Jammerbild geschaffen. Was traf ich schon für Leute, zerlumpt und abgerissen, die einst in den stolzesten Carossen durch die Straßen jagten! Ich habe in meinen Schilderungen aus Alt- und Neu-Wien wiederholt Gelegenheit gehabt, der Goldara des „Brillantengrundes" zu gedenken und welch Ende viele der einstigen Größen und Zierden des weltberühmten Wiener „Fabrikantenthums" genommen, und ich brauche dieser rapid Gefallenen wohl nicht mehr zu erwähnen. Auch von den diversen Börseopfern schweige ich, und von den zahllosen Märtyrern der sattsam bekannten „volkswirthschaftlichen Krise", und wie die mit Tausenden salairirten Bankcelebritäten nachmals kaum ihren Hunger stillen konnten und Jehovah dankten, wenn ihnen ein Samaritan eine alte Hose schenkte. Ich spreche überhaupt nicht von dem Niedergang completer Schichten und Stände und Classen oder von einzelnen Geschäftszweigen, die durch einen Modewechsel, oder ein Zollexperiment, oder ein sonstiges politisches oder national-ökonomisches Intermezzo hart mitgenommen oder bis zur Vernichtung getroffen wurden, sonst müßte ich all die Trauerscenen beschreiben, an denen allein das letzte halbe Säculum überreich und wo beispielsweise ganze Colonnen von Bandmachern oder Shawlwebern oder Petinetarbeitern ꝛc. sich bei Canalbauten verdingen ließen, oder Goldschmiede, Ciseleure, Handschuhmacher, Hutstepper ꝛc. ꝛc. sich zur Straßenreinigung drängten, oder öffentliche Sammlungen für ganze Fabriksdistricte eingeleitet wurden, deren Wohlhabenheit sich plötzlich vom Hungertyphus abgelöst sah. Ich habe also nicht sociale Katastrophen im Auge, ich beschäftige mich in dieser Skizze nur mit der Portraitirung einzelner Persönlichkeiten, die einst eine markante

Rolle, sei es in gewerblicher, finanzieller, gesellschaftlicher, künstlerischer oder sonstiger Beziehung gespielt und auf dem Schauplatze ihres verblichenen Glanzes nachmals bemitleidet oder verachtet, immerhin aber von Allen geflohen, gemieden und gescheut, als unheimliche Schemen auftauchen und trübselig an uns vorübereilen oder erschöpft sich fortschleppen. Was gibt das oft für ein Memento der — Vergänglichkeit irdischen Glückes!

Und merkwürdig! Hat Dich der Einfaltspinsel in seinen Uebermuthstagen auch gekränkt und beleidigt, hat er Dir wehe gethan in dieser oder jener Weise, oder ist er Dir zum Aergerniß geworden, oder nur albern und lächerlich erschienen — Du empfindest doch nicht sättigende Schadenfreude und denkst doch nicht an rächende Vergeltung und sprichst nicht in höhnischen Vorwürfen von Selbstverschuldung und gerecht bestraftem Leichtsinne, wenn Du Zeuge einer solchen Schlußscene eines wüsten Lebensdramas bist. Du thust es nicht, sofern Du „ein Mensch bist und ein menschlich Herz im Busen trägst", Du thust es nicht und reibst Dir nicht vergnügt die Hände und lachst nicht zu solch grausamem Schicksalswechsel . . .

Du lachst nicht. Ich lachte auch nie, wenn der Zufall es wollte, daß ich derlei „Niedergänge" leibhaftigst vor mir zu schauen bekam, und ich lachte am wenigsten, wenn ich bei Diesem und Jenem des Contrastes von Einst und Jetzt gedachte. Oder wäre es denn wirklich so drollig, einen früheren Hotelier später als Eßzeugputzer, oder einen gewesenen Pferdehändler als Stallknecht, oder eine ehemalige Prima ballerina als runzeliges Reinigungsweib sehen zu dürfen, von anderen drastischeren Exempeln gar nicht zu reden? Ach, es schnitt mir vielmehr in die Seele, als ich noch ein Bube war und man mir einen stockblinden Bettler zeigte, der, von einer barfüßigen Enkelin geführt, in den Wirthshausgärten der Vororte erschien und als einst vielberühmter „Sarastro" der Hofbühne mit zitternder, klangloser Stimme sein vielgeliebtes „In diesen heiligen Hallen" sang. Man warf dem Kinde ein paar Kreuzer auf den Teller, hieß die Beiden gehen und wandte sich ab. Und sie trippelten zum nächsten Tische. Aeltere Wiener werden sich weiters eines phantastisch aufgeputzten, hochbetagten Weibes erinnern, das vor etlichen vierzig Jahren in den Hofräumen des „Bürgerspitales" stand,

auf einer schlecht besaiteten Guitarre klimperte und dazu eine uralte Arie aus Paer's „Camilla“ oder Paisiello's „Nina“ krähte; man hieß sie die „verrückte Hofopernsängerin“. Was sah ich im „Loch“ alljährlich während der „stillen Woche“ für gewesene Großen, für gefallene Sterne, die einst an Thalien's Himmel hell erglänzten, und wer bot sich da Alles für die subalternsten Dienste im letzten Erdenwinkel an, wenn der Offerent einst auch in illustrer Herrlichkeit geschwelgt! Graf Gallenberg, der innerlich und äußerlich nobelste Director des Kärnthnerthortheaters, der das „Elslerpaar“ zum Ruhme führte, starb in Rom als Ankleider in der Garderobe; das Theater, das ihn um Alles gebracht, wollte er doch nicht missen. Wie aber fand ich Marianne Ernst, die „erste deutsche Norma“, wieder, die Wien Ende der Dreißiger Jahre begeisterte, als sie nach stürmischer Lebensfahrt hieher zurückkehrte und mit halberloschenen Augen Strümpfe strickte, nur um das Nothigste zum Lebensunterhalt zu erwerben! In welchem Zustande sah ich Wilhelm Kunst in den letzten Wochen seines wilden Lebens, in den Seitenstraßen der Josefstadt dahinwanken, den ich in der Vollkraft seines Könnens und Wirkens vierspännig fahren sah, mit reich galonnirtem Jäger und detto Bedienten und Kutscher auf dem Bocke und Stehbrette! Wie endete Brand, der Mann mit dem „eisernen Arme“, der mit seinem „Leudenritt“ und den „Gladiatorenspielen“ ganz Wien in Aufruhr brachte, das Guerra's Circus im „rothen Hause“ allabendlich förmlich stürmte! Das Ideal der Männerkraft, das beispiellose Triumphe in jeglichem Sinne feierte, aß sein Gnadenbrot zuletzt bei einem Waschweibe, dem der Ex-Riese an den Wiennern (im Vereine mit einem alten Pintscher), die zum Trocknen aufgespannten Wäschestücke hüten mußte. Wer sah Sebastian Binder, den noch unerreichten Sänger des „Schlummerliedes“, den notorischen „Frühstück-Sardanapal“, als er stimmlos und an den Bettelstab gebracht, nach Pest ging, um auf einem Strohlager zu sterben; wie ja auch der genialliederliche Reitzenberg in Schwechat starb, weiland der „beste Hamlet“, wie der Andere der „beste Masaniello“. Auch Breiting, der „beste Robert“, endete verarmt und herabgekommen, nur daß sein Geschick milder war und ihn bewußtlos

in einem Irrenhause enden ließ. Und eine traurige Wiener Figur war zuletzt auch jener vorstädtische „Ingomar" Decker, der talentvolle Schüler und Copist Ludwig Löwe's (nebenbei ein trefflicher Maler), der schließlich den Passanten den Weg vertrat und ihnen sein Elend klagte. Wie weh that dieser Anblick!

Und welche Rolle spielten Andere, als sie auf der untersten Stufe angelangt! Schriftsteller, Journalisten, Musiker, Bildhauer und sonstige Künstler, die alle bessere Tage gesehen und in Wien von Tausenden gekannt waren. Was gäbe es da zu erzählen und für Namen zu nennen, wenn nicht Rücksichten für Ueberlebende Halt geböten. Wie sah Adolph Bäuerle (der Vater), der Lebemann par excellence, bereits „herabgekommen" aus, ehe er sein Bündel schnürte, um bei Nacht und Nebel seinem theuren Wien und seinen zahllosen Gläubigern zu entwischen! Wie traf ich in den Dreißiger Jahren den Vielschreiber Alois Gleich, der hunderte Bände gern gelesener Romane und ein Schock epochemachender Possen schuf; Alois Gleich, der unglückselige Schwiegervater Rappelkopf-Raimunds, der wahrhaftige „arme Poet", wie ihn Kotzebue zeichnete, oder Julius Voß ihn beschrieb! Gleich wohnte damals in einem Dachstübchen der Kumpfgasse, sein Ameublement bestand aus morschem Gerümpel und einigen Bücher- und Papierstücken. Ich hatte ihm — fünf Gulden zu übergeben, die ein greiser Cavalier, ein bekannter Theatermäcen, in Folge der ergreifenden Schilderung des Loses des Dichter-Veteranen, zu spenden geruhte. Gleich, alias „Ludwig Dellarosa", der „Poeta laureatus" gewisser Schichten des Vormärz, weinte, als ich ihm die „Summe" einhändigte, ich weiß nicht, ob aus Freude oder aus Beschämung, und ich kletterte erschüttert die finsteren fünf Stockwerke herab. Er starb arm und alt und verlassen, schon 1841; ebenso auch (nur allzuspät) seine leichtsinnige Tochter, die, als Weib, des edlen Dichters Name unverdient schmückte und die am Tage ihres Todes kein Hemd besaß, um ihre Leiche zu bekleiden, die in einen Leinensack gesteckt werden mußte. Und es starb auch wieder deren Tochter auf gleiche Weise, jenes einst entzückend schöne, liebreizende und herzensgute Mädchen, das nur den Namen Raimund ungebührlich führte und das ich als emeritirte, lungenkranke Souffleuse einer wandernden Schmiere ein

paar Wochen vor ihrem Ende nochmals traf. Ein Bild des Entsetzens! Physisch zu Grunde gerichtet und auch sonst verloren! Und fühlt man sich bei solchem Anblick in der Stimmung, zu schelten, zu greinen, zu höhnen oder boshaft und schadenfroh zu lächeln? Wozu und weshalb? Und — wer vermag's?

Ich vermochte es nicht, als ich auch auf andere herabgekommene und gänzlich verlorene Existenzen stieß, die kein Mitleid zu beanspruchen berechtigt waren, und die, Strolche und Lumpe geworden, höchstens Abscheu zu erregen, direct aufforderten. Und dennoch erbarmte mir Lyser, als ich ihn, den reichbegabten Poeten und Musiker und Maler, den einstigen Freund Heinrich Heine's, in den Fünfziger Jahren aus den Branntweinschänken meines Bezirkes hinausgestoßen und lächelnd forttaumeln sah. Er dauerte mich, seines vernichteten Genius wegen, der Mensch an ihm war nicht mehr zu retten. Und es erbarmten mir ein paar hinfällige „Matronen", zwei Schwestern, die zur Congreßzeit in der „Gesellschaft" einen dominirenden Rang einnahmen, erlauchte Namen an ihren Siegeswagen spannten und am Abende ihres Lebens an einer schmalen Pfründe zehrten, die ihnen der „Armenfonds" gnädigst bewilligte. Wie Viele lebten vom „Armenleutgeld", von den Gaben des Opferstocks und ähnlichen Sammelbüchsen, die noch vor einigen Dutzend Jahren über die Delicatessen jeder Saison gründlichsten Bescheid wußten!

Und Mancher findet sich sogar leicht in sein neues Los. Da sah ich erst unlängst einen Gransschädel, der noch 1860 pechschwarz (vielleicht gefärbt) im Porticus seines Landhauses zu bewundern war, wo der vornehme „Proprietär" stundenlang stand, Orangen schälte und ihren Saft schlürfte, den gaffenden Burschen die Schalen an den Kopf warf, und wenn diese darob ungeberdig wurden, sie mit einem Pack köstlicher Regalias entschädigte, die er in den Knäuel der sich um die Beute Balgenden lachend schleuderte. Welch Halloh der so reich Beschenkten und wie distinguirt zog sich der gentile Spender nach solch launiger Episode zurück, während die auf dem Balkon des Hauses befindlichen Cicisbeos seiner Gattin das artige Schauspiel gütigst applaudirten. Nun, wie gesagt, neulich sah ich den guten Midas wieder, abgemagert und einen schlotterigen Rock um die klappernden Beine gewickelt, und — die Cigarrenstummel auflesend, welche die eilfertigen

Gäste des Carl-Theaters vor dem Vestibule weggeworfen. Wie gierig langte er nach den abgekauten Stücken. Er, der die Uppmanns einst bündelweise verschenkte. Wie und wo mag die edle Frau Gemahlin sich befinden? . . .

Das sind so einzelne Typen aus der leidigen Sammelgattung, die zur Genüge bekannt. Mancher erhält sich den Talmischimmer noch für eine knappe Frist, Andere machen kein Geheimniß aus der Sachlage und steigen, wenn auch seufzend, von dem Piedestal, auf das sie die Gunst der Verhältnisse versuchsweise gestellt. Wieder Andere ersinnen allerlei Ausflüchte, warum und weshalb sie die Zügel kürzer fassen, aus welchen Gründen sie der Familie keinen Landaufenthalt mehr gönnen, warum sie sich dieser oder jener alten Gewohnheit plötzlich entäußern, die Wohnung verkleinern, das Hausgesinde verringern und gewisse Liebhabereien entbehren wollen. Man verkauft „aus Gesundheitsrücksichten" Pferde und Wagen und geht zu Fuße; man überläßt einem drängenden Petenten gegen einen anständigen Preis den braven Waldmann und den vielerprobten Caro, einem zweiten Amateur den Taubenschlag sammt seinen befiederten Insassen, findet die Jagdgewehrsammlung und das complete Fischzeug überflüssig, vergißt auf die „Premiers" unserer Theater, ignorirt sämmtliche Elitebälle, kleidet sich mit dem Vorhandenen ohne jegliche Nachschaffung und ißt und trinkt frugal und billig. Sie heißen dies summa summarum „sich einschränken" — die Welt nennt es ein „Herabgekommensein".

Bei Manchen geht die Thalfahrt rasch; bei Anderen fällt der Glücksballon nur langsam, aber doch stetig und unaufhaltsam und sie erreichen aus schwindelndster Höhe den Boden, wenn auch nicht mit zerschellten Gliedern, so doch, um bei dem Bilde zu bleiben, nachdem sie den letzten Brosamen ihres Proviants aufgezehrt. Mitunter freilich gibt's auch einen tödtlichen Sturz. —

Oft geht's mit ganzen Familien bergab, zuweilen sinken nur einzelne Sprossen und laboriren fort und fort an ihrem Uebel und haften wie unheilbare Pestbeulen dem Gesammtstamme an und führen ihn dem Ruine zu. Wer kann von solchen Gebresten aus und in seiner „Verwandtschaft" — oder doch Bekanntschaft nicht erzählen! Welche Namen könnten dieses Capitel erläutern . . .

In den entlegeneren Vorstädten tauchen sie dann auf. Man deutet mit Fingern nach dem unangenehmen Zuwachs, munkelt von verschiedenen Geschehnissen und schaut sich mit bedeutungsvollen Blicken an. „Wer hätte sich das gedacht, oft noch vor einem Jahre und von einem *solchen* Hause!“ Je nun, geschehen ist geschehen und keine Maske vermag mehr zu täuschen. Reicht sie für einige Tage auch noch aus, der Träger verräth sich doch, das Urtheil ist gesprochen, man raunt es sich achselzuckend in die Ohren, es heißt: „*Herabgekommen*! Fertig! — Kümmern wir uns nicht weiter um ihn!“ —

8.

Nach den Weihnachtsfeiertagen.*)

Wer hat nicht . . . Bauchweh, wem ist wohl im Magen? Er möge sich melden und es aber auch beschwören, daß er die Feiertage nach streng christlichem Ritus begangen, d. h. die üblichen Fleisch-, Fisch- und Germspeisen gewissenhaft consumirte, und heute bei gesundestem Appetite und mit ungestörten Verdauungsorganen sich heiter und guter Dinge befinde. Ich fürchte, daß mein Aufruf erfolglos verhallt und die gesammte Lesewelt, in den Dampfwolken heißen Kamillenthee's gehüllt, den sie aus zierlichen (oder anderen) Tassen hastig schlürft, oder sonst — bis zum Eintreffen des Arztes — mit der Anlegung der herkömmlichen Nothverbände („Häringsalat, Caviar, Bäuschel“) angstvoll beschäftigt, momentan nicht in der Verfassung sei, sich als wieder vollkommen kriegsdiensttauglich zu stellen.

Die Eßstrapazen der letzten Festcampagne waren aber auch nicht zum Lachen. Die knappe Aneinanderreihung unausweichlicher Gelage, die mit ihr verbundene unerbittliche Aufarbeitung riesigster Kauvorräthe, bestehend in einem Conglomerat gekochter, gebackener und gebratener Contraste, die fortgesetzte, pausenlose Nachschiebung widerstrebendster und innerlich sich befehdender Erzeugnisse des phantastischesten Küchenehrgeizes in den beschränkten

*) Geschrieben 1871.

Raum eines wenig elastischen „Sackes“; dazu die nachstürmenden Malz- und Rebensluthen, die Eierpünsche und Tschainachträge; das Potpourri vermeintlicher „Arcane“, als da sind: Anisette, Curaçao, Boonekamp of Maagbitter, Extrait d'Absynthe, ja selbst Slibowitz (ganz alt) und schließlich die dubiosen Heilungsversuche mittelst ungezuckerten Mokkas — all Das vertrage, wer da kann, und sei er selbst ein — Prälat des wohldotirtesten Stiftes!

Und wir thaten, was menschlich möglich war. Wir begannen Sonntags, als am Christabende, schon Mittags bei Stock- und Schwarzfisch zu „fasten“, um nach ein paar Stunden bei Karpfen, Hecht und Schaiden unsere christliche Enthaltsamkeit von Fleischspeisen noch weiters zu beweisen. Und um unsere Religiosität in's allerschönste Licht zu stellen und Niemandem ein Aergerniß durch unerlaubte Gelüste zu geben, verschlangen wir nebstbei die unförmigsten Gugelhupfe und erprobten die Güte der modernsten Leckerei: des afrikanischen „Dattelbrodes“, und fröhnten der altgermanischen Sitte des Zwetschken- und Kletzencultus, und erquickten uns an antikem Gorgonzola; und tranken: Klein-Schwechater, Gumpoldskirchner, Hochheimer, Medoc, Chablis und Cremant rosé und schließlich — Pilsner. — Und Montags, als am „heiligen Tage“, begann die Geflügelmassacre, die große Metzelei unter alten und jungen Poulards und Enten und Indians, und die hinteren und vorderen Gansviertel, die „Leberln“ und „Magerln“, die „Flügerln“ und „Bügerln“ der Back- und Brathühner lagen in malerischem Wirrwarr aufgestapelt auf unserem Teller und wir scheuten vor der Aufgabe nicht zurück, auch noch diesen Transport in das vollgepfropfte Magazin zu besorgen. Und wir tranken dazu: Liesinger, Markersdorfer, Vöslauer Ausstich, „Carte Y“ und — und nochmals Liesinger. — Und Dienstags, am Stefani- und Wildprettage, beschäftigten wir uns mit den gespickten Ergebnissen der Hoch- und Niederjagd und segneten bei den deliciösest-üppigsten Saucen den Hasen- und Wildschweinsport und die übrigen Leistungen des edlen Waidwerks. Und wir tranken dazu Hütteldorfer und Klosterneuburger, und Haut Sauternes und Bocksbeutel, und Epernay und Old Sherry und schließlich — abermals Hütteldorfer. Sind wir nicht gute Christen?

Es ist übrigens kaum zu bezweifeln, daß dieses obligatorische Feiertagsrepertoire doch nicht allseits strict eingehalten

wurde. Es gibt vielleicht einige (wenn auch nicht ketzerische) Familien, welche, entgegen diesen Vorschriften und mit Ignorirung aller culinarischen Ceremonien, sich mit — einer Wassersuppe begnügten und nicht einmal Schomlauer, viel weniger Steinberger Cabinet tranken. Aber deren Mittel es gestatteten, die lieblichen und löblichen Gebräuche unserer festlichen Seelenstimmung mitzumachen, die thaten's, und um Gott recht wohlgefällig zu sein, ersannen sie gewiß das luxuriöseste Menu und spornten ihre Küche und Küchenchefs zu den appetitlichsten Compositionen und retteten so nicht nur die finanzielle Ehre des rivalisirenden Hauses, sondern eroberten sich unter Einem auch den Ruf der exemplarischesten (gefräßigen) Frömmigkeit. Bei X benöthigten sie z. B. einen Viertelcentner Fische, bei Z noch mehr — solche Leute halten noch etwas auf Religon. . . .

Und Viele, deren Cassabestände — die kostspielige gastronomische Andachtsübung fällt leider *vor* dem Ersten — ein Veto gegen diese feierliche Praxis einlegen würden, benützen in begeisterter Erwägung des schönen Zweckes die Institutionen eines wohlorganisirten Staates, die zehn- und zwölfpercentig zu verzinsenden Wohlthaten der kosmopolitischesten Humanitätsanstalten — und versetzen, was nicht von Motten zernagt und nicht von streng confessionellem Talmigold, und eilen aus der Dorotheergasse oder Wipplingerstraße in die Etablissements der Herren Hoffelner oder Exinger und kommen, mit blutiger Beute beladen, heim, und Alt und Jung freut sich vorahnend des lustigen Opferdienstes. Kannte ich doch eine Familie, wo die umsichtige Mutter — nachdem den allzu ängstlichen Vater die Divinationsgabe verlassen — sich in der Feiertagswoche zu einer That aufraffte, die den Heroismus ihrer historischen Vorgängerinnen, der vielfach überschätzten Mütter der Makkabäer und Gracchen, weitaus in Schatten stellte, die nämlich, als es sich um die Auffindung eines Pfandes handelte, kurzen Proceß machte und — das gesammte *Bettzeug* in das nächste „Incassogeschäft" trug, um nach einer Stunde leuchtenden Auges, unter triumphirendem Lächeln, mit dem prächtigsten „*Schustervogel*" zurückzukommen. „Wissen's was", sagte die resolute Heroine, „man muß's wegen die *Dienstleut'* thun, die an so an Tag ihr Bratl g'wohnt san — und dö Schand' mag i mein' Haus nit nachsag'n loss'n,

daß bei mir zu der heiligsten Zeit nit was Besser's am Tisch g'west war, und daß man vielleicht als a Bettelvolk ausg'schrien wurd'!" Und so belog sich die wackere Frau und den Leuten schmeckte sogar das „Pockerl" und sie kümmerten sich den Henker um das Gezischel beim Greißler und das noch wortreichere beim Milchweib, hatten sie doch ihren Feiertagsbraten!

Diese leidenschaftliche „Bratlsucht", welche an sogenannt gebotenen Festtagen die katholischen (und auch andere) Gemüther in unserer naschhaften Zone beherrscht, ist unstreitig Schuld, daß der „arme Teufel", wenn er sich auch sonst um derlei Luxususancen eigentlich nicht scheert, zeitweise dennoch sein hartes Los schwerer trägt und angesichts der universellen Eßwüthigkeit und der fetten Mäuler seiner communalen Zeitgenossen, die Tantalusqualen des gekitzelten Gaumens ärger fühlt. Diebstähle und noch unanständigere Vergehen wurden männlicher- und weiblicherseits begangen, um der feiertägigen Eßlust Genüge zu thun. Die unverzeihlichsten Leichtsinnsstreiche lastete sich Mancher und Manche auf das Gewissen, nur um einen schmackhaften Bissen über die Lippen zu bringen, sei's auch in der untröstlichen Voraussicht, demnächst bei ärarischem Brei und k. k. Hülsenfrüchten die Kochkunst in ihrer Entartung kennen lernen zu müssen. Exempla odiosa. . . .

Denn der „Bauchdienst" geht einer gewissen Sorte Sterblicher — ob arm, ob reich — über Alles. Da lernte ich in der vorjährigen Weihnachtswoche einen kleinen Gewerbsmann kennen, der sich freilich jahrüber nichts Besseres gönnt, als der letzte Taglöhner. Aber er erzählte mir so viele Wunderdinge von seinem ältesten Knaben, dem „Ferdl", was der Bursche für ein „Kreuzköpfel" sei und welche Lust er am Lernen habe. „Mein Gott!" — seufzte der bedrängte Vater — „leider fehlt's am Nöthigsten, als daß ich nur einen Kreuzer auf Bücher ausgeben könnte, die er nicht unumgänglich für die Schule braucht. Aber ich weiß nicht, was ich dafür geben möchte, könnte ich dem Burschen heute eine Freude machen!" Das rührte mich, und weil ich selbst all mein Lebtag ein Bücherfex war, so gab ich dem zärtlichen Papa unauffällig ein Einserl, auf daß er seinem wißbegierigen Nachwuchs den „Robinson" kaufe. „Das wird a Freud' werd'n!" rief der Glückliche und eilte davon. — Nach

ein paar Tagen erkundigte ich mich um den Verlauf der schönen Robinsonade — aber der Mann kraute verlegen hinter den Ohren und sagte endlich: „Schauen's, bester Herr, ich hab' mir die G'schicht' überlegt, und da hab' ich mir denkt, was hat der Bub an an Büchl, wann er's einmal ausg'lesen hat! No, und da hab' i halt lieber um das Geld — ein' halbe Fischseiten und a Stückl Kletzenbrod kauft, und da hab'n m'r alle miteinand' an wunderschön' ‚heiligen Abend' g'habt. Sein's deswegen nit bös!" — Così fan tutti!

9.

Die Saison der Wurst.

(Eine volkswirthschaftliche und neugastronomische Studie.*)

Jede Jahreszeit hat bekanntlich ihre eigenen Reize und bietet ihre speciellen Genüsse und drückt sich mit ihren charakteristischen Gaben sozusagen den legalen Stempel ihrer Existenz auf. So legitimirt sich Frühling, Sommer und Herbst mit je seinen separaten Spenden, und wir wissen genau, ohne den Kalender zu befragen, wie wir an der Zeit sind, wenn nach dem herkömmlichen Turnus: Spargel, grüne Erbsen, duftige Rosen, junge Backhühner, Lachsforellen, Erdbeeren, Krebse, Zwetschken, Trauben, Spanferkel, Gänsebraten, Hasenrücken ꝛc. ꝛc. vor unsern Augen paradiren, Herz und Seele erfreuen und nebenbei unsern Geruchs- und Kauwerkzeugen zum würzigsten oder pikantesten Labsal dienen. Und so hat denn auch der Winter, trotz seines meist bärbeißigen Auftretens, seine Annehmlichkeiten und wird von vielfältigen Corporationen sogar gesegnet, was weder die Holz- und Kohlenverkäufer, noch die Pelzhändler und Theaterdirectoren, weder die Ballcomités und Fiaker, noch die Cafetiers und der Eislaufverein u. s. w. bestreiten werden, und er offerirt uns nicht nur Schneegestöber und markerschütternde Stürme, sondern auch separate, nur unter seiner Aegide werthvolle Delicatessen, wovon ich nur die köstlichen Withestable-Austern und den famosen

*) Geschrieben im Winter 1881.

Cognacpunsch anführen will. Und wer aus zwingenden Ursachen derlei Kostbarkeiten aus seinem Programm gestrichen, der begnügt sich mit der demokratischen Wurst und erklärt auch dieses Erzeugniß heimatlichen Gewerbefleißes für einen Leckerbissen, wenn — er einer ist. Die Zukunft gehört der Demokratie. Weitsehende Politiker und Nationalökonomen könnten an diesen Gedanken anknüpfen und in Anbetracht des nicht mehr zu leugnenden Niederganges der allgemeinen Wohlfahrt sich zu der Hypothese versteigen: die Zukunft gehört der Wurst — von Ananas und Caviar werden einst nur mehr vergilbte Geschichtsblätter erzählen.

Die Wurst in Wien! Wer ihre sociale Mission erschöpfend schildern könnte! Ihre Anfänge, ihren Werdeproceß, ihre Entwicklung, ihre Veredlung (mitunter auch Verschlechterung), ihre Fortpflanzung bis auf das heutige Geschlecht, ihre Arten und Abarten, und ihre Ueberwucherung in allen Schichten der Gesellschaft. Gewiß ein lehrreiches Bild, das uns einen tiefen Blick in die Minengänge jenes schleichenden Gespenstes liefert, das — Verarmung heißt.

Denn die „Wurst an sich" muß von einem ernsten Standpunkt aus betrachtet werden. Der Denkende wird sich fragen: War die Wurst ein Bedürfniß? Und er wird antworten: Sie wurde es von dem Augenblicke an, als die Menschheit ein billiges Surrogat für Braten zu suchen genöthigt war; als ihr nicht nur Rebhühner, Schnepfen, Fasanen, Kapaune und Hirschziemer nicht mehr zugänglich waren, sondern als es der Majorität sogar schwer wurde, als „Vesperbrot" ein simples „Schnitzel" sich zu gönnen, einen harmlosen Rostbraten, ein schlichtes „Stoffade" oder ein bescheidenes „gebackenes Lämmernes". Als diese bedauerliche Epoche eintrat, da erschuf die Meisterin Noth dieses scheinbare Ausgleichsmittel zwischen Reich und Arm und erfand die Wurst, die demnach auch als Symbol ebenfalls einer „Versöhnungsära" gelten kann, als es hieß, die murrenden Massen wenigstens halbwegs zu befriedigen. Die Menge verlangte nach Fleisch, respective nach „Kälbernem" und „Schöpsernem" ꝛc., und man gab ihr die Wurst, den Pseudo-, den Talmibraten. Die oberen Zehntausend nagen an den zierlichen Poulardschenkelchen, die Millionen zerreißen in Ingrimm die

triviale Wurst. Sowie der erste „Zimmerherr", vielmehr der erste „Bettgeher", der sich keine eigene Wohnung mehr miethen konnte und als „Afterpartei" sich einschmuggeln und fortiretten mußte, als wirklicher „erster Armer" anzusehen ist, so bezeichnet das Erscheinen der ersten Wurst, als Ersatz für Fleischbraten, das Datum, wo die Einschränkung, die Entbehrung begann und die ungeheuere Mehrzahl genöthigt war, von allen Cotelettes und Beefsteaks ꝛc. Abschied zu nehmen und sich mit dem Fullsel von diversen Abfällen, alten Semmelkrumen und sonstig kleingehacktem Kaschernat zu begnügen. Die Wurst ist das Wahrzeichen der hereinbrechenden Noth und kann, wenn sie auch noch so delicat zubereitet, von dem wahren Humanisten nur mit bekummertem Blicke betrachtet werden, weil ihn jedes „Spaltel" mahnen und erinnern muß, daß ein „Fricandeau" doch eine edlere und sogar reellere und gewiß auch gesundere Nahrung wäre, nach welcher der Gaumen lechzt, die aber der Geldbeutel verweigert. Denn nur wo der Mangel sich einstellt, tritt auch als Palliativ die Wurst in ihre Rechte.

Wo ist die Geburtsstatte der ersten Wurst, und welches Genie erdachte sie? Adelung findet das Wort (das mit „Wust" gleichlautend sein soll) in alten Schriften nicht, und glaubt dennoch an das hohe Alter desselben. Natürlich; die Menschheit bei ihrem raschen Anwuchse ersann schon frühe allerlei Compositionen, um sich den knurrenden Magen zu füllen und zu stillen, und scheint mit fetten Hammelkeulen, saftigen Lendenstucken und ähnlichen schönen Himmelsgaben nicht immer ausgiebig dotirt gewesen zu sein. Da brachte ein kluger Kopf die Wurst, die ihrem innern Wesen nach ohne Zweifel in primitiver Ehrlichkeit construirt und mit accreditirten Beigaben ausgestattet, vielleicht sogar schmackhaft sich gab, bis die Tartufferie schwindelhafter Zeitläufte, die Gewissenlosigkeit einzelner „Streber" und professioneller Falscher auch bei diesen Fabricaten sich nicht scheute, Ingredienzen zu verwenden und Fleischtheile unappetitlichster Thiergattungen zu benützen, so daß der zum Genießen Verurtheilte an den eigentlichen Absichten des Allernährers zuweilen irre werden konnte. Man muß beispielsweise in dem „gemüthlichen" Wien die Würstchen versuchen (d. h. beriechen), welche um die Mitternachtsstunde bei den Linien oder an den Straßenecken den vor

übergehenden Fuhr- und Marktleuten und Arbeitern credenzt werden, um einen Begriff zu bekommen von der Toleranz der Armen und — der Sanitätsorgane.

Ja, die „Wurst in Wien" hat ihre Memoiren, die bunter als die Erlebnisse manches ausgedienten Diplomaten. Ihre Vorgeschichte ist einfach. Man hatte einst — ich spreche von der glorreichen Aera der Zwanziger und Dreißiger Jahre — Alles in Allem genommen nicht mehr als acht Sorten: die populären Selchwürsteln (kleine und große zu fünf und sieben Kreuzer Wiener Währung. heute „Frankfurter" nominirt), die Cervelade (Savaladi), die Extrawurst, Bratwurst, Leberwurst, Blutwurst (Blunzen), die familiäre Augsburger und die ganz vulgäre Preßwurst. Erst später wuchs noch die exotische Knackwurst hinzu, die allmählich wieder neumodische Specialitäten herbeizog, so daß wir dermalen mindestens an zwanzigerlei Varietäten (darunter echte und auch in Simmering erzeugte Nürnberger, Braunschweiger, Gothaer, Debrecziner, rheinische, polnische ꝛc.) Würste auf dem Repertoire der Speisezettel und der betreffenden Schaufenster bewundern können. Der Kurzsichtige nennt dieses Plus Fortschritt, der ehrliche Culturhistoriker schüttelt dazu den Kopf und meint: als noch die Back- und Brathühner, die Originaldonaukarpfen und die geschoppten Gänse ꝛc. die Tische der Grundpatricier schmückten, als der Indian (Pockerl) so profan war, daß man ihn „Schustervogel" nannte, da war die Wurst nur eine sporadische Erscheinung und fristete ein bescheidenes Dasein. Sie dominirt erst, als die meisten Haushaltungen sich gezwungen sahen, das altübliche „Bratl" aufzulassen und dafür die billigere Wurst in das Menu einzustellen. Um diese Decadence zu maskiren, erdachte man die pomphaftesten Titulaturen für das Ersatzgericht, aber der Weise lächelt zu solchen Selbstfoppereien schmerzlich und meint im Stillen: „Wurst bleibt Wurst, und wird in alle Ewigkeit keine Ente und kein Wildschweinskopf."

Ist das Thema zu scurril und einer ernsten Forschung unwürdig? Ich möchte einen derlei Einwurf verneinen, schon aus den mehrfach angeführten Gründen und dem gelieferten Nachweise der Genesis der Wurst, von der ich behaupte, daß sie der Gradmesser finanziellen Mißbehagens ist, sobald sie zum normalen Souper der Familie wird. Die Wurst ist die dritt-

letzte Etappe auf dem Passionswege zur Schlußkatastrophe. Nach der Wurst, wenn auch diese nicht mehr zu bestreiten, kommen die „Erdäpfel in der Montur"; werden selbst diese im Budget gestrichen, muß trockenes Brot genügen; fehlt's auch an Brot, nun — dann folgt eben, was folgen mag; Manche flüchten noch zur Bettelsuppe, Andere schließen ab. Wie oft beobachtete ich einen solchen Abstieg einer Familie. Anfänglich würzt man sich die neue Kost noch mit einigen Scherzworten, aber sie schmecken für den eigenen Gaumen bitter und lassen den beobachtenden Zuseher doch nicht im Unklaren. Mitunter gibt es unter Letztern auch rohe Naturen. Sie schreien die Neuigkeit rücksichtslos in alle Welt und vermehren dadurch noch die Geschwindigkeit des Falles: „Du, gestern Abends war ich bei X. Sehr frugal. Man aß nur Wurst. Ich empfahl mich bald. Scheinen fertig zu sein!" Ja, sie sind fertig. Noch delectiren sich die Sprossen an den magern Schnitten der „Pariser", bald fehlt's auch an diesen „Beilagen".

Belächle man mich nicht, daß ich dem profanen Stoffe eine solche Wichtigkeit einräume, aber es geschieht nur „unter dem Strich", wo ja für Sitten- und Lebensbilder Platz ist. Und wenn die Wurst im Leben einer ganzen Bevölkerung eine so markante Rolle spielt, wie dies seit den letzten drei bis vier Decennien in Wien der Fall, so gibt die Sache zu denken. Als der erste „Charcutier" sein Etablissement eröffnete und großen Zulauf fand, da machten vielleicht ein paar „Kapäunlerinnen" eben Crida, oder restringirten einige Restaurants ihr Geschäft. Die Wurst — und führte sie auch den hochtönendsten (ausländischen) Namen — ist doch kein Sinnbild, kein Attribut des Reichthums; prävalirt sie jedoch als Nahrungsmittel, so wird sie, wie bereits gesagt, zum Signal der um sich greifenden Einschränkung. Weiter ist die Art der Ernährung einer Stadt nichts Nebensächliches. Glaßbrenner sagte mir einst, als er eben einen Hummer zerlegte: „Gut essen ist kein leerer Wahn! Die Seele freut sich, wenn der Magen, ihr Nachbar, nicht brutal behandelt wird. Der Geist erhebt sich zu schönen Phantasien, wenn der Gaumen in Wohlbehagen schwelgt!" O, erhabener Seher! Wird ein Volk, das in seiner Mehrheit nur von Würsten sich nährt, je zu großen Thaten gestimmt sein? Das sinnige Wort des Philosophen lautet: „Du bist, was Du ißt!" Eine Be-

völkerung, die sich allmählich fast gänzlich „verwurstet", klebt mit ihren Gedanken auch am Niedern und wird sich überhaupt entwöhnen von dem Aufblick nach — Edlerem . . .

Aber ich komme in meinen Betrachtungen von dem vorgesteckten Hauptwege immer mehr abseits und verliere mich in dem Labyrinth von Seitengängen. Ich überschrieb meinen Essay: „Die Saison der Wurst" und wollte damit notificiren, daß erst im Winter ihre eigentliche Herrschaft beginne. Aber richtig, das ist's ja eben, was mich so weitwendig werden ließ, weil ich bei näherer Betrachtung und gewissenhafter Ueberlegung sah, daß ich mit dem vorgehabten Ausspruche eine halbe Lüge gesagt hätte. Denn wie aus meinen Seufzern zu entnehmen, beklagte ich es eben, daß wir uns fast jahrüber von Würsten nähren und mit Eintritt der kälteren Jahreszeit nur der Consum noch stärker wird, indem auch die soi-disant „bessern Stände" dann zur Wurst (unter verschiedenen Titulaturen) greifen und die Anhänger des Wurstcultus sich also auch noch um jene vorsichtigeren Gourmands vermehren, welche wenigstens in der Fliegenepoche und in den ärgsten Hitzmonaten von diesem Genusse sich fern zu halten pflegen. Aber im Winter ißt Alles Wurst, und deshalb ist jetzt ihre Hauptsaison und eigentliche Regierungsperiode.

Einst war's allerdings anders. Ich schreibe keine Reclamen und nenne deshalb auch nicht die Celebritäten und Koryphäen des Selchermetiers, an denen bei uns kein Mangel ist. Nur Eines Namens will ich gedenken, weil er einer todten und einer längst verschollenen Firma gehört, die ehemals die Zierde dieser Branche war und in ihren Erzeugnissen den Ruhm Wiens weit über die Gemarken des Reiches trug. Ich meine den größten Wurstkünstler jener Zeit, den braven und biderben Johann Lahner, an der Ecke der Altlerchenfelder Hauptstraße — das Häuschen Nr. 56, zu „Mariahilf" genannt, ist längst verschwunden — der in der That delicate Würstchen fabricirte, und dessen Name in Wien so populär war, wie etwa Goethe's Name in Weimar. Alles begehrte „Lahner'sche Würstel", und der Mann machte riesige Geschäfte. Das war vor fünfzig und vierzig Jahren.

Seine Handwerkscollegen und Concurrenten in der Stadt und in den Vorstädten waren, im Vergleich mit dem heutigen

Stande des Gewerbes, in unbedeutender Zahl, und auch der Usus, daß Speisewirthshäuser mit der „Noratewoche“ begannen, ihren Stammgästen — da im Hause „abgestochen“ wurde — selbstfabricirte Würste vorzusetzen, beschränkte sich nur auf einzelne, gut beleumundete Schilder. Alles in Allem genommen, war der Verbrauch an Würsten in Gesammtwien kein auffälliger, und er verminderte sich sogar, als die Enttäuschungen zu häufig wurden, und der minder begüterte Theil sich mehr auf das neu erfundene, anfänglich noch ehrliche, nachmals eben so zweideutige „Gollasch“ warf, bis man auch daran wieder den Appetit verlor und abermals zur Wurst zurückkehrte, da mittlerweile — namentlich in einigen westlichen Bezirken — ein paar neue Selcherein erstanden, die bald einen großen Zuspruch hatten. Ach, und nun ist der „Wurstrummel“ über ganz Wien losgebrochen!

Wurst und wieder Wurst und immer Wurst, wohin das Auge blickt! Bei den „Greißlern“ baumeln sie neben den Schusterkerzen, bei den Gewürzkrämern und in den Kaufläden der „vermischten Waarenhändler“ liegen sie schichtweise auf der „Budel“, in den Schaufenstern der Dilicatessenhändler prunken sie als Delicatessen (!), obwohl die anspruchsloseren Weißwürste Salzburgs, Münchens und Innsbrucks diesen Namen eher verdienten, und bei den Selchern ist in den Abendstunden ein Andrang, wie solcher nur noch vor der Einlaßpforte des Burgtheaters zu sehen ist, wenn „Müller und sein Kind“ gegeben wird. Allüberall ein Kampf um Würste. Die „schönsten Leute“ stellen sich an und bilden Queue und harren geduldig, bis die Reihe an sie kommt, und eilen freudigen Blickes mit der erhaschten Beute davon und ignoriren die Rippenstöße und Fußtritte, die sie mit in Kauf nehmen mußten. Der elegante Flaneur putzt sein Binocle und betrachtet sinnend durch die Spiegelscheiben die Mortadella- oder die Zungenwurst und holt sich ohne Scheu seine abendliche Ration. Die Frau „Hofräthin“ desgleichen. Man mustert und prüft zwar auch die Wildtauben, Rohrhühner und Schnepfen, aber — man langt schließlich doch wieder nur nach der Wurst. Man weiß, warum. Und in den Gasthäusern sind Donnerstag und Freitag nunmehr sogar die obligaten Wurstttage. „Bratwurst gefällig? Frisch gemacht. Oder Leberwurst?“ Man schnalzt mit der Zunge und wählt, und dafür sammt Zugehör

zwanzig Kreuzer zu zahlen, hat sich gesättigt und — dreißig oder vierzig Kreuzer erspart. Man macht den Saisongebrauch mit, gesteht aber den eigentlichen Beweggrund nicht ein. Heuchelt nicht und kokettirt nicht mit Sondergelüsten und sagt nicht, daß dies euer Leib- und Lieblingsgericht und ihr für die Wurst ein unbesiegbares faible habt. Ihr lügt. Die „Philosophie der Noth" trieb euch, wie Wippchen sagen würde, der Wurst in die Arme; wenn Credit wieder vierhundert stehen, eßt ihr Rheinlachs. Der Jour fixe, den ich unlängst mitmachte, war auch bereits nach dem zeitgemäßen Recepte: Bruchthee und „kaltes Aufgeschnittenes". Als man uns fragte, ob uns Letzteres genehm sei, nickten wir selbstverständlich zustimmend und das „kalte Aufgeschnittene" kam, aber es war nur — zweierlei Wurst. Also auch du, Brutus! Und auch hier schon bei der Wurst angelangt! Wir fallen rapid. Man hält noch mühsam die Ehre des Hauses aufrecht und gibt allwöchentlich seinen „Abend"; man ist liebenswürdig und geistreich, bespricht die neuesten Erscheinungen in Kunst und Literatur, gibt Bonmots zum Besten, producirt sich mit Stimmportraits, und die Töchter des Hauses spielen auf allseitiges Verlangen auch noch den Liszt'schen „Faust"-Walzer vierhändig und ernten Beifall. Aber man servirt nur dünne Brotschnittchen und plebejische, schnöde Wurst und schaales Jaroschauer, wenn auch unter schelmischen Knixen und artigen Witzen. Wo bleibt Aal? Wo der Rehrücken? Was ist's mit den Indianerkrapfen? Was ist's mit Saint-Julien und dem üblichen Punsch und Mokka als Finale? Wurst und immer Wurst und allüberall Wurst! O tempora, o „schnores"! . . .

10.

Nach Neujahr.

Das Aergste wäre vorüber! Kein Zweifel, daß auch heute und morgen und übermorgen, ja eigentlich durch die ganze „Octave" noch einzelne Glückwunschattentate uns heimtückisch versetzt werden, aber der Haupttrubel der Gratulanten hat sich, indem er das Festgewand aus- und sein Werkstagkleid angezogen, allmählig

ausgetobt, die Hetzjagd nach Guldenzetteln ist im Großen und Ganzen zu Ende, die Gesellschaft lenkt in normale Bahnen. Die „Ausgebliebenen" finden sich in den Rasirstuben, Stammkneipen und Leib-Cafés nach und nach wieder ein, die Garçons werden phlegmatischer, der Kleiderputzer wird oberflächlicher, der Hausmeister brummiger, der Diener unverläßlicher, die gesammte subalterne Welt sieht sich der Obliegenheit „ungeheuchelter Verehrung" der übrigen Diätenclassen bis auf Weiteres entbunden, man verrichtet die übernommenen Pflichten ohne jegliche Zuthat specieller Begeisterung für Person und Sache, mit Einem Worte: die Menschen werden aufrichtiger und hassen sich unter einander wieder so ehrlich wie — Hund und Katze.

Ordentlich wohl wird's Einem um's Herz, wenn die Saison nicht nur der speculativsten, sondern auch der unleidlichsten Freundschaftstartufferie zur Neige und die schön textirten Versicherungen des wechselseitigen Wohlwollens spärlicher fließen. Man lebt förmlich verjüngt auf, wenn man die Gewißheit hat, von den widerwärtigsten Kratzfüßen und Händedrücken, ja vielleicht sogar Judasküssen für ein volles Jahr verschont zu sein und von gewissen Leuten eben so gewiß wieder vergessen zu werden, wie es eine Pein ist, sich ihrer momentan erinnern zu müssen. Denn nicht die paar armen Teufel, deren fiscalische Demuth und kostspielige Hochachtung, direct auf den üblichen Obolus gerichtet, schüren unsern Mißmuth — dieses unabwendbare Opfer verschmerzt man — die eigentliche Neujahrsqual besorgen jene lächelnden Gönner und Freunde, die uns tributpflichtig erachten, ihre erlogenen Phrasen mit derselben Münze zu honoriren und das impertinenteste Angebinde ihrer beschworenen Huld und Gewogenheit mit ähnlichen Gesinnungen zu vergüten. Ach, das Allerschlimmste an der Komödie ist, daß die talentlosesten Komödianten ihre Nebenmenschen zwingen, ebenfalls — schlechte Komödianten zu werden, was das Schauspiel völlig ungenießbar macht.

Ich kenne z. B. einen neugebackenen Geldprotz, dessen Dummheit rührend, dessen vorläufiges Glück aber und gutgeschulte Arroganz verblüffend ist. Nun wette ich ein Kistchen Calzadores gegen eine gemischte Ausländer, daß dieser Hanswurst Fortunens am Neujahrstage mit gelungenster Gönnermiene und in idealster Haustoilette in seinem „Arbeits-" (!) Zimmer saß, d. h. seinen

Gewinn in „Anglo“ berechnete und nebenbei unabsehbare Schaaren antichambrirender Gratulanten erwartete. Er wird auch einzelne hungerige Schlucker und lungenkranke Galopins, die vor seinem Genius den gewünschten Respect im zerknirschten Busen fühlen, mit ein paar huldreichen Worten begrüßt und auch sonst durch eine Kleinigkeit belohnt haben, allein dieses „Bettelgesindel“ ist es nicht, behufs dessen Empfang er die Scene so sinnig arrangirte — der eitle Narr hat vielmehr die Ambition, daß seiner Börsenerfolge wegen das ganze celebre Wien sich wenigstens bei der Jahreswende an seinen „Hof“ dränge und in staunender Ergebenheit seinen gnadenvollen Expectorationen lausche. Der Mann füttert nämlich zu Zeiten ein paar dramaturgische Noticiers allerletzter Sorte und wähnt sich dadurch in Contact mit „Kunst und Literatur“. Bleiben nun, wie es ihm auch im Vorjahre passirte, die ersehnten Notabilitäten hübsch ferne, so bringt er dieses Curialfiasco seinen Börse- und politischen (!) Feinden auf's Kerbholz und droht mit — Auswanderung! Leider hält er nie Wort.

Mit der Vorführung dieses specifischen Dummrians wollte ich übrigens nur zeigen, daß, falls irgend ein Sterblicher durch die bedauerlichste Constellation in ein Abhängigkeitsverhältniß zu einem solchen Glückspilz und Differenzenritter gebracht, er am großen Fopptage ebenfalls bemüssigt wäre, das Weihrauchfaß zu schwingen und in wohlgesetzter Rede das „Lob des Herrn“ zu psalmodiren. Und ist's just kein derlei Coursgeck, sondern nur ein gewöhnlicher Strohkopf, der aber trotzdem ein Blutsauger oder Peiniger seiner Nächsten, oder ein Despotchen in seiner Sphäre, oder sonst eine Creatur des Zufalls, aber von hassenswerthester Façon — die Sitte will's, daß, wen ein unselig Geschick in den Bannkreis des Mächtigen gestellt, der „Hörige“ mindestens an den obligaten Festtagen zum erbärmlichsten Heuchler werde.

Die Sitte will's. Freilich erfand die tributäre Menschheit einen Ausweg, um die ärgerliche Ceremonie zu mildern, d. h. die Möglichkeit, nicht von Angesicht in's Angesicht zu lügen. Die feindlichen Visagen, die sich nach des Tages Brauch so viel Freundliches zu sagen hätten, können sich (mitunter) von dieser Seelenqual dispensiren; sie können à la camera die ingrimmigsten Fratzen schneiden und haben kein anderes Obligo, als ihre geglätteten Karten zu couvertiren und franco zu versenden. Das

ist nun, wie gesagt, die mildere Form der Gratulationsfolter, aber der kalendarischen Heuchelei ist durch diesen Kniff kein eigentlicher Abbruch geschehen; im Gegentheile, sie arbeitet mit Dampfkraft und Schnellpressendruck, und bei der Billigkeit der Methode (man erspart Glacés und Fiaker ꝛc.) werden sogar die trotzigsten Charaktere verleitet, den — „Aufmerksamen" zu spielen. Hundert Karten zu fünfzig Kreuzer — wen wundert's, wenn er am Neujahrstage ein paar Dutzend „aufrichtiger Freunde" auf dem Kartenteller findet! . . .

Mit diesen skizzenhaften Betrachtungen stemple ich mich wohl nicht zum gallsüchtigen Misanthropen und Hypochonder; ich vindicire mir auch nicht einmal die Priorität der Entdeckung; ich denke mir vielmehr, diese Wahrnehmungen seien längst das Gemeingut der Civilisation und man plaudert eben nur davon, weil der Stoff „vom Tage". — Was liegt schließlich an der eigentlichen Farce, die doch nur ein paar Stunden währt, indeß das Festmemento nicht selten doch wieder liebwerthen Anlaß bietet, in Freude aufzujauchzen, wenn die Grüße ehrlichster Treue von theuren Lippen uns entgegenflattern und wie Blüthenschmuck uns neuen Lebenslenz verkünden, da wir in der Oede winterlicher Herzenseinsamkeit bereits verzagten.

11.

Neue Gesichter.

Man kann nun endlich doch — ich schreibe dies an einem sonnigen Maitage — Fenster und Thüren sperrangelweit öffnen, ohne befürchten zu müssen, eine Diphtheritis oder Bronchitis, oder wie die üblichen Spenden unseres heimatlichen Lenzes heißen, sich einzuwirthschaften. Diese traditionelle Gefahr der perfiden „Osterlüfte" ist vorläufig gebannt, oder doch wenigstens gemildert, der veritable Frühling ist — wenn auch trop tard — in's Land gezogen und die fix angestellten, wie die freiwilligen Feuilletonisten können nun mit ihrer gesammten stylistischen Armatur auf dem herkömmlichen Tummelplatze sensitiver Charaktere, d. h. „unter'm Strich", sich einfinden und das Fest des „Erwachens der Natur"

in mehr oder minder gelungenen syntaktischen Wendungen, Anspielungen und Vergleichen feiern. Evoë!

So liegt man denn, während es ringsum sprießt und grünt und blüht, am Fenster und freut sich seines Daseins, wenn dieses auch nur ein Wiener-Vorstädtisches, denkt aber dabei sehnend an Dies und Das, an Nizza oder Helgoland, oder Finstermünz, oder die Heiligenbluter Tauern, oder meinetwegen auch nur an die Hinterbrühl oder Pötzleinsdorf, und macht seine geheimen Pläne und schnürt im Geiste bereits anticipando sein Bündel und wandert bergauf, bergab über Schwindelstege, über duftige Matten, durch Waldesdunkel, an schäumenden Gießbächen vorbei und grüßt vorahnend Gletscher und Ferner, struppige Wurzelgraber und Wildschützen und jodelnde Schwaigdirnen, oder auch nur den „rothen Ochsenwirth" in vorortlicher Zone.

Fühlt Jemand in diesem Augenblicke mit Dir? Es würde Dir wohlthun, eine gleichgestimmte Seele zu finden, die in Deinem Innern gelesen und die kopfnickend antwortet. Oder bist Du unter Larven die einzig fühlende Brust? Unwillkürlich hebst Du das Haupt und Dein Blick schweift über die nächsten Häuserfronten. Da siehst Du plötzlich — neue Gesichter.

Du bist kein permanenter Fenstergucker und kein müßiger Gaffer. Du findest nur selten Zeit und wohl auch nicht die Muße, Deine diversen „Vis-à-vis" zu betrachten, zu erforschen, zu bewundern oder zu belachen. Aber Du hast Dich im Laufe der Jahre gewöhnt an dies, und jenes Gesicht oder Gesichtchen, das Dich mitunter wohl auch freundlichst gegrüßt, obwohl Du kein Sterbenswörtlein mit dem Besitzer oder der Besitzerin desselben je gewechselt. Nun sind sie verschwunden, die zu der eingebürgerten Staffage Deines Domicils gehörten; verschwunden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und neue Gesichter, häufig die mürrischesten und unverdrossensten, glotzen Dich an. Du sinnst über das Räthsel, das Dich Unvorbereitet überraschte? Es war ja der „Muß", der also auch den unbetheiligten trifft, die leidige Aus- und Einziehzeit, welche diese unbequeme Metamorphose im Gefolge hatte.

Hol's der Henker! Du bist, wie gesagt, mit den Vorgängern in keinem intimen Verkehr gestanden, hast nicht einmal bedeutungs- und absichtsvolle Blicke getauscht und wirst es mit den Nachfolgern eben so halten; trotzdem genirt Dich der Wechsel. Sah'st

Du zufällig nach jenem Fenster drüben, so traf dein Auge höchstens den ausfliegenden Arm des schneidernden Meisters, an welche Bewegung Du so gewöhnt warst, wie an den ruhelosen Perpendikel Deiner Wanduhr. Das blondköpfige Mädchen, das an seinem ebenerdigen Fenster so fleißig Schulaufgaben kritzelte und so eifrig mit der Rechentafel manipulirte und so holdselig lachte und stolz emporblickte, wenn die Addition gelungen, dagegen so verschämt mit dem Schwamm über die Tafel fuhr, wenn die Probe ein falsches Product ergab, ist mir fast zum Bedürfniß geworden, um mein Herz an dem lustigen Anblick zu erfrischen, und ich misse das liebe Kind nur ungern. Und sein bausbackiges Schwesterchen, das die Nase an der Scheibe plattdrückte, fehlt mir auch; desgleichen die emsige Stickerin, die sich kaum Zeit nahm, dem hochernsten Kater, der sie zeitweise besuchte und über ihren Nacken kletterte, ein streichelnd Willkomm' zu bieten. Sie sind sammt und sonders, von mir unbemerkt, eines regnerischen Morgens davongezogen. Mit ihnen der lachende Studiosus, mit dem stets dampfenden Meißner-Ungethüm, und auch jene bleiche Matrone mit den wehmuthsvollen Zügen, den abgehärmten Wangen und thränenmüden Augen, die ebenfalls, Stich auf Stich, unablässig arbeitete, bis das Dämmerlicht sie nöthigte, ihr mühsam Tagewerk zu beschließen, schied aus ihrer stillen Klause. Sie nahm auch den schönen Epheu mit, den sie all Sonntags mit ihren dürren Händen so sorgfältig wusch und dessen immer frisches Grün meinem Auge so wohlthat, wenn mein Blick ihn zufällig streifte. Nun hängt ein zerlumpter Kittel an seiner Stelle.

Wie gesagt: man spricht kein Wort und wechselt keine Zeile mit all den Leuten, aber durch Gewohnheit werden sie uns sympathisch. Man kümmert sich wochen- und monatelang nicht um sie, aber wenn sie uns plötzlich abhanden gekommen, ist uns leid, obwohl wir nicht wissen, warum? Fremde Menschen, die von anderen fremden Menschen abgelöst werden — weiter nichts — und doch ist uns der Tausch unbehaglich, er verwirrt uns, er stört uns, er macht uns unser eigenes Heim durch die *Unstätheit der Umgebung*, die Unbeständigkeit des Besitzes und der Niederlassung, den unaufhörlichen Wechsel der Physiognomien — unbehaglich, wir fühlen uns zwischen unseren eigenen vier Wänden wie auf einer Durchzugsstation, und nicht in einem

sicheren Asyle gemächlichster Ruhe. Wie Nomaden ziehen die Leute an Dir vorüber, und kaum, daß sie ihre Nothzelte zur ersehnten Rast aufgeschlagen, verjagt sie neues Ungemach und sie flüchten abermals. Wohin? Weiß Gott, sie wissen es in letzter Stunde selbst oft nicht!

Ich bin nicht frivol und nähre in meinem bejahrten Busen keine anachronistischen Wünsche. Auch sonst bin ich von aberwitzigen Träumen befreit, aber — den scharfgeschnittenen Kopf jener feurigen Brünette sähe ich doch wieder zeitweise gern. Sie trällerte bei ihrer Arbeit bis in den Spätherbst so lebensfreudig am offenen Fenster und strich sich die üppigen Ringellocken so anmuthsvoll von der Stirne, und gab sich so heiter und lustig, wie Sue's „Lachtaube", und pflegte dabei kindlichst ihre sieche Mutter und war bei vielfacher Kümmerniß immer guter Dinge. Wie Thau würzt ein solcher Anblick und verscheucht die trübsten Gedanken. Ich vergaß fast Winters über das reizende Wesen, dem die böswilligste Grundchronik nichts anhaben konnte, bis ein — melancholisches Flötensolo mich an den tristen Wechsel der Insassen mahnte. Der Tschibuk entfiel beinahe meinen Händen, als der fatale Gruß der „neuen Partei" herüberdrang, und da erfuhr ich denn zu meiner nicht geringen Betrübniß, daß die Mutter der „Lachtaube" um Neujahr gestorben und die Tochter, von Schmerz und Sorge gepeinigt, die Wohnung gekündigt und auch verlassen habe. Wohin sie zog? Es fällt mir nicht ein, danach zu fragen, genug, daß ich weiß: der Ersatz sei ein quiescirter Registrator, der in seinen Mußestunden — er hat deren täglich vierundzwanzig — mit Vorliebe die Flöte bläst.

Neue Gesichter, wohin man schaut, die uns befremden, wenn uns auch die früheren gleichgiltig waren. Neue Gesichter und neue Kinder. Mit neuem Spielzeug quieken und trommeln und pfeifen und lärmen und johlen und toben sie in der Gasse, nachdem Dein Ohr an die alte Marter ihrer Vorläufer sich schon gewöhnt. Du hörst und siehst neue Unarten, nachdem Du bereits blind und taub für die der früheren Rangen geworden. Und sogar neue Bulldoggs, Pudel und Pinscher heulen und winseln, und neue Finken schlagen, und neue Stieglitze zwitschern und neue Canarienvögel schmettern — und neue Mägde klatschen und tratschen, und auf neuen Clavieren wird geklimpert, und von

neuen Kehlen wird tremolirt, und neue Volksweisen werden von neuen Lehrjungen gesungen, und ein neues Hämmern beginnt, und neue Düfte verpesten die Atmosphäre. An all das hast Du Dich für kurze Zeit zu gewöhnen, bis der neue „Muß" Dir neues Ungemach bescheert, da das Zigeunern des Mittelstandes und der sonstigen „kleinen Leute" in Wien wohl kein Ende mehr nimmt.

Einst war's allerdings anders. Man wuchs heran und wurde alt unter seinen Grundgenossen, man kannte sich von Kindesbeinen an und theilte Leid und Freud mit seinen Nächsten. Man half sich mit Rath und That in schwerer Zeit und schloß ein Bündniß ohne Extraschwur, das aber doch nur der Tod löste. Man blieb sich Freund und blieb sich treu für's Leben und wählte sich wohl auch seine Braut aus knappester Nachbarschaft, weil man wußte, was man gegenseitig an sich hatte. Und waren die Väter Freunde, wurden's und blieben's auch die Söhne, ein Band der Zusammengehörigkeit umschloß die „Kinder vom Grund". Diese Zusammengehörigkeit, die fast selbstverständlich war, zeugte dann auch die historische „Gemüthlichkeit" des Wienerthums und Wiener Lebens, die heute zur Mythe geworden und deshalb von ausgezeichneten Witzlingen viel bespöttelt wird. Mögen sich die Herren beruhigen. Die hübsche Legende hat ihre Glaubwürdigkeit längst verloren, Wien und die Wiener sind sich untereinander fremd geworden, es ist ein ewiges Wandern und Ziehen und Fluchten; jeder neue Zinstermin verjagt die Aermsten von ihren erst vor Wochen erreichten Nothasylen, jeder „Muß" bringt uns neue fremde Gesichter.

12.

Unsere Sommerfrischlereien.

(Eine wunderliche Tragikomödie.)

1. Das Leitmotiv: „Es ist ihr ewig Weh und Ach!"

In begüterten, vornehmen oder nur „distinguirten" Familien, wie auch in solchen, die es sein zu müssen glauben, herrscht seit Anfangs März stets die übliche „Bewegung", die mit jedem Frühjahre beginnt und erst dann ihr Ende findet, wenn die betreffende, der „Landluft" bedürftige wirkliche oder angebliche Patientin oder Reconvalescentin ihre Kisten und Koffer gepackt hat und sie, etwas hüstelnd und unter Thränen Abschied nehmend, den Wagen besteigt, um — „auf und davon" zu fahren. Das heißt: für die Dauer der „Saison". Die Hausärzte sind deshalb wieder gesuchte Artikel und sie wissen ihre irdische Mission zu würdigen und nach ihrem Werthe zu taxiren, sie schneiden demnach die bedenklichsten Gesichter, sprechen in halben Sätzen, zucken bei gewissen Fragen des besorgten Hausvaters mit den Achseln und kommen endlich nach vielfachen Kreuz- und Querreden zu dem vorausgesehenen und alljährlich benützten Schlusse: „daß es vor allem Andern unumgänglich nöthig sei, der ‚Gnädigen' mindestens einen paarwochentlichen Sommeraufenthalt ‚auf dem Lande' zu gönnen. Man könne sonst für nichts gutstehen!" So kraut sich denn der geängstigte Gemahl (ebenfalls wie alljährlich) am Hinterhaupte, unterdrückt mit Mühe die energischesten Seufzer und begnügt sich damit, seiner leidenden Gattin theilnahmsvollst in die treuen Augen zu schauen. Da fängt die Aermste zu weinen an, und da die Mutter weint, so weinen auch die Kinder und weinen die vertrautesten Mägde, und selbst der zufällig anwesende Clavierlehrer wendet sich, das Sacktuch ziehend, ab und stellt sich schluchzend in die Ecke, so daß — ein Stein hätte sich erbarmt — der also und mit den aufrichtigsten Thränen attaquirte „Herr des Hauses" nicht umhin kann, gleichfalls Rührung zu fühlen und — im Chore mitzuweinen.

Ein wehmuthsvoller Anblick! Es wird Alles bewilligt und der Arzt entfernt sich mit bedeutungsvollen Blicken und feierlich abgemessenen Schritten, mit einem leisen Kopfnicken und den ernstesten Faltenwurfe in seinem strengen Antlitze. Das Aergste wäre mithin vorüber und man macht sich nun an die Ausarbeitung der Pläne.

Wohin soll die Theuerste? Mein Gott, ihr ist es ja alleseins, sei's wo immer hin, wenn sie — nur von ihren Kindern nicht getrennt wird! Ein Kuß auf die Stirne lohnt diesen schönen Gedanken. Man hat seit Jahren abwechselnd und der Reihe nach Verschiedenes versucht; man anderte die Curmethoden, probirte es einmal mit Wasser, das anderemal mit Luft und kam so mit dutzendfacher Abwechslung gradatim von Kaltenleutgeben bis Mentone. Und merkwürdig — jeder der neu gewählten Zufluchtsorte in seinen mit dem Vorganger contrastirenden Eigenschaften wirkte Wunder, immer und allüberall hob sich — während des Sommers — das fatale Uebel, dessen Charakter leider nicht zu ergründen ist; immer genas die edle Dulderin, oder vergaß wenigstens auf ihre „Zustände" und schrieb die herzlichsten Briefe an ihr braves „Mannerl". Aber die bösen Winter verdarben immer wieder Alles. Wohl machte sie stets einige Bälle mit, besuchte Theater und Concerte, Soiréen und Künstlerabende und war sogar auf dem Eislaufplatze eine gern gesehene Erscheinung, aber — wie der März kam, zeigte sich, daß die Genesung nur eine scheinbare, das blühende Aussehen ein trügerisches sei, und daß das alte Leiden mit erneuter Heftigkeit durchzubrechen drohe. Das währt so seit zwanzig Jahren. Sie gebar ein Dutzend Kinder, wovon noch elf — stark, gesund und kräftig — am Leben, und ist selbst erst neununddreißig Jahre alt (man hält sie allgemein nur für eine „Dreißigerin"), aber trotz alledem und alledem, trotz vermeintlicher Lebenslust und alledem, schüttelt beim Schmelzen des letzten Schnees der Arzt regelmäßig den Kopf, erhebt warnend den mit einem Brillantringe gezierten Zeigefinger, murmelt allerlei von allzugroßer Zuversicht und fürchtet plötzliche Katastrophen. Der weise Mann glaubt, die immer wiederkehrende Krankheit sei eigentlich eine undefinirbare und liege mehr im Gemüthe, weshalb „Zerstreuung" das einzige und zugleich beste Mittel sei, um das

mögliche Auftreten von „Trübsinn“ (eine gar gefährliche Geschichte, namentlich in einer glücklichen Ehe!) zu hintertreiben. Auch die Freunde rathen hiezu und führen Beispiele an und wissen von einzelnen haarsträubenden Fällen aus ihnen bekannten oder nahestehenden Familien zu berichten.

So stürmt denn Alles und mit vereinten Kräften auf den eingeschüchterten Gatten los, der daher, wie bereits bemerkt, „in Gottes Namen“ auch heuer wieder das Opfer bringt, sechs bis acht Personen seiner Familie und seines Haushaltes auf seine Kosten — „der kranken Mutter wegen“ — reisen und bei Curhauskränzchen sich erholen zu lassen, während er zwischen Actenstößen sich vergräbt, bogenlange Concepte schmiedet oder einsam im Comptoir sitzt, und, von dunklen Ahnungen erfüllt, zaghaft schon vorzeitig die Bilanz zu ziehen versucht, um Gewißheit zu haben, wie es mit der altrenommirten Firma stehe. Mitunter nicht am besten. Ein Gewölk von Sorgen steigt am nicht allzufernen Horizont auf, ein einziger Blitz, und das Unwetter verschlingt ihn und löscht seinen bis dahin geachteten Namen von der Tafel der „Notabeln“. Legen sich dann die „Krämpfe“ und heben sich die „Zustände“ der „Gnädigen“? Man sieht zuweilen Gestalten an sich vorüberhuschen, in verblaßten, fadenscheinigen Gewändern, welke, abgehärmte Gesichter, die wir vor Jahren in irgend einer Colonnade noch blühend und lachend trafen, wo die gluthängige Schöne nach der Morgenpromenade Cercle hielt und die betäubendsten Weihrauchspenden zierlicher Galans von ihr begierig eingesogen wurden, während die Bonne mit den „lieben Kleinen“ auf abseitigen Wiesenpfaden spazieren zu gehen hatte. Damals mußte der Gemahl Geld auf Geld senden und nebstbei endlose Modistinnenrechnungen und Schneiderforderungen begleichen. Heute ist die ernüchterte, aber auch allseits längst gemiedene Exkönigin jener reizenden ländlichen Feste vielleicht eine arme Versetzerin, wenn nicht Schlimmeres; die Kinder starben oder verdarben und wurden, in der Schule des Leichtsinns großgezogen, Taugenichtse, und der früh kahl oder grau gewordene Gesponse ist bemüht, als Colporteur oder Tramwayconducteur ein dürftig Plätzchen zu finden, was aber dem „Cridatar“ auch nicht immer gelingt, so daß er sich — der Hunger thut weh — schließlich genöthigt sieht, als „Packer“ bei einem seiner ehe-

maligen Commis einzutreten. Warum erzählen die „Freunde“ gewissen Ehemännern nicht auch solche Geschichten, die sogar den Vorzug haben, daß sie nicht nur auf Glaubwürdigkeit, sondern auf trübseligster Wahrheit beruhen? Allerdings macht man sich mit solchen mißtönigen Kassandrarufen nirgends sonderlich beliebt. . .

Ein Thor, der davon spricht, anstatt sein Plaudergöschchen anmuthig zu spitzen und die ehrenwerthe Gesellschaft mit Scherzworten und heitern Sächelchen zu erlustigen. Mag's thun, wer's kann und wer der gesinnungstüchtige Witzling ist, selbst tragischen Stoffen eine amüsante Seite abzugucken!

Ich bin nämlich so melancholischen Gemüths, daß mir auch der geschilderte „*Landsport*“, und begnüge er sich mit den bescheidensten Genüssen, in hundert Fällen nicht *einmal* ein zustimmend Lächeln abnöthigt, und wäre das Vergnügen der Leute so harmlos, so unschuldig und — so billig als möglich. Denn ich rede selbstverständlich immer nur von jenen Kategorien, denen die Glücksgüter *nicht scheffelweise* zugemessen und die vielmehr durch acht Monate im Jahre es gehörig auszutüpfeln haben, um immer vollkommen solvent zu bleiben, die Stadtmiethe bezahlen zu können und weder beim Fleischhauer, noch beim Greißler oder bei der Milchfrau in perpetuirlicher „Vormerkung“ zu sein. Aber die restlichen vier Sommermonate müssen dennoch — wenn auch in allen Ecken und Enden Schmalhans der Küchenmeister — „*vervillegiatürt*“ werden. Die Sitte will es so. Alle Teufel, wer dictirte Euch diese kostspielige Sitte?

Nun, ich mache ja Concessionen, und im weitesten Sinne. Ich kenne die herzbewegende Legende von kränklichen Kindern und habe es vor Jahren an den eigensten Sprößlingen erlebt, daß Waldluft mit dem würzigen und harzigen Zugehör der beste Arzt sei, um geschwundene Kräfte neu hervorzuzaubern und den bleichen Wangen ihr gesundestes Roth wiederzugeben. Wer wäre der Barbar, den abgezehrten armen Kleinen und der erschöpften Wärterin und Pflegerin, das heißt der heldenhaften Mutter, dies einzig heilende Remedium zu mißgönnen, wenn die Beschaffung ohne — halsbrecherische Wagestücke und unreparirbare Opfer möglich? Nichts liegt mir ferner, als hier einen Abstrich zu beantragen und nicht die ganze Post mit Freuden zu bewilligen. Aber die *unmotivirten*, schaalen, leeren *Modefälle* aus der — *Schnorrergilde* und der *Pumperclasse* . . . .

Auch für sie wäre es vermeintlich discreditirend, während der „Saison“ in der Stadt sich zu langweilen. So wählt man denn einen Ort, wo man — noch nicht bekannt ist. Der Name, die gesellschaftliche „Stellung“ erfordern es, spätestens Anfangs Juni „auf das Land zu ziehen“. Glückliche Fahrt und frohe Wiederkehr! Wie emsig ist die Gattin nun beschäftigt, wenn sie die Vorbereitungen zu dieser Uebersiedlung trifft, und wie stolz spricht der Gatte mit dem Fuhrmann des Möbeltransportwagens! Alle Fenster der Nachbarschaft sind geöffnet — mit welchem Neid betrachten die Zurückbleibenden, die an die Scholle Gebundenen, diese vom Schicksale Bevorzugten! Ach, wie herrlich mag es in dem erkorenen Asyle sein! Wer da mit dürfte!

Ich nehme mein Geständniß zurück. Ich sagte zuvor, daß ich aus solchen Anlässen nicht zu lachen vermöge? Das ist die himmelschreiendste Lüge. Lache ich doch alljährlich aus vollem Herzen, wenn mir auf meinen sporadischen Ausflügen der Wirth irgend eines „Rothen Ochsen“, „Blauen Hirschen“ oder „Grünen Adlers“ in rücksichtslosester Stylisirung die Leidenshistorie erzählt, welches „Gefrett“ er mit dieser oder jener „Stadtherrschaft“ habe, die ihn — sechs Köpfe stark — beehre, in seinem „Salettl“ das Mittagsmahl und das Abendbrod einzunehmen. „Ob a Kreuzer Geld z'seg'n wär! Und dö G'schichten!“ Also wirklich ein „Gefrett“? Ein häßliches, trivales Wort. Aber was liegt an der Kritik eines gemeinen Menschen? Im nächsten Sommer zieht man doch wieder „auf das Land“ — die „Gnädige“ besteht darauf. Wohlan, ein Narr, der euch — bei solcher Sachlage und dem Ausblick in die Zukunft etwa gar beneidet! „Weint, Troer, weint, übt Euer Aug' in Thränen!“ —

Doch lassen wir die Leute selbst handeln und sprechen. Also:

2. „Was wird der Gnädigen heuer eigentlich fehlen?“

Erste Scene.

(Geschmackvolles Damen-Boudoir. Frau von Mayer, in reizender Morgentoilette, liegt in einer Chaiselongue und blättert in der neuesten Nummer der „Frauen-Zeitung“. Zu ihren Füßen, auf einem gepolsterten Schemel, Dr. Blitz, der Hausarzt. Zeit: Elf Uhr Morgens.)

Dr. Blitz: Ich verstehe, gnädige Frau! Aber ich bitte, mir doch gütigst anzudeuten, welches Leiden ich diesmal diagnosiren soll?

Frau von Mayer: Leiden! Leiden! Machen Sie mich mit solch gelehrten Redensarten nicht toll! Finden Sie, was Sie wollen, an mir, aber machen Sie um's Himmelswillen, daß ich fortkomme! Es ist unerträglich hier . . . ach, mein Kopf!

Dr. Blitz: Ich begreife. Aber ich muß meine Bitte doch wiederholen, mir nur annäherungsweise anzugeben, ob ich „Milz oder Leber, Hals oder Niere" wählen soll; ob: „Neurose, Rheuma, Drüsenverstopfung, Schleimfluß, Nervenschwäche, Hypochondrie, Säftemangel, Krämpfe, Brustleiden, Blutleere, Magenschwäche" — oder was sonst beliebt? Sie haben da die schönste Auswahl. Ich meine: „Pyrmont, Schandau, Spaa, Tarasp, Abano, Ems, Barège, Pfäffers, Pystian, Lenk, Baden-Baden u. s. w." Ich bitte zu bestimmen!

Frau von Mayer (nachdenkend): Gegen was nimmt man Abano?

Dr. Blitz: Gegen Neurose.

Frau von Mayer: Was ist das? . . . Aber lassen wir . . . Gegen was ist Pystian?

Dr. Blitz: Gegen Schleimfluß.

Frau von Mayer: Garstig. Sonst gegen nichts!

Dr. Blitz: O ja, gegen gewisse Frauenübel überhaupt.

Frau von Mayer: Gut. Nehmen wir Pystian.

Dr. Blitz: Eh bien! Nehmen wir Schleimfluß.

Frau von Mayer: Abgemacht! Sprechen Sie also mit meinem Manne, aber heute noch, sogleich, wenn ich Sie bitten darf! — Adieu, lieber Doctor! Ich bin Ihre Schuldnerin!

Dr. Blitz (ihr graziös die Hand küssend): Tag und Nacht zu Befehl, schönste aller Frauen! (Ab.)

Zweite Scene.

(Rauchzimmer des Herrn des Hauses. Herr von Mayer geht mit großen Schritten auf und ab, seinen Glimmstengel [Upmann I.] zornig beißend. Ihm zur Seite Dr. Blitz)

Dr. Blitz (mit ernster Miene): So ist es, Herr von Mayer! Ich wollte schon zu Beginn des Frühjahrs meine Vorschläge machen, aber die Frau Gemahlin bat mich, es nicht zu thun; sie wollte die Heilung des Uebels hier versuchen, um an Ihrer Seite bleiben zu können. Nun aber nöthigt mich meine

Pflicht, mein Gewissen, mein Ruf, meine Würde, meine Ehre, vor Allem aber die Sorge um das Glück Ihres Hauses, dessen leibliche Wohlfahrt Sie mir anvertraut, das Leben einer engelgleichen . . . .

Herr von Mayer (einfallend): Aber in's Dreiteufelsnamen, meiner Frau fehlt ja nichts, die ist ja gesünder, wie wir Alle?

Dr. Blitz (feierlich): Das Auge des Arztes ist wohl schärfer, es sieht . . .

Herr von Mayer (für sich): Hol' euch der Kukuk! (Nach einer Pause, unwillig:) Was fehlt also meiner Frau?

Dr. Blitz (zutraulich): Im vergangenen Winter befürchtete ich schon die Anfänge einer Phthisiopneumie bemerken zu müssen, bis ich zu unser Aller Trost und Beruhigung nur einen, allerdings heute noch leichten, aber in seinen Folgeübeln bedenklichen Schleimfluß . . .

Herr von Mayer (hämisch): Ich danke Ihnen für diesen Trost mit dem Schleimfluß! (Kurz:) Wohin geht also meine Frau?

Dr. Blitz (heiter): Sie wollte, wie gesagt, hier, an Ihrer Seite, Linderung finden, aber ich rieth ihr Pöstyén — Pystian. Meine Pflicht, mein Gewissen . . .

Herr von Mayer: Gut, gut. Davon ein andermal. . . . Also nach Pystian? . . . (Die Hände ringend:) Kostet mich mindestens zweitausend Gulden! Und wenn sie wieder spielt, das Doppelte! Sie sagte nämlich im vorigen Jahre, wo sie aus Nizza zweimal um Geld telegraphirte, daß sie beim Ecarté fortwährend Malheur gehabt und schließlich einer Baronin dreitausend Francs schuldig gewesen. Wer weiß, ob es wahr ist. . . .

Dr. Blitz: Gewiß.

Herr von Mayer: Ich fürchtete andere Dinge! . . . Was hatte der Cousin dort zu suchen?

Dr. Blitz: Sie haßt den Herrn Rittmeister. Sie gestand mir selbst, unter Thränen, wie unangenehm ihr der unerwartete Besuch des jungen Mannes gewesen, allein . . .

Herr von Mayer (ärgerlich): Ach, was verstehen Sie, Doctor, von den Weibern! Heiraten Sie erst, dann reden Sie! (Pause. Mit der Hand über die Stirne fahrend:) Beruhigen

Sie also meine arme, leidende Frau und sagen Sie ihr, daß sie ihre Koffer und Schachteln packen soll, sobald es ihr beliebt.

Dr. Blitz (sich verneigend): Ich eile.

Herr von Mayer: Thun Sie das. . . . Guten Tag.

Dritte Scene.

(Schauplatz, wie zu Beginn der Handlung. Frau v. Mayer legt einen goldenen Chronometer sammt Kette in ein Etui, siegelt es und schreibt folgendes Billet.)

Liebster Doctor! Indem ich aus vollem Herzen für Ihre ebenso edelmüthige als uneigennützige Bemühung danke, bitte ich Sie zugleich, beifolgende Kleinigkeit als schwaches Zeichen meiner nie versiegenden Dankbarkeit gütigst annehmen zu wollen. Wenn Sie zu Müllers kommen, bitte ich, Klara zu fragen, ob und wann sie eintreffen wird, und ob ihr Bruder Urlaub erhält? Es grüßt Sie auf's Beste

Ihre treue Freundin
Adele.

(Klingelt. Das Kammermädchen erscheint.)

Rosa: Gnädige Frau befehlen?

Frau von Mayer: Tragen Sie dies augenblicklich zu Doctor Blitz. Gehen Sie über die kleine Stiege! Verstehen Sie?

Rosa: Sehr wohl. (Ab.)

Vierte Scene.

(Im Club. Man spielt an mehreren Tischen. Vorne: Herr von Mayer mit Herrn von Schwarz. Zeit: zwölf Uhr Nachts.)

Herr von Mayer (die Karten mischend): Was glauben Sie, wohin meine Frau heuer geht? Denken Sie: nach Pystian!

Herr von Schwarz (die Karten steckend): Herz ist's! Also nach Pystian? Was fehlt der Guten?

Herr von Mayer: Was weiß ich. Der Arzt sagt, sie leide an Schleimfluß.

Herr von Schwarz: Haben Sie davon etwas bemerkt?

Herr von Mayer: Keine Spur. Aber der Arzt behauptet es.

Herr von Schwarz (lächelnd): Ja, die Aerzte und die Frauen! Die Frauen! Die Meine ist in Schlangenbad. Da gehörten sie eigentlich Alle hin, was?

Herr von Mayer: So ist es. Denn Schlangen sind sie doch Alle. . . . Wie wäre es, Schwarz, wenn wir doch wieder auf sechs Wochen nach Scheveningen gehen würden? Clemence hat Ferien. Charlotte wohl auch, also — was hindert Sie?

Herr von Schwarz: Gut. Bleibt dabei. Aber erst nach der Generalversammlung. Man muß den Actionären ja doch Einiges mittheilen. . . . Uebrigens charmanter Vorschlag. Kann amüsant werden. . . .

(Und so weiter. Das Spiel dauert bis zwei Uhr, worauf man sich händeschüttelnd trennt. In den verschiedenen Bezirken wälzen sich inzwischen einige Actionäre schlaflos in ihren Betten)

3. Auch die „Schmidtischen" zieg'n wieder auf's Land!

„Mein Gott, was will m'r denn machen, mit drei kleine Kinder? Wegen mir is's nit, i brauch 's ganze Jahr ka Land, aber die Kinder brauchen's; was glauben's denn, was m'r der Doctor unlängst im Vertrauen g'sagt hat? Wissen's was, Frau von Schmidt, hat er g'sagt, was m'r mit der Lini d'rleb'n können? hat er g'sagt. Die allerschönste Auszehrung, sagt er, können m'r uns einwirthschaften, wann's mit dem Madl nit bald dazuschau'n, sagt er, und d' Lois' — 's Kind wachst so viel stark, is a nit von die g'sundesten; und mein Dolfi schaut a so gelbzipfert daher, als ob er nur alle vierzehn Tag ein' halberten Spatzen z'essen krieget — und Sie wissen, i laß 'n Kindern nix abgeh'n — dafür meint der Doctor: Packen's z'samm, Frau von Schmidt, so bald als möglich, und schau'n's, daß's weiter kommen, 's is die höchste Zeit! — Das hat m'r, wann m'r Kinder hat — i sag's ja . . .

Na, und da hab' i zum Meinigen schon vor ein' Monat g'sagt: Schmidt, hab' i g'sagt, schau Di bei Zeiten um, daß D' was Passend's find'st — nit weg'n mir, das weißt, 's is wegen die Kinder, i reiß' mi nit um's Land, na ja — also, daß i sag'; ka Modeg'schicht' und nit wo, wo der Putz z'viel is, ich brauch' weiter nix, als a g'sund's Platz'l für die Kinder, um mi därf'st Di nit kümmern, i bin bald mit was z'frieden . . .

Was i sag'n will — und da hat der Meinige halt wieder in Weidlingau was g'nommen — wissen's, Weidlingau

g'fallt mir halt so viel gut, es is so viel schön dort und so viel Unterhaltungen find't m'r dort, wann i zum Beispiel nur an die viel'n Kränzchen von vorig's Jahr denk' — wunderschön und sehr gewählt — also, was ich sagen wollt', so zieg'n m'r uns halt wieder hinaus, nach Weidlingau, weil m'r da schon so ziemlich bekannt sein und weil's auch für die Kinder sehr zuträglich is. Schau'n ja schrecklich aus, die Kinder, so ein' ganzen Winter im Zimmer eing'sperrt, die schlechte Luft und sonst noch alles Andere . . .

Ja und daß ich Ihnen sag', i nimm gar nit viel mit; na ja, es is ja doch nur weg'n die Kinder, daß m'r das Opfer bringt, grad 's Nothwendigste nur wird einpackt. Ein paar Kleider, die braucht m'r, das is natürlich, so daher gehn kann man ja doch nit, wie a Dienstbot', und wann was draußen geben wird, will m'r ja a nit zum Gspött erscheinen, denn es gibt gar ausrichterische Leut' am Land, b'sonders unter die Sommerpartei'n, und gar so ausschau'n will m'r a nit, so hab' i die zwei neuchen Seidenkleider, mit denen der Meinige sich so nobel eing'stellt hat, zum Mitnehmen b'stimmt, und höchstens a paar Hauskleider, die i m'r machen laß, weil m'r ja doch nit alleweil in ein und demselben Aufzug unter d'Leut' geh'n kann, und nachher möcht' i m'r noch ein Bareschkleid, a lichtgrün's kaufen und ein' Badanzug, so von weißem Piquet, das mir sehr gut steht, weiter nix — ein' Badanzug, den braucht m'r, wie ein' Bissen Brot, das is natürlich, da gibts nix z'reden d'rüber. No, und was halt a Frau von unsern Stand sonst noch braucht . . .

Was m'r zahlen? Hör'n's, gar nit viel! Fünfhundertachtzig. Nit wahr, sehr billig? Der Meinige hat's auch nur kriegt, weil er g'sagt hat, daß er's auf's Jahr wieder nimmt. Und sehr ein' schöne Wohnung. Zwei Zimmer auf die Gassen, Dienstbotenzimmer und ein Cabinet für'n Hauslehrer. I nimm'n Hauslehrer nämlich gleich mit, na ja, was soll der arme Mensch alle Tag hin und her fahr'n? Und nachher is's ja weg'n die Kinder, die Kinder brauchen ja doch immer Jemand, der um sie is. So gibt er ihnen halt alle Tag die paar Stunden, bis auf'n Sonntag, wo er sich ausrasten kann und auch mein'twegen nach Wien hereinfahr'n kann, weil da ohnedem

der Meinige kommt, der auf die Kinder schaut. Denn ein Mannsbild müssen die Kinder scheu'n, sie fürchten sich sonst nicht . . .

Denn man glaubt gar nicht, was die Kinder in der Stadt für Unförm' lernen! Was ich predig', 's nutzt Alles nix, g'rad wie ausg'wechselt sein's manchmal! Und man thut doch so viel für die Kinder und nix is erkennt! Was der Meinige nur schon auf Hauslehrer Geld ausgeb'n hat, daß's was lernen, und war All's umsonst. Mit fünfe nacheinand hab'n m'r's versucht, is uns keiner recht zum G'sicht g'standen, bis auf den jetzigen, in den die Kinder rein vernarrt sein. Is aber auch ein sehr ein acurater junger Mann. Und so viel artig!

Mein Gott, die Kinder g'freu'n sich schon auf's Land und können's fast nit d'rwarten, und ich fürcht' mich beinah'. Na ja, die Schererei mit'n Einpacken und bis m'r d'raußt wieder in der Ordnung is! Aber was will m'r machen, wann m'r Kinder hat? Die Kinder geh'n vor All'n, das is selbstverständlich; wann der Arzt sagt, daß's ihnen gut thut, so bringt m'r halt das Opfer — ich, für mein' Person, du lieber Himmel, i verlang's nit! — Dafür sag' ich ja: Wer keine Kinder hat, weiß gar nit, was ein' Mutter is; die Sorgen, die Kümmerniss' — Tag und Nacht kein' Ruh! Sein's klein, hat m'r tausend Aengsten um sie, sein's groß, geht die Plag' erst recht an. Glauben's, daß i auf mein' Lois nit schon jetzt acht geb'n muß? Sie, die, das wurd' Eine, wann m'r auf sie nit schauet! Was sagt's neulich? Is der Bankert erst elf Jahr alt und — no, ich mag gar nit davon reden, 's is 's G'scheidteste. . . .

Wann nur schon Alles aufg'stellt wär', das macht m'r jetzt den meisten Kummer. Man is a wenig beengt d'raußt im Raum, wann m'r nur a bisl was mitnimmt, weiß m'r nit, wo m'r's hinstell'n soll. I hab' schon hin und her denkt, wo i mein' Toilett' unterbring — rein kein' Platz'l dafür. Mit'n Clavier is's auch so ein' G'frett. Die drei Kinderbetteln schenir'n halt'. I hab' m'r schon denkt, wann m'r die Kinder beisamm' schlafen ließet, aber der Meinige will nit, weil der Dolfi so unruhig is bei der Nacht. Aber wann kein anderer Platz is, muß ein's zur Köchin oder soll auf der Erd' schlafen, richt't m'r ihm halt was z'samm' . . . Seg'n's, meine

Gnädigen, das hat man, wann man Kinder hat, so ein' Plag' hat m'r am Hals. Dafür, wer keine Kinder hat, weiß gar nit, wie glücklich als er is! Wie könnt' Unsereins zufrieden leben und könnt' sich Manches vergönnen und könnt' Manches mitmachen, wann m'r nit die Gift und Gall mit die Fratzen hätt'! — Und Alles wegen die Kinder! Ob m'r einmal ein' Dank von ihnen haben wird — i glaub's nit! . . .

Aber was ich sagen wollt': Besuchen werd'ns uns doch öfter an ein' Sonntag? Auf ein' Löffel Suppen oder ein Schalerl Kaffee müssen's m'r einmal die Ehr' geb'n; mit viel kann i freilich nit aufwarten, dafür is m'r nit eing'richt't, man hat auch nur 's Nothwendigste mit, denn weg'n Unserein' geht m'r nit auf's Land, es g'schiecht ja nur weg'n die Kinder! — Also, wenn ich bitten darf, wird mir ein großes Vergnügen sein. An ein' Sonntag! Weil da der Hauslehrer frei hat!"

4. Bei der Wahl der Landwohnung.

Wiener: Is vielleicht bei Ihnen was leer?

Bauer (die Mütze ziehend, freundlich und lächelnd): Freili, und 's schönste Quartier in ganzen Ort a no! Bitt' nur anschau'n! Anschau'n kost't ja nix! . . . War g'rad a Graf da, hätt's glei g'nomma, is ihm aber z' klein . . . Spazier'ns nur herein . . . stoßen's Ihner aber nit an, es is a wengl nieder bei uns, wie's schon am Land is, dafür is m'r am Land . . .

Wiener (eintretend und die Zimmer musternd): A Bisl feucht scheint's m'r z' sein, was?

Bauer: Feucht? Wie m'r's nimmt . . . Am Land is's nit anderscht; deshalb sein m'r do Alle g'sund . . . stirbt ja gar Kein's im Ort!

Wiener: Is a Garten auch dabei?

Bauer: Garten? Mein Gott, die ganze Gegend is a Garten . . . a paar Schritt vor'n Haus is der gnä' Herr eh schon auf der Wiesen . . . der Wald is a nit weit . . . is ja eh Alles beisamm'! Wüßt' nit, wie m'r's schöner treffen könnt'! . . .

Wiener: Steht vielleicht im Hof rückwärts ein Baum?

Bauer: Bam' sein glei unt' a paar bei der Schwemm . . . und a Bankl a dabei . . . da is die Baronin, die m'r vorig's

Jahr g'habt hab'n, so viel gern g'sessen . . . is a der schönste Platz . . .

Wiener: Und was ist's mit der Küche?

Bauer: Die Kuchl is g'meinschäftli . . . muß si halt die gnä' Frau mit der Meinigen abfinden . . . die Hofräthin, die m'r vor zwei Jahr' g'habt hab'n, hat a z' Haus kocht . . . wann d' Meinige firti war . . .

Wiener: Sein gute Gasthäuser im Ort?

Bauer: Beim „gelben Fuchsen" is 's beste, da gengan d' Herrschaften meistens hin . . . schenkt auch ein' guaten Tropfen . . . Wann's 'n gnä' Herrn beliebt, gengan m'r abi und kost'n m'r ein', oder i laß ein' hol'n, wann's der gnä' Herr befiehlt?

Wiener: Später vielleicht . . . Und was soll die Wohnung kosten?

Bauer: Hab'ns Kinder?

Wiener: Fünf Stück.

Bauer: Wie alt?

Wiener: Das älteste vierzehn, das jüngste drei Jahr'. Warum fragen Sie?

Bauer (ernst): Weg'n 'n Gras z'samm' treten! . . .

Wiener: Hab'ns denn wo a Gras?

Bauer (kurz): Hint' in klein' Hof bei der Schupfen is a Fleck. (Nimmt eine Prise, hierauf scharf:) Krieg'ns öfter Besuch?

Wiener (fast verlegen): An ein' Sonntag, wann's schön is, is's schon möglich.

Bauer (durchdringenden Blickes): Mit Kinder?

Wiener (zögernd): Je nun, wie's kommt . . .

Bauer (trocken): Das muß i wissen . . .

Wiener (scheu): Kinder kommen schon mitunter mit, aber es sein lauter . . .

Bauer (streng): Das wer'n m'r schon seg'n . . . da muß extra d'rüber g'red't wer'n . . . (Räuspert sich:) Was i frag'n wollt': Wie viel Milli braucht die Gnädige?

Wiener: Das is ung'wiß . . . an ein' Sonntag, wann Besuch is, wahrscheinli mehr . . . da kann Ihner mein' Frau Auskunft geb'n!

Bauer: Das muß mit der Meinigen ausg'handelt wer'n . . . zu ein' fixen Quantum muß si die Gnädige schon versteh'n . . .

daß m'r ſi z' richten weiß ... Was i no frag'n wollt' (nach einer Priſe:) Wird z' Haus g'waſchen?

Wiener: Freili — wann Platz is.

Bauer: Platz g'nua ... g'ſchwabbt wird in Bach ... d' Hauptſach' is weg'n 'n Holz ... 's Holz wird d' Herrſchaft do von mir nehmen? Stell' Ihner halt a paar Klafterln derweil z'ſamm' ...

Wiener (ungeduldig): Das geht Alles die Meinige an ... Aber ich weiß noch immer nicht, was die Wohnung koſten ſoll?

Bauer (die Frage abermals ignorirend): Sein's a Tabakraucher?

Wiener: Natürli und a ſtarker a no. Warum intereſſirt Sie das?

Bauer: Weg'n der Feuersg'fahr ... 's Haus is mit Schindeln deckt — a Unglück is bald g'ſcheg'n ... nimm' Tabakraucher nit gern auf!

Wiener: Daß ich Acht geben werde, konnen Sie doch einem erfahrenen Manne zutrauen!

Bauer: Will's hoffen ... Es iſt aber auch weg'n der Unreinlichkeit ... (barſch:) ein' Sauſtall leid' i nit ... Pfeifen ausklopfen darf in Hof nit g'ſcheg'n, da muß der gnä' Herr ſchon da in das Hütt'l geh'n ... Was i no frag'n wollt': Sein Sö 'n ganzen Tag bei der Famili oder kommen's nur alle Tag auf d' Nacht oder nur an ein' Samſtag und bleib'n über'n Sonntag da?

Wiener? Ich komme jeden Mittwoch und Samſtag Abends zu meiner Familie.

Bauer: Spat? Nach Zehni laß i kein' Menſchen mehr einer.

Wiener: Da bin ich langſt ſchon bei den Meinigen ... Jetzt ſagen Sie aber endlich einmal, was die Wohnung koſten ſoll?

Bauer (ausweichend): Sein's a G'ſchäftsmann oder epper a Beamter? Beamte nimm' i nit gern, das ſag' i glei, das ſein meiſtens Pfenningfuchſer, die um ein' jeden Kreuzer a Stund' handeln.

Wiener: Ich bin Geſchäftsmann.

Bauer (nimmt eine Priſe und fixirt ihn): Aber do ka Jud'?

Wiener: Keine Spur ...

Bauer: D' Wohnung koſt't fünfhundert Gulden ... weil Sö's ſein — a Anderer müßt' ſiebene zahl'n ... Weg'n der

Milli und weg'n Holz muß no g'red't wer'n . . . Möbeln wer'ns eh hab'n . . . woll'ns die paar Kasten und die Tisch und Sessseln benutzen, die d'rinsteh'n, so geb'ns halt no a bisl was d'rauf . . . an ein' Fuß'ger wird Ihner nix lieg'n!

Wiener: Billig is die Wohnung nicht!

Bauer (brutal): Weg'n 'n Billigsein sein m'r a nit da . . . da muß sie der gnä' Herr schon um was Kleiner's umschau'n und nit zwei solche Zimmer nehmen, die wie a Reitschul' sein . . . Nachher muß der gnä' Herr bedenken, daß unser Ort die Gasbeleuchtung kriegt hat und die meisten Gehweg' pflastert sein wor'n. Ueberleg'ns Ihner halt! (Wendet sich zum Gehen.)

Wiener (seufzend): In Gottsnam', weil m'r das viele Suchen schon z' wider is . . . da is derweil an D'raugab' . . . am Montag' kommen m'r . . . aber bis zum Herbst können m'r da bleib'n. Nit wahr?

Bauer: Unbedingt! Küss' d' Hand, E'r Gnaden! Bitt' mein' Handkuß an die Gnädige! Wir derweil Alles sauber herrichten lassen . . . Wer'n sehr z'frieden sein mit uns! . . . Küss' die Hand! (Der Wiener entfernt sich kopfschüttelnd.)

Bauer (für sich): I wir Eng g'rad um die paar Letsch bis am Herbst da umknotzen lassen, daß's vielleicht die paar Weinbeer a no nehmeten, die da d' Spatzen an der Wand überlassen . . . Am ersten September wird d' Senkgrub'n g'räumt, der Stub'nboden aufg'rissen und der Plafon neu stukkaturt — da müssen's geh'n! . . . Is eh nur wieder so a hung'rig's Weaner Volk mit ein' Schübel Bankerten . . . Aber die soll'n m'r trau'n! (Nimmt einen Schluck aus einem irdenen Krügel.)

5. Ländliche Vorkritik.

„Die Stadtbagaschi rührt si schon wieder!" brummte nach ein paar Tagen der Steffelbauer, als er beim „rothen Ochsen" in „Dingsda" Abends eintrat, seinen Holzstummel ausblies, ihn frisch stopfte, am Kerzenlicht sich Feuer holte und, sichtbar ärgerlich gestimmt, pustend und dampfend an der Seite der hochbestiefelten Stammgäste, seiner bäuerlichen Collegen, Platz nahm.

„Hihihi!“ meinte der Nachstsitzende, „kimmen's schon aussa?“ No ja, kaum daß der Schnee weg is und a bisl a Sunn si seg'n laßt, fangt das G'lauff schon an. War'n bei mir a schon a Paar, die so dergleichen than hätten, als ob's mein Kamanet hab'n möchten, aber i hab' ein' kurzen Proceß g'macht und hab' g'sagt: Juden nimm i ka! D'rauf sein's gangen!“

„War'n 's denn a Juden?“ frug der Loislbauer, worauf der Andere replicirte: „Mir alles aus! I hab' schon gnua g'habt, wie i g'hört hab', daß's Weaner sein; das war'n m'r schon die liabsten Summerparteï'n, so a Volk!“

„No“, warf der Hauslbauer ein, „wann's keine Kinder hab'n, kann m'r ja a Aug' zudrucken?“ Aber der Loislbauer wollte von solcher Duldung nichts wissen und rief unwirsch: „Stadtleut' — Stadtbagaschi! Dabei bleib i!“

Da legte sich der „rothe Ochsenwirth“, der von den Sommerparteien am meisten zu profitiren wußte, in's Mittel und sagte besänftigend: „Aber Moaner, seid's g'scheid! Daß die Weaner a ‚Volk‘ sein, das wissen m'r Alle, aber brauchen than m'rs ja do! Was thatst denn Du, Loisl, mit Deiner alten Kalupen, wo's d' im Winter Kraut und Erdapfeln drinet hast, wann d' Weaner nit so — sag'n m'r guat — wär'n und zahleten D'r für a Paar Monat ein' blanken Hunderter?“

„Wos, ein' Hunderter?“ schrie empört der Loislbauer, „ein' Hunderter, jetzt, wo die Börs so in der Höch is? Zwa Hunderter muaß i heuer für mein Kammer krieg'n, anderscht laß i gar nit reden mit mir! Schneibt ihner ja schon wieder 's Geld nur so einer, da wär's heili a Verbrechen, denen Leuten was z'schenken! Zahlt muaß wer'n, daß ihner d' Schwarten kracht!“

„Wahr is's“, ergänzte der Steffelbauer, „und a Sünd' wär's, die m'r am G'wissen hätt', wann m'r's nit urndli straffet! Wann m'r nur bedenkt, was Ein'm das Volk Gras z'sammtritt, was die Kinder ruinir'n, was's für Obst stehl'n und was sunst no z'Grund gricht wird! I mach zwar eh immer, eh's fortzieg'n, mein' separate Rechnung und laß's a nit früher geh'n, bis's nit soundsoviel extra ‚für Abnützung und Beschädigung‘ niederg'legt hab'n, aber den Gift und

Gall, den m'r die Zeit über mit die Fratzen g'habt hat, den zahlt Ein'm ja do Niamand! Dafür sag' i: 's Geld wär' schon recht, aber die Leut mag i nit seg'n!"

Der Michelbauer, der bisher stumm zugehört und nur verschmitzt pfiffig vor sich hinblinzelte, gab nun auch einen Vorschlag zum Besten und sagte: „I hab' da immer ein' Ausweg g'wußt; i hab m'r glei in Anfang den ganzen Zins in Voraus zahl'n lassen und hab schon in der nächsten Wochen so zum Umerwettern und zum Spektakelmachen angfangt und die Kinder z'sammg'schimpft und war so saugrob, daß's Alle g'nua g'habt hab'n und stantepede auszog'n sein. So hab i mein Geld und a Ruah g'habt!"

„Und i hab die Gäst verlur'n!" erwiderte der Wirth, „wann's Oes d'Leut davon jagt's, was hab' denn i? Oes zahlt's mein Wein nit mit achtzig Kreuzer, Eng muaß i'n um sechsadreißig geb'n, und meine Hendeln und Anteln und Ganseln kann i selber fressen! Also — Alles wos recht und billi is! Vertragt's Eng mit die Stadtleut, wann's a a Bagaschi sein, aber a Geld hab'n's und das müassen's bei uns sitzen lassen. Also, g'scheidt sein!"

Der Appell schien einigermaßen zu wirken, die Gesellschaft steckte die Köpfe zusammen, brummte etwas Unverständliches und kam endlich zu dem Entschlusse: „Meinetweg'n, nehmen m'rs no amol, das Volk, aber — zahl'n müssen's, daß's schwarz wer'n; den letzten Kreuzer reißen m'r ihner aussa!"

Da ließ der Loislbauer einen hellen Juchazer los, welchem der Hanslbauer secundirte, worauf der Stefflbauer und der Michelbauer mit „Vierzeiligen" antworteten, bis ein heiterer Chorgesang begann, wozu ein frischer Doppeliter gemeinsam spendirt wurde.

6. „Außi mit Euer!" oder: Von den „Herbstmanövern".

Ein paar Tage noch, und sie müssen „hereinziehen" oder sie setzen sich den bösartigsten, nachsichtslosesten kritischen Bemerkungen ihrer sommerlichen „Hausherren" aus. Denn sie haben, wie Letztere „Stoan und Boan schwier'n", nur bis zum „Hirgst zahlt" und der „Hirgst" ist schon längst da, also — „Zeit war's, daß's weiter kummaten!"

Es handelt sich nämlich um den endlichen, seit Wochen versprochenen und immer verzögerten Abschied unserer großstädtischen Zeitgenossen aus und von jenen, mit Düngerhaufen garnirten Spelunken, welche einerseits die unverschämteste Speculation und andererseits der naivste Wahn als „Sommerwohnungen" zu classificiren pflegt, die aber von den toleranten Wienern nur so lange benützt werden dürfen, als man die kalkfeuchten Räume nicht zu wichtigeren Zwecken verwendet, z. B. zur Aufschüttung von „Trebern", „Krauthappeln", „Erdäpfeln", „Burgundern", d. h. überhaupt als Vorrathskammer und Schweinefutterregistratur. Rascheln und knistern die ersten gelben Blätter unter den Füßen der „Lustwandelnden", so ist demnach der wahrhafte Land-„Ultimo" angebrochen, ja der Respectstermin der bäuerlichen Duldung fast schon überschritten, und es ist den geehrten Herren und Damen aus der weitverzweigten Genossenschaft der „Sommerparteien" dringend zu rathen, „einzupacken" und den idyllischen Salettlfreuden Lebewohl zu sagen. Aber sie machen noch immer nicht Miene, die residenzlichen Laren und Penaten aufzusuchen, sie können sich trotz aller Nebelumbilden nicht losreißen von den pittoresken Genüssen eines Kleeackers, sie warten noch — die Einen auf die Weinlese, wobei man einen Theil der Miethe zu refundiren hofft, die Andern — auf Gott weiß was. So entwickelt sich denn nun auf den Kegelbudeln der verschiedenen „Wirthshäusern" des V. U. W. W. unter den diversen Miethsherren meist folgender Gedankenaustausch:

Der „Kaiblinger Toni": No, was is's denn, Seppl, bringst Dein Stadtbagaschi a nit aussi, wie i d'meinige? Dö wart'n am Most, dös kennt m'r, soll si aber nur an's rühr'n von die Fratz'n und a Weinber nur angreif'n — i bring's um!

Der „Kloan-Heigl": Mein Gott! vergunn dem Bettelvolk dö paar Kernd'ln; meine Stadtleut' hab'n si heuer amal an die Holzbirn fattg'fressen, dö beim entern Zaun san; meine Buab'n mög'ns eh nit, so hab' i dem Glumpert die Freud lass'n, weils wenigstens mit'n Zins pünktli war'n.

Der „Mathias Schatzriegel": So nothige Leut' möcht' i nit, und wann's m'r 's Dreifache zahleten! Mein'

Gnädige hat 'n Anfang über d' ablasene Milli a Schnoferl g'macht, aber derer hab' i 's Wilde abag'ramt und hab' ihr g'sagt: Wissen's was, hab' i g'sagt, wann Ihna dö Milli nit recht is, so kaufen's unser'n Bader sein' Safenladen ab, Samstag und Sunntag kriag'ns gnua!

Der „Furberger Naz": Oes seid's recht unchristliche Moaner! I hab' zu mein Stadtjuden g'sagt: Dös Fleckl Gras g'hört Ihna — an Schritt weiter: kost's 's Monat um zehn Gulden mehr! Nöt g'rührt hab'n se si! Man muaß nit unbilli sein. . . .

Der „Franz Birnhofer": Unser g'stazte Madam' — wer's eigentli is und von wem die Kinder san, waß heuntingen Tags no ka Mensch — hätt' a ihre Muck'n g'habt. Bald war ihr d' Kammer z'naß, bald hätt' mein Jüngste ihr Madl g'schlag'n, bald war' ihr von der Wäsch was wegkumma, und bald hätt' die Meinige von ihr'n Mehl und Schmalz a Einbrenn g'macht. No, so bin i halt amal schiarch word'n und hab' zum Z'sammrechna ang'fangen und hab's g'fragt, ob die Ribisl und die Zweschb'n, die ihre Bankerten händweis einitrag'n hab'n, nix kost'n? Hat die Aug'n g'macht! A Fünferl hat's d'rauf leg'n müass'n und a Ruah war nachher. . . .

Der „Michl Schönbichler": Meine Isenbart hab' i alser zeitiger heuer gar nit kennen g'lernt. Und die Kerschen — g'rad, als ob der Schauer d'rüber kumma war! A hungrig's Volk, das! Wann's aber beim Auszieg'n nit no was d'rauf geb'n, laß' i 's pfänden!

Der „Wallner Hans": Mein' große Wies'n is hin! Und gar ka Absieg'n no, wann dös Gschnaswerk afahrt! Hab'n freili dreihundert Gulden zahlt, aber dö Gift und Gall, was ma abischlick'n muaß, is nit mit fünfhundert ausglich'n! Was hab'n's denn neuli nit woll'n? Meine Kinder soll'n 'n Mist nit alleweil zu ihnera Thür' hinkehr'n! G'rad z'Fleiß g'schiacht ihner das, hab'n's g'sagt! Himmelkruzitürken, da hab' i m'r aber 's Maul ausg'lart! Wann's Ihna nimmer g'fallt bei uns, hab' i g'sagt, so können's ja geh'n! Is eh nur unser guater Will'n, daß m'r Ihner no dalass'n und ruawig zuaschau'n, wia's uns um dö paar Knöpf alle Bam ruanir'n und 's ganze Kramat z'sammtret'n! Urndliche Leut' valass'n am

z' Marigeburt — 's Höchste: z' Michaeli! Verstehn's? Was no länger bleibt, is a schmutzig's Volk, was am arm fressen will! . . . So hab' i g'redt — no, jetzt pack'n's z'samm . . .

Der „Schwarzhofer Lois": Nach Michaeli verlang i für jeden Tag zwa Gulden! Punktum und a Strasand d'rauf! Ka Wörtl wird da mehr g'redt! Kummat m'r g'rad z'recht, so a zaußig's Bandl! Nit a Halbe Wein hat der saubere Stadtherr heuer zahlt! Am Kirtag hat er mi gar nit kennt! Bittet auf's Jahr wieder um a so a Partei! Pfui Teufel! . . . A Seitl no, Leopold! —

Und so weiter. Um „Theresia" herum beginnt demnach die bäuerliche Sommersaat zu reifen und was seit drei und vier Monaten in dem treuherzigen Busen des biederen Landmannes still geschlummert und unter dem silberbeknöpften rothen Latz vergraben, hervorzudrängen und in üppige Halme zu schießen. Und der städtische Zauderer, der sein Auge so gerne weidet an den rusticalen Beschäftigungen, er kann nun erst Zeuge der strotzendsten Ernte werden und an einer — Flegeleienfechsung Theil nehmen, von deren überreichem Ergebnisse er sich bei der gemüthvollen Abschließung des Miethcontractes nichts träumen ließ. Schnürt deshalb rasch Eure Bündel, packt Eure Siebensachen und wartet nicht auf die übliche spätherbstliche Form des Abschiedes und der Trennung, außer Ihr wollt den „vollkommenen Grobian" in ungeschminkter und unverfälschter Gestalt kennen lernen und die variirenden Textausgaben über „Brutalität" zwischen den Classikern Sieverings und Gainfarns vergleichen!

7. Audiatur et altera pars.

Meine Darstellung unserer sommerlichen Leiden und Freuden macht nicht den Anspruch auf Originalität, d. h. auf den Werth einer überraschenden Entdeckung, einer Bloßlegung bisher unbekannter Schäden, einer endlichen Enthüllung schrecklicher Verbrechen, deren der egoistisch-abgefeimte „Landlümmel" und sein schwefelnder Helfershelfer, der brutale Ortswirth, an ihren städtischen Opfern sich straflos schuldig gemacht. Ach, das

Uebel ist ja ein uraltes, ein allseitig bekanntes, ein hundert- und tausendmal besprochenes und es hat noch nichts so viele Anzeigen, Beschwerden, „Eingesendet“ und „offene Briefe“ hervorgerufen, als das Martyrium der Sommerfrischler, namentlich aus Wiens „malerischen Umgebungen“. Und so wimmelt es alljährlich zwischen Mai und October in den Blättern von polemischen Mittheilungen, und nehmen die Stoßseufzer der beleidigten, gekränkten und — betrogenen Mietparteien kein Ende.

Aber wie wäre es, wenn eines schönen Tages ein biederer und echter „Waldviertler“ auf dem Redactionsbureau des betreffenden publicistischen Organes, das ihn so schmählich (und natürlich unverdient) „herunter gerissen“, erschiene und in ungeschulter Eloquenz zur „thatsächlichen Berichtigung“ etwa wie folgt, spräche?

„Alles was recht und billi is. Wann Sö unsern Wirth z'sammschimpfen und an uns Bauern ka guat's Haar lassen, so müassen's schon d'erlauben, daß mir Bauerslent', was mir d'Stadtlent' g'höri kennen, a a Wörtl d'reinreden.

I hab' in mein' Häusl, was schon oanzi dasteht, mitten in der Wiesen, und bröserltrucken is, a Paar Zimmer und a Paar Kamaneder z'verlassen, für dö i no alle Jahr Summerpartei'n g'funden hab', aber — was für a! Verwichen schon gar! D'oane Familie mit fünf Kinder — g'rad als ob's 'n Teufel aus der Butt'n g'sprungen war'n — hat an kloan' Beamten g'hört; d'andere mit vier Kinder — a in all'n Angrad und schlimm g'nua — war a nit viel mehr. Jetzt, bester Herr! hätten's seg'n soll'n, was die zwa Weiber — will i sag'n: gnädinga Frau'n — trieb'n und Oane der Anderen zum Schnr anthoan hat. War dö beim Herd und hat Stagl'n g'hitzt, zum Unterröck bögeln, hat d'Andere a hin woll'n und hat g'stichelt über noble Bettellent', die's Strachmachen liaber geh'n lassen sollten, wann d'Kinder eh' nix z'essen hab'n. Dös hat d'Andere natürli nit eing'steckt und hat z'ruck g'stichelt, iatzt war d'Remasuri firti, bis sa sie beinah' in d'Haar g'fahr'n san. Können's Ihnen dö Unterhaltung denken!

In aller Fruah schon is d'Hetz angangen. Is die Oane mit drei g'stirkte Unterröck in ihr Salettl kummen, hat d'Andere viere anzog'n und hat damit an Lärm g'macht wie a Dunnerwetter. Hat d'Oane vier Brasleter umg'hängt — sein eh' lauter

tummbackene g'west — hat d'Andere fünfe auffithan und damit g'scheppert, wie da Mistbauer. G'rad wie zwa Verruckte!

Die neun Bankerten hab'n derweil g'rafft, daß d'Fetzen umg'flogen sein, oder hab'n si' Löcher in Kopf g'schlag'n. War a wengl a Fried, sein die Fratzen auf der Wies'n umg'sprungen, so daß ka Halmerl Gras für die Küah z'geniaßen war. Von aner Kerschen oder aner Birn zeiti werd'n lassen, ka Spur — sein früher aberg'rissen word'n! Unser Schmalz hab'n's nur händweis zum Haarschmier'n g'numma, alle Fingerlang war so a Himmelsacrament in der Kuchel und hat sie von unsern Buter damdick aufg'strichen. Mit Ausleichen von Mehl und Eier für die Gnädinger ka End und beim Z'sammrechna a Dischpatat. A hell's Elend!

Wann nachher an ein Samstag die gnä Herr'n kumma sein, da hat der Kirta erst recht ang'fanga. Dös Verklag'n, dös Lamantir'n, dös Flenna! Unsereins hätt' da allerweil no 'n Richter mach'n soll'n, derweil m'r liaber 'n Stöcken g'numma hätt' und dö zwa gnädinga Funtzen miteinand — no Sö verstengan mi schon . . .

Seg'n's bester Herr, a rein's Unglück mit solchene Partei'n! Was nur G'schirr z'Grund gangen oder — verschleppt word'n is! A Holz kaufen, dös is der Herrschaft nit eing'fall'n, da hat unser's herhalten müass'n, was m'r do a nit z'schenken kriegt! Alle Bam verschnitzelt, a Hendl d'erworfen und n' Sultl n' hintern rechten Fuß beinah a'g'schlag'n; ka Fenster in der Ordnung, d'Wänd' ankratzelt und die Tauben verjagt. Hat m'r was g'redt, hat's g'heißen: Sein halt Kinder, verstengan's nit besser und beim Auszieg'n wird All's vergüt't. Ja muring. Nit a luckerten Heller hab'n's mehr zahlt, als was ausg'macht war, dafür sein's um vierzehn Täg' länger blieb'n. Und vor solchene Leut' soll ma an Respect hab'n? Weil's von der Stadt sein? Schamen sollt'n's ihna vor'n Knecht und vor'n Halterbuab'n . . .

Dös is aber Aus. Weil ihna der Adlerwirth nix mehr aufg'schrieb'n hat und die Gläser und Flascheln und Teller z'ruckverlangt hat, was er allerweil herleichen hat müass'n, hab'n's ihn ausg'richt und in der Zeitung verklagt, aber hab'n ihm erst no a Zeb's über ein Gulden a'gstritten, was's ihm schuldi war'n, was i selber woaß. Und über'n Fleischhacker hab'n's a g'schimpft und hab'n g'sagt, daß er a stinkat's Fleisch verkauft, weil er

der oa'n Köchin aufs Büachl nix geb'n hat. Recht ausrichterische Leut, und war nix dahinter, bei Koaner! Hätten All's gern umasunst g'habt, weil's glaub'n, bei uns wachst's nur so, oder wir dörfent nur aussi geh'n uns s' Sacherl einertrag'n, wos über Nacht vom Himmel aberg'fall'n is. Solchene Narr'n gebet's mehr.

Dafür glaubet i, daß dös nix Unrecht's war', wenn m'r von Leut', die gar so viel nobli thuan woll'n und hint' und vorn als Herrschaft ang'seg'n woll'n wer'n, a Paar Groschen mehr verlangt, als was sonst der Brauch is. No ja, zwinga thuat m'r's ja nit — schafft ihner's ja Niemand, daß's d'Modi mitmach'n und am Land sein müass'n, soll'n halt in der Stadt bleib'n, wo's so viel billi is und wo's so viel fein b'handelt werd'n. Dös G'schmoaß . . .

Dan Viechzorn könnt' m'r krieg'n, wann m'r an dö Gall denkt, was Ein'm so Leut' die g'rad ka Gnüag'n hab'n und für die Paar Knöpf, die 's Ein'm zizelweis zahl'n, d' ganze Gegend a'fress'n möcht'n, über d' Sommerszeit machen. Gar nit z'reden davon, was z'Grund geht und was in d'häusliche Hauswirthschaft für a Verwirrung und a Unfried'n dazwischen kimmt! Dessentweg'n hab'n m'r a, was m'r Moana von unserer Gegend san, g'sagt, wie m'r beim Adlerwirth dos g'lesen hab'n, was 's da ins Blattl einig'schrieb'n hab'n, daß dös 's Meiste g'fahlt is. S'is ja a großmächtiger Schiedunter zwischen Leut' und Leut', und wann Ein'm 's Unglück trifft, Leut' z'kriag'n, die eigentli koane Leut' san, sundern — a — a — no, Sö verstengan mi schon, so is's leicht mögli, daß m'r a wengl grob wurd' mit die Leut. Und dessentweg'n bin i glei in d' Stadt einerkimma und hab' ihna aufg'suacht und that halt schön bitt'n, daß's a unsre Beschwerniß als Entgegnung in's Blattl einidruckaten. Der Wirth laßt a bitten. So, jetzt woaß's der Herr, nix für unguat — pfiart Gott, pfiart Gott!"

Ich würde diese „Entgegnung", als vollkommen glaubwürdig, unbedingt und kostenlos aufnehmen.

II.

Stadt- und Vorstadtfiguren.

1.

Vom Manöver-Schani.

Darf man über gewisse Schichten und Classen der etwas bunt gemischten Wiener Bevölkerung noch schreiben? Die Frage ist keine müßige und es ist Grund vorhanden, sie zu stellen. Manche Leute sind nämlich plötzlich „empfindlich“ geworden und wenn man unzweifelhafte Taugenichtse und faulenzende Schnapsbrüder mit den ihnen gebührenden Namen belegt, so geberden sie sich förmlich „beleidigt“ und verlangen, wenn schon keine „Satisfaxion“, so doch eine andere „Rangsordnung“ und prätendiren, in der ehrenwerthen Genossenschaft der „Armen“ registrirt zu werden. Das veritabelste Gesindel!

Merkwürdigerweise findet diese Sippe zufolge der in der Masse herrschenden und durch einzelne unselige „Volksdüchter“ auch genährten Verwirrung der natürlichsten Rechtsbegriffe, wenn es sich um eine entscheidende Classification der Bedürftigen handelt, bei den Denkunfähigen oft sogar eine schützende Fürsprache, und es wird Derjenige verlästert und von dem großen Haufen als „Feind der Armen“ verdächtigt, der nicht Alles, was sich in Fetzen und im zerrissensten Zustande repräsentirt, als „berücksichtigungswürdige Armuth“ erklärt. Ich schrieb

über „Lumpe“ und arbeitsscheue Professionsbettler — es ist unglaublich, was für .... alberne Briefe und mit dem Muthe der Pseudo- und Anonymität ausgezeichnete Correspondenzkarten ich erhielt, die allerdings nicht den Empfänger beschämen, sondern die dunklen Absender. Ich beklagte, daß wir jahrüber mit dem leidigen Modus unserer Kreuzergaben Tausende an Unwürdige verschenken, indessen die herzergreifendste Noth gerade dort herrscht, wo wir achtlos vorübergehen, und die brutale Bornirtheit kommt mit ihrem alten „Hepp! Hepp!“ und der bequemen peremptorischesten Aufforderung: „Die reichen Juden mögen zahlen!“ Auch eine Antwort.

Ich fühle mich nicht veranlaßt, als Anwalt der „reichen Juden“ aufzutreten, aber ich nehme auch das Vagabundenthum nicht in Schutz und verwahre mich höchlichst gegen die Zumuthung, auch für das Fuselgelichter — und von diesem war eben damals die Sprache — um milde Spenden plaidiren zu sollen, auf Branntwein. Es ist absurd, diesen Standpunkt des Langen und Breiten vertheidigen zu müssen, aber es geschieht nur jener ... Querköpfe wegen, welche nicht zu lesen und nicht zu unterscheiden vermögen und die in dem dringlichen Kampf gegen den frechen Mob sich fürwortlich auf dessen Seite stellen.

Wohl bekam ich auch andere Briefe, in erdrückender Menge, deren Inhalt mir die Brust zusammenschnürte und die man eigentlich veröffentlichen sollte, um das wirkliche Elend zu enthüllen und dem Humanisten den Weg zu zeigen, wohin er sich zu wenden habe, wenn er ein gottgefällig Werk zu üben — in der Stimmung ist; aber Rücksichten auf die sonstigen Verhältnisse der Betreffenden verwehren zuweilen dies nächstliegende Auskunftsmittel. So antwortete ich denn den Aermsten: Duldet, leidet und — hofft!

Sie hoffen Alle. Nicht auf Erbschaften oder Lottogewinnst oder sonst ein Wunder, sie hoffen auf — Arbeit, um sich und die Ihren rechtlich ernähren zu können. Da läßt mir ein stockblinder Familienvater durch seinen Buben schreiben, er wolle Vögel abrichten, nur um nicht Hunger zu leiden, aber es fehle ihm ein — „Werkel“. Er fühle sich am unglücklichsten, weil er müßig sein müsse und Zeit seines Lebens an Arbeit gewöhnt gewesen sei. — „Nur nicht müßig und dem lieben Herr-

gott den Tag abstehlen!" schreibt ein Anderer, und ich denke eben nach, wie dem Manne Arbeit zu verschaffen, da — klingen lustige Weisen von der Straße herauf, die Militärbande zieht vorüber und ein Troß von Hunderten schlendert an ihrer Seite. „Glückliche Leut', haben zu so etwas Zeit!" heißt es in dem bekannten Couplet . . . .

Hunderte sind es, die seit frühem Morgen auf den Beinen, die den zu ihren obligaten Uebungen ausmarschirten Truppen meilenweit nachgetrampelt und auf den Exercierplätzen stundenlang maulaffend herumgelungert. Es sind die wohlbekannten „Manöver-Schanis", Männer und Bursche jeglichen Alters, die um die Mittagszeit auch auf dem Burgplatze während der Wache-ablösung in Sturm und Regen und Sonnenbrand sich einfinden und der großen Trommel und den „Tschinellen" täglich das Geleite geben. Wer diese Leute sonst noch sind? Eine schwer definirbare Gattung von — Nichtsthuern. Sie nennen sich, wenn sie mitunter beim Abzwicken einer Uhr oder beim Ziehen einer Geldbörse erwischt werden oder sonst mit den Sicherheits-organen in Conflict gerathen, meist „vazirend", aber das Gewerbe, was sie gelernt haben und betreiben sollten, ist nie mit Bestimmtheit zu eruiren. Man weiß nur, daß sie „stets Zeit haben", sie füllen bei Diebstahls-, Einbruchs- und Raub-mordprocessen die Galerie des Schwurgerichtssaales als aufmerk-samste Zuhörer, sie stellen sich vor den Kasernthoren auf und bilden, wie erwähnt, die Avant- oder Seitengarde der Truppen, wie sie Nachts die Sauvegarde der Straßendirnen sind; sie gelten als Stammpublicum bei sämmtlichen Paraden und sonstigen militärischen Schauproductionen und waren, als noch die Hin-richtungen öffentlich vollzogen wurden, bei der „Spinnerin am Kreuz" vollzählig zu treffen. Sie haben immer Zeit, möge ein Geschehniß bei Tag oder Nacht sich ereignen, sie sind dabei, sie fehlen nirgends, es sind dieselben Gesichter überall zu sehen. Wer die Leute sind? Wie gesagt: Nichts — Tagdiebe.

Ihre Angehörigen arbeiten vielleicht im Schweiße ihres An-gesichtes: der Vater ist ein Ablader an der Donaulände, die Mutter eine Waschfrau — der Sohn nimmt ihnen die schwer verdienten Groschen und vagirt nichtsthuend Straße auf, Straße ab. Ermüden ihn die Promenaden, so wirft er sich in die Ecke

einer Surrogatkaffeeschänke oder Branntweinkneipe und verschläft die „freie Zeit", bis die Wacheablösung beginnt, wo er sich einfinden muß. So glaubt er nämlich. Harmlose Naturen taxiren dieses Faible als „militärischen Geist", als „soldatische Inclination", der Kenner dieser Gattung lächelt zu solchem Aberwitz, denn der nimmersatte Zuschauer bei allen kriegerischen Evolutionen ist der abgesagteste Kasernenfeind und flüchtet, falls ihn das Los treffen würde, den „Kühfuß" auf die Schulter zu nehmen, regelmäßig. Zu seinem Glücke ist er meist ohnehin „untäuglich", seine wüste Lebensweise hat ihn für ernste Strapazen unfähig gemacht. Er eignet sich nur als unthätiger Zuseher. Im Vormärz sagte mir einmal ein Oberst, der sich über den mesquinen Cortége, der seine Truppe auf der Schmelz täglich umstand, weidlich ärgerte: „Wenn der Erdboden sich plötzlich öffnete und dieses Gesindel verschlänge, es wäre nicht um einen Einzigen schade, und die Welt verlöre nicht, was eines Hellers werth wäre!" Und der Mann hatte Recht. Man riskirte auch einmal einen — Gewaltstreich, der allerdings ungesetzlich, aber in jener Zeit verantwortungslos durchzuführen war: man schloß plötzlich eine Kette um den gesammten Appendix, der sich vor und neben der Musikbanda breit machte und sie molestirte, und trieb diese „Militärenthusiasten" in die Kaserne, um sie Knall und Fall assentiren zu lassen. Es waren ihrer leider nur wenige zu gebrauchen. Trotzdem machte die Sache ungeheures Aufsehen und gab zu vielfachen Recriminationen seitens der thörichten Anverwandten Anlaß.

„Mein Aeltester is heunt wieder beim Manöver!" klagte unlängst eine Naschmarkt-Obstlerin ihrer Nachbarin. „Die meinigen sein a dabei!" replicirte die Andere, und die zwei betagten Weiber schleppten die schweren Erdäpfelsäcke und Kirschenbutten eigenhändigst mühsam herbei. Die Söhne beim Manöver und die Mütter roboten seit Morgengrauen! Ich kannte einen lungenkranken Mann, der als Zimmerputzer fungirte und der in seiner Arbeit ab und zu Einhalt thun mußte, weil er auch an „Seitenstechen" litt. „Warum schicken Sie Ihren Sohn nicht?" frug der Herr des Hauses, dem der Anblick wehe that. „Mein Gott!" erwiderte hustend der Alte, „die Kinder sein heuntigen Tages nit mehr so, wie's amal war'n . . . der Schlankel mag nicht

recht arbeiten, er war beim Simmeringer Nachtmanöver und schlaft jetzt z' Haus!" Vielleicht sind auch die Eltern anders, als wie sie ehemals waren. Ach, es gibt schon noch „sorgsame Kinder". Da traf ich erst neulich einen jungen Mann, der von einer ländlichen Excursion etwas erhitzt Abends um zehn Uhr in Wien eintraf. Er wollte seine Eltern, die zeitlich zu Bette gehen, nicht mehr stören und ging deshalb lieber zu — Hornik und dann in ein Café, das Nachts über offen hält. Was thut man nicht Alles, wenn man seine Eltern liebt!

Der „Manöver-Schani" hat ausgebreitete „Bekenntschaften". Nicht wählerisch in seinen „Anschlüssen", gesellt er sich dem Nächstbesten zu, den der Zufall an seine Seite bringt und mit diesem trottet er ungezählte Stunden, über Stock und Stein, durch Gestrüppe und Gräben, durch Sandwüsten und über Berge, fort und immer fort. Er theilt mit den Kumpanen die aufgelesenen Cigarrenstummel, oder raucht abwechselnd aus der auf ein Paar Züge ausgeliehenen Pfeife, offerirt dafür zu einem kurzen Schluck das gewisse schmale „Flaschl" aus der Seitentasche und regalirt sich vice versa bei dem Stehtrunk, der bei einer fliegenden Marketenderin wieder von dem Andern bestritten wird. Das schafft Allianzen, die oft unlösbar und manchmal Stein und Suben überdauern. Der arme „Mußsoldat" flucht im Stillen über den Marterweg, den er pflichtschuldigst — c'est-à-dire „im Dienste des Vaterlandes" — zu machen hat; der „Manöver-Schani" thut's freiwillig und ist dabei ungetrübtester Laune. Denn so hat er doch wieder einen halben oder ganzen Tag todtgeschlagen, denn was er mit der „Zeit" sonst anfangen sollte, wüßte er ohnehin nicht. Er ist ja just „vacirend" — wenn er's auch oft sein Leben lang ist. Muthet ihm aber zu, selbst gegen ein gutes Entgelt, eine Arbeit zu verrichten, ein Rad zu treiben, ein Zimmer zu weißen, oder ein Packet irgendwohin zu tragen — er lehnt es entschuldigend ab, er hat „keine Zeit", er muß, schon der übrigen Spießgesellen wegen, längstens um eilf Uhr Vormittags bei der Kaserne sein und von dort als Assistenz die Musikbanda begleiten. Nachmittags schlendert er dem Donau- oder Wienufer zu, sucht sich ein schattig Plätzchen und überläßt sich der contemplativen Aufgabe, die Pudelscheerer und Hundewascher zu betrachten und die ver-

schiedenen Variationen in den Manipulationen der Betreffenden zu kritisiren. Stets ein beschaulich Leben. Der Arbeitsame nennt ihn jedoch einen „Strabanzer". Ist diese Titulatur zu hart und ungerecht?

Wer weiß, ob es den Einen oder den Andern nicht doch irritirt, so mißgünstig beurtheilt zu werden und er nicht etwa gar klagbar auftritt? Oder vielleicht findet die „Species" an und für sich ihre Vertheidiger — — es ist ja Alles möglich.

2.

Der Hetzbruder.

Sein Los sind schließlich meist — Prügel, wenn ihn nicht Schlimmeres erwartet. Manche wurden, wenn's zu arg kam und der vermeintliche „Spaß" als solcher nicht acceptirt wird, bei den daraus sich entwickelnden gesellschaftlichen Raufereien todtgeschlagen oder mit Messerstichen tractirt, oder mittelst eines wohlgezielten Seitelstutzens oder Henkelkrügels oder ausgerissenen Sesselfußes an ihrem respectiven Hinterhaupte mit einem tüchtigen Merks versehen, dessen Heilung dem Chirurgen selbst Kopfzerbrechen verursachte. — Alle aber, die das Metier des „Frozzelns", den Sport des „Z'sammhetzens" mit Vorliebe betreiben, sehen, wenn ihnen der Tribut der allgemeinen Anerkennung ihres Wirkens auch nicht in den vorcitirten Formen zu Theil wird, ihre „Passion" doch insoferne schlecht belohnt, als im Verlaufe der Zeit und der Begebenheiten auch die enthusiastischesten Compagnons dieser unausgesetzten „Scherze" satt und müde werden, und der findige Urheber dieser classischen „Jux" endlich auch von den „dicksten Freunden" gemieden wird, nachdem die Reihe des „Gehänseltwerdens" und „Aufsitzens" auch an sie gekommen. Denn man lacht gerne über Andere und findet Andere lächerlich, ist aber höchlichst „beleidigt", falls man selbst zum momentanen Stichblatt ausersehen. Das wurmt, das wird nicht vergessen, und so häufen sich die „tödtlichen Feindschaften", bis sie nach der Zahl der Theilnehmer an den gemeinsamen „Hetzen" complet sind.

Die Species „Hetzbruder", die Anlaß zu diesen lehrreichen Betrachtungen gibt, unterscheidet sich nämlich scharf von jener lärmenden Hauptgattung, welche unter derselben Titulatur firmirt ist, die aber ihren Cultus nicht an einzelnen und ausgewählten Personen betreibt, sondern für die die Sache an sich, und zwar jede Sache und jegliche Angelegenheit, zur — Hetze wird. Landpartien, Gesammtausflüge, Heurigenbesuche, große Schaustellungen und Aufzüge, Hochzeitsfeste und Hinrichtungen, ja nicht selten sogar Leichenbegängnisse oder Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und sonstige Elementarereignisse bieten für diese eigens organisirten, dem Ernste und der ernsten Empfindung unzugänglichen Naturen Grund und willkommenste Gelegenheit, den „Fall", wenn schon nicht als „Jux" zu behandeln, so doch hiebei so weit — auszuarten und auszuschreiten, daß die nie fehlende „Hetze" plötzlich fix und fertig ist.

Unser „Hetzbruder", den wir im Auge haben, ist anderer Art. Er liebt nicht einmal sonderlich den johlenden Trubel der Massen, meidet auch meist das Ungestüme und Spectakelhafte großer Ansammlungen und begnügt sich mit einem kleinen Kreise auserwählter Kumpane, wo er seinen Witz leuchten läßt und seine spitze Zunge unaufhörlich in Thätigkeit ist. Daß als Lieblingsterrain für seine Productionen die Stammkneipe gilt und daß als Comparsen die treuen Genossen der abendlichen Tafelrunde figuriren, ist ebenso selbstverständlich, wie, daß er nicht den Präsidentensitz einnimmt, sondern als „pfiffiges Kreuzköpfel" an der untersten Tischecke sich sein Plätzchen erkiest, um für seine diversen Manipulationen Raum zu haben, ungehindert ab- und zugehen, und im entscheidenden Augenblicke, wenn der Knalleffect losbricht — verschwinden, d. h. dem rächenden Arme des wüthend gewordenen Opfers lachend entspringen zu können.

Denn unser „Hetzbruder" ist ein sogenannter „lustiger Kauz", der die närrischesten Einfälle hat, voll „Schabernack" ist und dessen Gehirn die unglaublichsten „Streiche" ausheckt, um heute Diesen und morgen Jenen in den Bannkreis seines „Witzes" zu ziehen — mit anderen Worten „aufsitzen" zu lassen. Oberflächliche Geschichtsschreiber würden nun den Mann einfach in die Rubrik der gewöhnlichen „Wirthshauspaßmacher" rangiren, und man könnte sich die Eintheilung auch gefallen

lassen, wenn seine Tendenz gutmüthiger Natur wäre, und in seinem Treiben nicht die directe Absicht vorherrschte, sein Object an der empfindlichsten Stelle zu treffen und mit den giftigsten Pfeilen zu verletzen. Und so gilt er, namentlich bei den geängstigten und eingeschüchterten Frauen, als „schlimm", während er vielmehr böswillig ist.

Ist sein gepriesener „Witz" ja doch eigentlich nur „hämischer Spott" und ist es nur beißender Hohn, was er als „harmlose Spaßetel" taxirt. Er kennt die Schwächen jedes Einzelnen und „heanzt" ihn so lange, bis der Betreffende „springwüthig" wird und der Chorus der Lachenden ihn noch separat in „Harnisch" jagt. Nun ist der schlaublinzelnde Agitator in seinem Elemente, die allgemeine Stimmung ist die erwünschteste, denn der Zorn des Getroffenen steigert nur die Fröhlichkeit der Uebrigen. Hiedurch aufgemuntert, wagt der „Hetzbruder" noch einige Zuthaten und schickt seine verläßlichsten Reserven ins Treffen; er ist schonungs- und rücksichtslos, es fällt Wort auf Wort, eines schneidiger als das andere, in den Augen des jauchzenden Auditoriums glänzen Freudethränen, ihre Bäuche wackeln vom Lachkrampfe geschüttelt, aber — eben in solchen Momenten, wo der Triumph des Anstifters am höchsten, erwächst auch häufig für ihn eine der Eingangs erwähnten Gefahren, und nur ein rascher Rückzug in die viel bergende Küche rettet ihn vor handgreiflicher Widerlegung. Nur mit Mühe wird die Ruhe wieder hergestellt und der Aufgeregte besänftigt, worauf der Flüchtling, dem ein ausreichendes Schutzgeleite die legalste Sicherung garantirt, sachte herbeischleicht, eine „vernünftige" Versöhnung anzubahnen sucht, um am nächsten Abende dort fortzusetzen, wo heute gewaltsam abgebrochen werden mußte. Denn der richtige „Hetzbruder" ist von seiner Leidenschaft nicht zu heilen.

Als hervorragendes Object für seine „Hänseleien" und Stichreden dient ihm übrigens meist ein nie fehlender böhmischer Schneider, der etwa nach Kampf's Dogma „alte Wittfrau mit klane Eckhäusl" erheiratete, und nun auf seine Meisterwürde, sein Besitzthum und sein Herrscherrecht über ein Viertelduzend halbverhungerter Lehrjungen sich nicht wenig zu Gute thut. Der allerdings mit etwas nationaler Verschmitztheit begabte, sonst aber durch drolligste Beschränktheit ausgezeichnete

Mann ist theils seines Dünkels wegen das stabile Opfer unseres „Hetzbruders“, der den „Pane Wenzel“ in allen denkbaren Formen und Arten — „aufsitzen“ macht oder durch drastische Nergeleien zu hitzigen Reden und Gegenreden reizt. Dem Unglücklichen werden die schaudervollsten Dinge imputirt, über seine häusliche Selbstständigkeit die abträglichsten Gerüchte ins Gesicht gesagt und die abhanden gekommenen Stoffreste nach der Elle vorgerechnet. Das gibt nun eine kauderwälsche Rechtfertigung Seitens des Angeklagten, dessen Gesicht zinnoberroth und der, in der Positur eines kalekutischen Hahnes, vor den Lästerer sich hinstellt und „Abbittung“ begehrt. Wie lachelt der Letztere seelenvergnügt und sinnt im Stillen nach einem neuen Coup, der auch schnell in Scene gesetzt wird, und der etwa darin besteht, daß man dem Wüthenden durch den Hausknecht ein Packet überreichen läßt, dessen Inhalt zwar ein qualificirbarer, aber — unsagbarer ist. Welch Halloh im Kreise der Umsitzenden und welch neuer Zorn des zum hundertsten Male gleichartig Mystificirten!

Die eigentliche Form unseres kaustischen Helden besteht jedoch nicht in der Fopperei eines Einzelnen, sein heißestes Streben ist — zwei oder drei „Freunde“ zugleich auf- und untereinander zu „*hetzen*“ und diese selbst zusammen zu „*handeln*“. Gelingt ihm dies und verfängt ein dem Nachbar ins Ohr geflustertes Trätschchen, wornach der Eine über den Anderen dieses und der Andere über Jenen das und das, und zwar „angeblich“ gesagt haben soll, und entzweien sich die Beschuldigten thatsächlich und überhäufen sich gegenseitig mit den überraschendsten Vorwürfen, und hat die Erbitterung den Hitzpunkt erreicht, dann erhebt sich wohl der frevelhafte Anstifter dieses Zerwürfnisses und erklärt das Ganze — als einen unschuldigen „Spaß“, aber geärgert haben sie sich doch, und das ist ihm „Hautgout“!

„Nur recht hetzen, hetzen, hetzen, daß a Leben unter d'Leut kommt, das is mein' Freud'!“ sagte mir einmal ein derlei Intrigfanatiker, dem ich Vorwürfe machte, daß er einen geachteten Mann, einen Greis von siebzig Jahren, mit einem Gerüchte in Unruhe brachte, das er über dessen — bekanntermaßen lauterstes — „Verhältniß“ zu seiner fünfundsiebenzigjahrigen, höchst ehrbaren Quartierträgerin in Umlauf setzte. „Z'letzt sag' i's ja eh,

daß's nur a Hetz war!" meinte entschuldigend der fatale Witzling, aber der dumme Spaß zog dem Verdächtigten ein Nervenfieber zu. Ein Anderer dieser Sorte beschäftigte sich damit, Leichtgläubige zu erfolglosen Erbschaftsprocessen, oder zu Klagen und Beschwerden bei Gerichten und Redactionen über diese und jene Uebelstände aufzuhetzen, und nach dem unausbleiblichen Fiasco oder einer fühlbaren Blamage den Beschämten, d. h. „Aufgesessenen", als stehende Figur für das Repertoire seiner gerne erzählten „Hirschauerstückeln" erbarmungslos zu benützen. Ich war im Vormärz Zeuge, wie zwei Brüder (Zwillinge) spinnefeind wurden, die Behörden mit bogenreichen Erklärungen behelligten, und ein paar Anwälte behufs Führung ihrer Sache mit glänzenden Honoraren belohnten, weil — ein lustiger Hetzbruder jedem der Kläger eidlich versicherte, daß Er der Erstgeborne sei, und das Haus, das ihr gemeinsames Erbtheil geworden, ihm allein gehöre. Die Proceßkosten verschlangen schließlich das Haus, der Unhold rieb sich lachend die Hände. Der Fall war aber auch komisch. . . .

Ein beliebtes Hilfsmittel zur Effectuirung grandioseſter Scherze in diesem Genre ist — die „Nahrung der Eifersucht". Für den wahren Hetzbruder ist hier eine unerschöpfliche Fundgrube und hat das Fischlein einmal den Köder angebissen, so schnappt es das nächste Mal umso begieriger nach der Lockspeise. Ein hingeworfenes Wort genügt, um die gewünschte Explosion zu bewerkstelligen. Wer bleibt gleichgiltig, ob Mann, ob Weib — ich spreche von honnetten Ehen — wenn dunkle Andeutungen fallen, die jeder Auslegung fähig? „Wo kamen Sie gestern her, als Sie aus jenem Gäßchen traten?" So frug ein renommirter Hetzbold in meiner Gegenwart einen jungen Ehemann und blies dabei gleichgiltig seine Pfeife aus. „Gestern? Aus einem Gäßchen? Daß ich nicht wüßte!" replicirte der Angesprochene. „So war's vorgestern, richtig vorgestern, wir grüßten uns ja!" fuhr der Attentäter fort. Der Andere aber erwiderte: „Auch vorgestern verließ ich Tags über meine Wohnung nicht, weiß der Teufel, wen Sie gesehen und gegrüßt. Mich nicht!" Jener schwieg, und die Sache schien ausgeglichen.

Aber es schien nur so. Die anwesende Gattin begann nachzudenken. Nun weiß alle Welt, auch die solideste, schon aus der

Lectüre „spannender" Romane, daß die „Gäßchen" einer Großstadt sich meist eines üblen Rufes erfreuen, daß sie nominell und factisch als Herberge allerlei mesquiner Personnagen gelten, daß gerade in solchen Schlupfwinkeln das häßlichste Laster seine Brut- und Pflegestätte hat, daß also das schlichte einfache Wort „Gäßchen" für züchtige Ohren einen verdammten Klang und für zarte Gaumen einen widerlichen Beigeschmack besitzt. Der inquirirte Gemahl vergaß längst das alberne Intermezzo und plauderte mit seinem Nachbar über die spanische Krise und den Sturz Narvaez' und versprach sich viel vom Ministerium Bravo Murillo. Da fiel in seiner Nähe nochmals das fatale Wort „Gäßchen" und seine thörichte Gattin war's, die es wiederholt vor sich hinmurmelte, mit dem Zahnstocher das Tischtuch durchlöcherte und vor innerer Erregung in jeder Secunde die Farbe wechselte. Plötzlich rief sie: „Vielleicht war's vorvorgestern?" Und nun gedehnt und mit großen Blicken: „Vorvorgestern — war — mein — Mann — in — der Stadt!" Und dann im rapidesten Tempo: „Was für ein Gäßchen? Wo ist das Gäßchen?" Der armen Frau stand der Angstschweiß an der Stirne, der in die Enge getriebene Herr Gemahl war über die Zumuthung empört und fand nicht Worte genug, um seinen Unwillen auszudrücken, uns Allen wurde die Geschichte peinlich, bis der arglistige Tropf gestand, seine Frage sei nur ein „Spaß" gewesen, um sein Opfer „in Verlegenheit" zu bringen, und um gleichzeitig zu sehen, „ob die Gnädige eifersüchtig sei"? Der Zweck war erreicht, ein paar Personen war der Abend verdorben.

Ein anderer dieser sauberen Gattung von Spaßmachern trieb's noch ärger und wagte sogar Arges. Er stipitzte, während er einen Freund besuchte, der eine veritable Mißtrauens- und Eifersuchtsfurie als Ehejoch besaß, diesem eine abgelegte Cravatte und sendete das corpus delicti Tags darauf durch einen zerlumpten Gassenjungen in die Wohnung zurück, mit den Begleitworten: „A schöne Empfehlung von der Fräul'n Hermin', der gnä' Herr hat das gestern bei ihr vergessen!" Zwei geballte Fäuste, von denen eine die Cravatte krampfhaft hielt, fuhren dem von einem gemüthlichen Gabelfrühstücke arglos Heimgekehrten in sein entsetztes Angesicht. „Wer is d'Fräul'n Hermin'? Wo

is d' Fräul'n Hermin'? Auf die Polizei mit mir, Du niederträchtiger, elendiger . . . . . u. s. w." So lautete der Gruß, der den völlig Verblüfften und vor Schreck stumm Gewordenen empfing.

Da meldete sich, als der Kampf am mächtigsten tobte, nochmals jener Junge und erbat sich das unselige Wahrzeichen der (fictiven) Untreue retour, er habe sich in der Adresse geirrt, der Gesuchte wohne in einer anderen Vorstadt und sei ein „lediger Herr". Der Friede im Hause der Zwietracht war nun freilich schnell ratificirt, und es sollen sogar Thränen der Reue, Umarmungen und heiße Küsse vorgekommen sein, aber — Abends erschien der so schnöde Hintergangene doch mit zerkratzten Wangen, welchen Zustand er einem „Ungefähr" zuschrieb, das ihm mit seinem „bösen Hauskater" passirt sei, als er diesem bei einem Tête-à-tête Nachts in den Weg kam. Wie stichelte da der Arrangeur der mißlichen Affaire über den „bösen Hauskater", der vielleicht gar kein „Mandl" sei, und wie bissen die Uebrigen die Lippen, die sammt und sonders um den „Jux" wußten! Die perfide Cravatte aber wurde ihm heimlich in den Sack gesteckt, welcher Fund den Armen später doch auf allerlei Gedanken brachte und zu dem kühn stylisirten Vorwurfe animirte: „Was z'viel is, is z'viel! A andersmal sucht's Eng ein Andern aus! I sitz Eng nimmer auf!" Es war dieses nachträgliche Erkennen der Sachlage von Seite des Gepeinigten wohl der schönste Sieg des Hetzbruders! —

Und nun genug der keineswegs erhebenden Beispiele. Mein freundlichster und nachsichtigster Leser wendete sich vielleicht schon längst von dieser Schilderung ab, deren Stoff wahrlich mir auch nicht gefällt, den ich mir aber erwählte, weil der Typus gezeichnet werden muß. Charakterisirt er doch schon durch die Duldung, die man ihm gewährt, durch den Anhang und die Bewunderer und Unterstützer, die er stets gefunden und noch immer findet, eine ganze Gattung zwar gerichtlich unbeanständeter und auch sonst unbescholtener, oft sogar „angesehener" Menschen, denen nicht nur, wie Hamlet sagt: „Hekuba nichts ist", die auch für näher liegende Fragen und wichtigste Ereignisse, ja für die phänomenalsten Weltbegebenheiten die stupideste Gleichgiltigkeit zeigen, und Verständniß, Sympathie und Interesse nur dann zu

äußern vermögen, wenn „a g'müathliche Wirthshaushetz" im Anzuge und in Aussicht ist. Der enragirte Bierbankpolitiker, der naive Kannegießer, der unablässig Kriegserklärungen ergehen und Armeen marschiren läßt, der übereifrige „Zeitungsfresser", der täglich neue Allianzen componirt, Cabinette stürzt und die Deputirten in Anklagestand versetzt, der vollblutige communale Reformer, der hunderterlei Anträge zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt vorräthig hat — all diese politischen Heißsporne werden nicht selten zu Caricaturen, über die jeder Feuerbursch und Speisenträger seine kritischen Glossen macht. Man lacht sogar über diese von den contrastirendsten Leitartikeln und den alarmirendsten „Entrefilets" Aufgeregten und Irregeführten — nun, minder erheiternd ist wohl der Anblick ihrer stumpfsinnigen Antipoden, die nur den schaalen Spaß cultiviren und denen alles Uebrige, „ob's so oder so geht", einfach „Wurscht" ist. Man versteht mich doch? . . .

3.

Streichmacher.

Die weitaus lärmendste Species ist in der bunten Reihe der drastischen Vorstadttypen unserer Weltstadt — das Geschlecht der „Streichmacher", „Aufhauer", „Großthuer" und brutal-ostensiblen „Verschwender". Vor länger als dreißig Jahren hat schon Adalbert Stifter sich diese Sorte für eine seiner so hübsch geschriebenen Studien auserkiesen, aber das Auge des sinnigen Poeten umfaßte das ganze Gebiet der weitverzweigten Gattung, er schilderte: Stadt-, Mode- und sonstige Gecken, er skizzirte die Prahlhänse und eitlen Narren, die mit ihrem Reichthum, ihrem Wissen, ihren illustren Bekanntschaften prunken, die mit ihrem Besitze Staat machen und was dergleichen Hohlköpfe mehr sind. Die Leute, die ich meine, sind anderer Qualität, das Genre ist ein begrenztes, der Sport, den sie treiben, ist auf wenige Kniffe und Kunststücke beschränkt, ihr Ehrgeiz begnügt sich, den Gleichgestellten — und nur diesen — auf einen Tag, ein Stündchen, einen Moment zu imponiren und in ihrer Gering-

schätzung, ihrer Nichtachtung des Geldes, sozusagen: in ihren „Geldhinauswerfungsbravouren" — von simplen Menschen angestaunt, bewundert zu werden.

Ich habe oben betont, daß derlei täppische und läppische Gesellen ihre Manöver nur vor Gleichgestellten produciren und sie sich hüten, in höheren Gesellschaftsschichten Aufsehen erregen zu wollen. Nein, ihr rohes Gelüste ist befriedigt, wenn sie von der lieben Einfalt mit weit aufgerissenen Augen angeglotzt werden, und die Summe ihres Strebens beziffert sich darin, in ihrer Sphäre Siege zu erringen, wo man es nicht wagt, die „Flausen"-machenden Tölpel zu verachten oder nur zu verlachen, welchem Ergebnisse sie in weislicher Kenntniß ihres eigentlichen „Nichts" insoferne aus dem Wege zu gehen wissen, als sie die besseren und gebildeteren Kreise mit der Schaustellung ihrer Leistungen verschonen.

. . Ein Sieg über Schwachköpfe, ein Triumph über die Dummheit — wahrlich, „ein Ziel auf's Innigste zu wünschen" für — gleichgeartete Naturen und simile Geister! Ich kannte einen classischen Thunichtgut und exemplarischen Faulpelz, ein wahres Muster von Liederlichkeit, ein hochaufgeschossener, robuster, in Jahren bereits vorgerückter, nach gewisser Façon „eleganter" Bengel, der seiner hochachtbaren Familie im Laufe der Zeit effectiv an hunderttausend Gulden kostete und unsagbaren Kummer und Verdruß und Schmerz und schließlich Schande bereitete, aber dennoch nicht müde wurde, das Geld mit vollen Händen zu vergeuden und auf die aberwitzigste, sinnloseste, trivialste Weise zu verprassen und zu verschlemmen. Jeder anständige Mensch wendete sich von ihm ab und floh sorgfältig seine Annäherung; nur ein Häuflein vorstädtischer Idioten begaffte offenen Maules seine täglichen und unerschöpflichen Großthaten. Man saß beim Tarokspiel in der bescheidenen Kneipe, als plötzlich vehementes Wagengerassel vor der Thür hörbar wurde. Was war's, wer kam? Der „reiche X.", der mit drei Fiakern gefahren, weil es ihm zu „langweilig" gewesen, die ganze Strecke von Hietzing oder von Hütteldorf immer in einem Wagen zu sitzen. Er wollte Abwechslung. Welches Staunen über den kostspieligen und barocken Einfall! Nun ging der Spectakel an. Drei Maß „drei

Guldenwein" für die Kutscher — er selbst trank aus Passion nur einen Pfiff „Achtundvierziger" — und ein halbes Dutzend Backhühner, mit denen dann Fangball gespielt oder die den anwesenden Hunden apportirt wurden. Welch Gelächter, wenn sich die diversen Köter um die prächtigen Bissen balgten! Es machte ihm „Spaß" und der „reiche X." konnte sich den Spaß gönnen, und außerdem imponirte er einem höchst dankbaren Publicum, welches sich an diesen generosen Launen des vermeintlichen Krösus gar nicht sattsehen konnte. Aber noch nicht genug! Er lud die Gesellschaft sammt deren Frauen und Kindern ꝛc. ꝛc. ein, Tags darauf mit ihm nach Lanzendorf zu fahren, man war so — gemein, die Einladung anzunehmen, fünfzehn Fiaker standen zur Disposition, deren Wagen er, als die Karawane im Wallfahrtsorte angekommen, mit Bier waschen ließ, zu welchem Zwecke er ein paar Fässer voll des delicatesten „Lagers" spendete. Was das für ein Aufsehen machte und wie oft man die Geschichte erzählte! Ja, der „reiche X." konnte es thun! Und er that noch mehr. Er kaufte wiederholt sämmtlichen erscheinenden „Krainern" ihre Körbe mit Zuckerwerk und Pomeranzen ab und ließ den Inhalt auf die Straße schütten, zum Gaudium der darum sich raufenden Buben. Er zwang einen mühselig daher humpelnden kranken Bettler, eine Zehnguldennote zu verschlucken und schenkte ihm dafür einen Fünfer. Er ließ armen Teufeln den Bart auf einer Seite abnehmen und Lehrjungen den Kopf zur Hälfte kahl scheeren — Alles im Gasthause und gab ihnen drei Zwanziger, mit der Weisung, das Uebrige beim Rasenr oder Friseur fertig machen zu lassen. Er schnitt einem Hausirer einen Rockschoß ab und ließ ihm dafür bei seinem Leibschneider einen modernen hochfeinen schwarzen Frack anmessen, in welchem unbequemen Galastücke sich allsdann der Beschenkte bei seinem Gönner noch vorstellen und bedanken mußte. Und so fort in's Unendliche. Er war kein Narr, sondern nur der plumpeste Streichmacher und Großthuer, der „kleine Leute" verblüffen wollte und — nach Jahren im Schuldenarreste starb, wiewohl behauptet wurde: auf einem Düngerhaufen.

Dieses Protzgenie der Vierziger Jahre war übrigens nur ein getreues Ebenbild, ein würdiger Epigone jener berüchtigten

Sippe übermüthigster Taugenichtse aus den ersten zwei Decennien unseres glorreichen Jahrhunderts, die der ohnehin stets leichtlebigen Phäakenstadt auch noch den Ruf und die Gloriole des tollsten und ungemessensten und sträflichsten Leichtsinnes aufbürdeten. Es war nämlich damals, als einige glückliche Zufälle und Umstände ein paar Geschäftszweigen das Gold thatsächlich in die Säcke regnen ließ, worauf der Nachwuchs, die „Herren Söhne" dieser Fabrikanten des (Ex-) „Brillantengrundes" selbstverständlich nichts Anderes zu thun hatten und zu thun wußten, als das in den Kästen ihrer Väter vorgefundene Geld wieder eiligst — zum Fenster hinauszuwerfen, d. h. auf die möglichst dümmste, aber auffälligste Weise zu „verhauen". Ein großer Theil der Bevölkerung litt daneben noch an den fühlbarsten Nachwehen der letzten Kriegsereignisse und diverser Finanzoperationen und schmachtete in Armuth und in Entbehrungen drückendster Art.

Da galt es, zu zeigen, daß wenigstens der „Fabrikantenstand" trotz alledem und alledem noch auf der alten Höhe sei, daß es noch Geld in Hülle und Fülle gebe, wenn es auch nur Einige besäßen, aber diese Beneidenswerthen wären eben sie. Und das ließ man im „gemüthlichen Wien" die ärmeren Genossen auf die empörendste Weise sehen und fühlen, man zündete sich die gestopften Tabakpfeifen mit Zehnerbanknoten an, man bewarf sich im Prater beim „Eisvogel", beim „Paperl" oder beim „wilden Mann", namentlich zur Verhöhnung des arg gedrückten Beamtenstandes, mit „Cervelatwürsten" und schrie: „Die Beamten sollen's nachher z'sammklauben, daß's was z'essen hab'n!" Man machte den Kegelschub um einen Hunderter, „schmiß" der absammelnden Harfenistin einen werthvollen Ring auf den Teller und schenkte dem „fernsten Linzergeigner" für einen einzigen „Ganztiefen" die goldene Uhr sammt Kette. Und so weiter. Man wollte Aufsehen erregen, von der blöden Menge angestaunt werden, man erkaufte sich dieses edle Vergnügen um die höchsten Preise. Erst vor ein paar Jahren traf ich auf einem Fiakerstandplatze einen zerlumpten Greis, der allerlei närrische Possen machte, bei dem's im Kopfe nicht recht richtig schien, und mit dem die etwas angetrunkenen Kutscher, wie der Volksausdruck

lautet: „Schindluder" trieben. Der Alte lallte unverständliches Zeug und lachte, als man ihm Bier in's Genick goß — er war einst der Uebermüthigste der Uebermüthigen und setzte eine Force darein, allabendlich hundert Gulden im Wirthshause „sitzen" lassen zu können. Er war damals in seiner Blüthe, circa dreißig Jahre alt, verschwendete in denkbarst kurzer Frist ein Riesenvermögen und war fünfzig Jahre lang Bettler, der sich nachmals an der Stätte seiner weiland Triumphe für eine Halbe „Gemischtes" von dem gleichfalls lustigen Nachwuchs ein paar Ohrfeigen geben ließ. Davon lebte er. . . .

Und erst ein paar Decennien sind es, daß ich — wie gewohnt — still und anspruchslos in der Ecke einer Gaststube saß und mein bescheiden Tröpflein trank, bei einem mitgebrachten Buche, in dem ich eifrig las. An der anderen Ecke war toller Lärm, johlendes Gelächter — ein Consortium von Stammgästen, unter denen Einige sogar meine Schulgenossen aus der A-B-C-Aera waren, zechten eben und ließen den perlenden „Grinzinger" in erhebender Anzahl von Maßflaschen zuströmen. Man war wieder, wie schon so oft, guter Dinge und berathschlagte just, wie der morgige Sonntag auf die vernünftigste Weise todtzuschlagen wäre. Ich fühlte es, man redete mir zu Gehör und debattirte laut und heftig über die Zahl der Fiaker, die die prop're Gesellschaft nach Breitenfurt spediren sollte. „I nimm viere", rief Einer, „ein' für mi, ei' für die Meinige und zwa für die Madeln — warum soll m'r denn in der Hitz nit commod sitzen, wann m'r's thun kann?" Der Entschluß machte Effect und wurde, wie ich vernahm, Tags darauf, zur großen Verwunderung der Nachbarn vom „Grund", auch stricte ausgeführt. Im Vorbeigehen zu mir gewendet, warf mir aber der angebliche Nabob nachlässig die Worte zu: „Allerweil a Büchl in der Hand? Setzen's Ihner lieber zu uns und fahren's morgen mit — i nimm halt no ein' Wagen, was liegt denn d'ran, kost's, was kost't — aber mit'n Büchl dürfen's m'r nit kommen!" Ich lehnte beide Einladungen dankbarst ab . . . Ach Gott! Bald darauf und sogar in erschreckender Eile ging's mit dem „Großthuer" stark bergab, er verdarb und starb, seine Gattin ergriff ein dunkles Gewerbe und seine beiden Töchter — nun, sie hatten später auch „Bücher", aber jede nur Eines.

Heute ist Wien, wie es heißt: verarmt — wenigstens ist es still und kleinlaut geworden und gigantische Excesse von passionirten „Streichmachern" gehören bereits zu den undenkbaren Dingen. Aber wie die Katze das „Mausen" nicht läßt, so läßt die übrigens stark zusammengeschmolzene Race der echten und unvermischten und unverfälschten „Urwiener" auch von den altererbten Gewohnheiten nicht ganz und völlig ab, und sie erzeugt und zeitigt noch immer einzelne Exemplare, welche trotz Krach und Aberkrach, trotz unerschwinglicher Zinse und Steuern, trotz schlechten Geschäftsganges und sonstiger socialer Misère, mit einem Worte: trotz der eingestandenen Ungunst der Zeiten und des allgemeinen Jammerns — im Fache der Großthuerei und Streichmacherei immerhin Anerkennenswerthes leisten. Denn eben in der Zeit des allgemeinen Jammerns drängt es den Prahler, seinem Nächsten zu zeigen, wie gerade Er von der öffentlichen Calamität nicht betroffen und wie ihm das ganze Gewinsel der „G'frettbrüder" eine unverstandene Sache sei. In der leidigen Epoche des sogenannten „volkswirthschaftlichen Aufschwunges" zog sich der vorstädtische Streichmacher zurück und hielt sich von dem Trubel der „Neumillionäre" ferne. Wo jeder lumpige Börseparvenü mit Villen, Vollblutrennern, kostbaren Bildern und detto Maitressen paradirte, da war die Zeit unseres Mannes nicht, an jenem wahnsinnigen Treiben that er nicht mit, damals überließ er das Feld den schnuppernden Differenzenmatadors, und wartete geduldig die kurze Spanne Zeit, bis diese Helden der „glücklichen Speculation" von ihren marmornen Altanen herabgepurzelt, bis sie aus ihren Luftschlössern verjagt oder selbst durchgebrannt, bis sie sich die Gurgel abgeschnitten oder sich mittelst Cyankali in ein schuldenloses Jenseits befördert, oder in Stein und Suben ihr geräuschloseres Domicil aufgeschlagen hatten. Mit diesem Troß der widerlichsten Nobelthuer machte sich unser Mann nicht gemein. Aber heute, wo jene Götter des Tages verschwunden, heute, wo es fast zum bon ton gehört, den kläglichsten Ton anzustimmen, heute, wo Alles „lamentirt und raunzt" — heute erhebt er wieder sein Haupt, lehnt in wohlstudirter Pose am Billard, tändelt an der breitgliederigen Goldkette, die an seiner blendend weißen Weste herabbaumelt und meint, in blasirtester Stimmung zu seinem intimsten „Spezi" gewendet: „A recht a fad's Leb'n!

Nix da — gar ka Jur und ka Hetz und ka Unterhaltung, wann m'r a Geld ausgeb'n möcht'!" Das verblüfft im Kreise der Hörer!

Der Mann hat also Mittel, an allen Genüssen des Lebens Theil zu nehmen, hat an ihnen schon Theil genommen und steht nun rathlos, wie er sein vieles Geld „auf neue Art verthun soll". „Am Geld liegt ihm ja nix" — wie er wiederholt erinnert, und so bemerkt er denn auch nur so nebenbei, daß seine zwei „neuchen Goldfüchseln" achtzehnhundert Gulden gelostet, daß er sie aber gegen „zwa russische Schecken — Mordschießer" vertauschen will, wann der „Jud" mit „ein' Tausender Zuwag z'frieden is." — Ach, wie da Alles horcht!

Und wie da Alles staunt, wenn er in Haimbach oder im „rothen Stadl" oder beim „grunen Baum" mit dem „Zuckerzeugl angebremst" kommt, wenn er seine aufgedonnerte Gattin oder Interimsdonna aus dem Wagen hebt, diese die Straußfeder auf dem echten Pariser Hütchen derb kokett wallen läßt und die Seidenschleppe im Grase nachlässig nachzieht, wenn er im manchesternen „Jaquettl" und großcarrirten Pantalons durch die Sitzreihen stolzirt, den „Jean" herbeiruft, ihm vor aller Welt ein „Einserl" als Anticipandodouceur zusteckt und laut und vernehmbar ruft: „Urndlich bedienen, sunst is's aus mit der Freundschaft!" Jean verbeugt sich zerknirscht, entfernt sich „hochachtungsvoll" und servirt unter steten Bücklingen, Kratzfüßen und artigstem Lächeln dem vornehmen Pärchen.

Dieses ist natürlich wählerisch. Von den Solokrebsen werden nur die „Schweiferln" gegessen, von den Hühnern nur die Flügelchen, vom Dessert wird nur eine Traube und vom frappirten „Schampes" nur die Hälfte der Flasche versucht — den Rest läßt man unter dem großen Gelächter der Nächstsitzenden von einem alten Werkelweib trinken. Allseits bewundert man die Beiden und erschöpft sich in Vermuthungen über Stand und Herkunft ꝛc. solch auffallender Gäste. Nur Jean lächelt. Auch der „Elfhundertelfer", der im Vorhause draußen steht, lacht auf seine Weise und scheint von dem Erschauten nicht im Geringsten erschüttert, denn der unerbittliche Kritiker faßt sein scharfes Urtheil in die knappste Redeformel zusammen, indem er seinem „Gspan", dem „Siebenhundertsiebenundsiebziger" schmunzelnd zuflüstert: „Hast

mein jungen Herrn mit der Seinigen drinnet g'seg'n? Dö machen so heut kan Papp! Was, Nazl?" — „Papp!" Und darum all diese Anstrengung und diese Opfer? . . . Papp! . . . Papp! . . .

4.

Der G'schichtenmacher.

Es wäre ein bedauerlicher Mißgriff eines Sittenschilderers und Figurenzeichners, wenn er den Unterschied übersähe, der zwischen dem „Streichmacher" — welcher Species ich das vorige Capitel gewidmet — und dem „G'schichtenmacher" besteht, und es könnte mir demnach nur ein oberflächlicher oder kurzsichtiger Beobachter den Vorwurf machen, daß ich beide Sorten trenne und nicht unter eine Gattung summire. Ach, die Betreffenden selbst würden ja gegen eine solche Gleichstellung ihrer divergirendsten Arten protestiren und Jeder von ihnen sich auflehnen, wenn man ihn mit dem Titel des — Anderen regaliren möchte.

Ist doch der „Streichmacher" eigentlich eine brutale Erscheinung, da er sich in seinen Formen und Allüren meist nur al fresco zeigt und in grellen oder lärmenden Passionen macht, während der „G'schichtenmacher" gerade daran sein Talent erprobt, durch eine gewisse weibliche Zimperlichkeit und affectirte Aengstlichkeit das öffentliche Interesse zu erwecken. Der „Streichmacher" brillirt im „Aufhauen" und wirft, um den beabsichtigten Erfolg zu erreichen, das Geld mit vollen Händen aus — der „G'schichtenmacher" versteht es, mit wenigen Auslagen die Aufmerksamkeit zu erregen und Dutzende Füße und Hände seiner kostbaren Person dienstbar zu machen. Der „Streichmacher" gilt als generös und ist es auch gern, wenn man ihn auch im Stillen darob belächelt; der „G'schichtenmacher" ist ein vollendeter — „Schmutzian" und vermag trotzdem alle denkbaren Huldigungen, Rücksichtnahmen und Respectbezeugungen sich zu erobern, denn er ist eben ein Künstler, der sich zu geben weiß, ein Virtuose in der Verwerthung seines unbedeutenden Ich's.

Wer ist der Mann, bei dessen Auftreten die schläfrigsten Garçons emporschnellen und seines Winkes in unwillkürlicher Ehrfurcht harren? Wer er ist? Mein Gott, oft sehr wenig, mitunter sogar ein veritabler armer Schlucker und Hungerleider, meist aber nur ein pfiffiger Knicker, der seine obligate Sparsamkeit mit allerlei Ausflüchten bemäntelt, der mit Absicht merken läßt, daß er mit Marotten behaftet und von sonderbaren Gelüsten geleitet wird, der in Gang und Wort und Geberde, in Kleidung und Haltung, in all seinen Wünschen und Bedürfnissen, in seinem Begehren und Verlangen, in seinen Gewohnheiten und Eigenschaften, in all seinem Thun und Lassen von der platten Alltäglichkeit unterschieden sein will, welches Gebahren ihm summa summarum nicht nur den Anstrich der Originalität, sondern auch das Relief des „Vornehmen" verleiht. Auch Don Ramudo di Colibrados war vornehm.

Unser Held beabsichtigt demnach in erster Linie etwas zu gelten und für etwas gehalten zu werden, was er nicht ist, und zweitens diese illustre Errungenschaft auf möglichst billige Weise zu erreichen. Sein Aeußeres unterstützt ihn zuweilen bei seiner Haupttendenz, er ist vielleicht pensionirter Militär oder jubilirter Staatsbeamter oder quiescirter Tanzlehrer oder emeritirter Privatdocent in obscursten Fächern, oder nur „Privatier" auf räthselhaftester Grundlage. Er ist hager, was ihm schon das Air des Distinguirten gibt und da auch sein herablassendes Grüßen den Mann von socialer Stellung verräth, so ist kein Zweifel, daß die profane Welt es mit Jemandem zu thun habe, der gewöhnt ist, in anderen Kreisen zu glänzen und der sich nur ab und zu herbeiläßt, auch in niederere Regionen zu steigen und, wiewohl es ihm unbequem und vielleicht sogar gesundheitsschädlich, bürgerliche Luft zu athmen und ohne Leckerbissen sich zu behelfen. Denn er ist überaus zärtlich mit sich selbst. Die Frauen sagen ihm nach: „Eine Prinzessin sei an ihm verdorben."

Und so erscheint er denn, bei nur halbwegs kühler Witterung mit einem Shawl um den Hals, den Rock bis an das Kinn zugeknöpft, in einer simplen Restauration, wohin er, wie es scheint, nur „durch Zufall" verschlagen. Der Tabakqualm, von dem das Local erfüllt, molestirt ihn sichtlich, er hält das Tuch vor den Mund und hüstelt demonstrativ. Er mustert den glanzlosen Filz

auf dem spärlich behaarten Kopf, mit der Lorgnette das Zimmerchen oder den Saal, begibt sich nach längerem Zaudern und noch immer unschlüssig oder unzufrieden mit und ob der getroffenen Wahl, an den scheinbar „besten Platz", läßt, um gleich vorwegs zu zeigen, daß er mit dem status quo, in welchem sich gewöhnliche Menschenkinder so ziemlich wohl befinden, völlig unzufrieden, ein Fenster öffnen und ein anderes schließen, den Tisch frisch bedecken und den ihm offerirten Rohrsessel mit einem glatten Holzstuhl vertauschen. Er sitzt zwar noch immer etwas unbehaglich, da die Gasflammen zu hell (oder zu dunkel) brennen, oder das Sonnenlicht durch das Fenster dringt, weshalb er in seinem Mißmuth zu erkennen gibt, daß die Rouleaux nur mangelhaft schließen, aber — endlich nimmt er doch die Speisekarte zur Hand und beginnt die Lectüre des langen Registers. Man lauscht athemlos, aber kein Entschluß wird kund, man schaut sich mit fragenden Blicken an und zuckt mit den Achseln. Plötzlich öffnet sich der Mund des Gefeierten: „Ist der Herr Wirth anwesend?" — „Zu dienen!" — „Ich lasse ihn bitten auf einen Augenblick!"

Der Gerufene stürzt herbei und begrüßt den erlauchten Gast mit seinen kunstvollsten Reverenzen. Dieser nickt, leutselig lächelnd, dem stumm Harrenden zu und fragt etwas gedehnt: „Könnte ich klare Suppe haben?" — „Gewiß, Euer Gnaden!" — „So bitte ich!" — „Mit Ei?" — „Ohne Ei!" — „Sehr wohl!" Und man eilt mit geflügelten Schritten ab, um das Gewünschte zu bringen.

Aber die kurze Pause, bis die „klare Suppe" (ohne Ei!) servirt wird, vergeudet der edle Gast nicht mit leerem Nichtsthun. Er läßt das Salzfaß frisch füllen, er prüft das Gebäck stückweise und drückt und beriecht jedes Einzelne, er schüttelt höchst unzufrieden den Kopf, ruft, ärgerlich gestimmt, den Oberkellner, und verlangt ein eigens geformtes, mit Mohn oder Fenchel oder Kümmel oder Anis bestreutes „Strizzel", worauf er, da dieses nicht vorräthig, sich mit Schwarzbrot begnügt. „Wein gefällig oder Bier?" lautet nun die submissteste Nebenfrage. „Eine Flasche Wasser und ein reines Glas!" ist die Antwort. Sämmtliche pia desideria werden unter Knixen und Bücklingen der Hin- und Hergehetzten erfüllt.

Die „klare Suppe" ist genossen, zwei Gläser Wasser sind getrunken und der große Unbekannte nimmt wieder die Karte zur

Hand und liest. Der Chef des Geschäftes winkte dem Personale bereits ab und besorgt selbst die weitere Bedienung, da der Fall schwierig zu werden scheint. Nun beginnt das Fragen: „Der Fogosch ist wohl nicht mehr ganz frisch?" — „O, ich bitte recht sehr, der schwamm gestern noch im Plattensee!" — „Nun, lassen wir das! Was ist's mit den Poulards? Wahrscheinlich eine alte, zähe Bruthenne?" — „O, ich bitte recht sehr, im Gegentheile!" — „Kann man es früher ansehen?" — „Mit Vergnügen! Ausgezeichnet! Euer Gnaden werden staunen!" Und man präsentirt auf einer spiegelhellen Metalltasse das im jugendlichsten Lebensalter gemordete und schön gerupfte und geputzte Thier, das nur noch des Gebratenwerdens gewärtig, um seine irdische Bestimmung zu vollenden. Aber auch dieser appetitlichste Aspect genügt nicht dem ersichtlich sehr Verwöhnten, der das bleiche Todesopfer nur eines geringschätzigen Blickes würdigt, mit dem Finger flüchtig betastet und ein entschiedenes „Nein!" dem verdutzten Wirthe zuruft. Und der unerbittliche Kritiker langt abermals nach der Karte und liest unter stetem Kopfschütteln weiter.

Eine drückende Pause. Der Restaurateur fühlt etwas wie Ungeduld in seinem Innern sich regen und wirbelt mit den Fingern der linken Hand und dem rechten Vorderfuße einen Doppeltriller, ein untrüglich Zeichen einer gereizten Stimmung. Den Andern kümmert dies wenig, er bleibt kühl bis an's Herz hinan, platzt nun plötzlich mit dem Edict hervor: „Aber es ist ja gar nichts da, Herr Wirth?" und legt den Tarif unwirsch zur Seite.

Nun ist allerdings jener auch im Leben eines Wirthes denkbare Moment eingetreten, wo der letzte Geduldsfaden, und wäre er so dick wie ein Schiffstau, zu zerreißen droht und auch thatsächlich zerreißt, demungeachtet bemeistert der Vielgeprüfte noch einmal seinen hervorbrechenden Unwillen, er dämmt die Fluth entschuldbarer Invectiven, die er dem Frevler an seines Hauses Ehre an den Kopf zu schleudern gedenkt, noch einmal zurück und wagt nur auf die reiche Nomenclatur seiner Menu's hinzuweisen und bebend vor Wuth und Ingrimm die Worte zu lallen: „Aber, Euer — Gnaden — belieben — zu — scherzen!" wobei er von Ramsteak bis Hirschziemer, von Kalbsfilet bis Schweinsnierndl alles Vorräthige recitirt. Der Folterer bleibt jedoch bei

der ganzen Litanei gelassen, fährt sich mit der Hand über die Stirne, seufzt, räuspert sich, trocknet den Mund mit der Serviette und entschließt sich nach langem Besinnen endlich zu dem kühnen Gedanken: „Wissen Sie was, Herr Wirth? Bringen Sie mir — ja, das ist noch das Gescheidteste — eine Omelette!" — „Sehr wohl! Mit Früchten?" — „Ohne Alles! Nur eine Omelette. Nicht fett und nicht stark braun! Bon!" — „Zu dienen!" — „Apropos, noch etwas: Haben Sie die „Times"? Nicht? Das „Journal amusant"? Auch nicht? Hm! So bringen Sie mir — doch lassen Sie! Eine Flasche frisches Wasser noch, wenn ich bitten darf! Und neue Zahnstocher! Das sind ja gebrauchte hier!" Und der gemarterte Wirth entflieht, um die hohen Aufträge prompteſt zu realisiren.

Das ist das Diner (oder Souper) des „G'schichtenmachers". Seine Zeche beträgt achtunddreißig und inclusive des Trinkgeldes baare vierzig Kreuzer. Bei seinem Scheiden athmen Wirth und Kellner und Kellnerjungen erleichtert auf, welch Letztere er noch dazu strapazirt, ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, ihm Stock, Handschuhe und Cylinder bereitzuhalten, wofür er sie mit einem leichten Kopfnicken regalirt, worauf er, noch einen Blick in den Spiegel werfend und den Shawl ordnend, das Tuch vor dem Munde, mit stolzer Grandezza sich entfernt. Heil Allen, die mit ihm zu thun hatten! Wehe Jenen, denen er morgen die Ehre seines Besuches zu Theil werden läßt.

Denn der „G'schichtenmacher" aus Neigung und Beruf wechselt gerne den Schauplatz seiner ruhmvollen Thätigkeit, um täglich frisch imponiren zu können und täglich frisch bestaunt und bewundert zu werden. Hiebei passirt ihm nun freilich mitunter das Malheur, daß er, bei dem häufigen Wechsel des Dienstpersonales, mit einem früheren Opfer seiner Launen zusammentrifft, wo er dies am wenigsten vermuthete und daß ein höhnisch Gezischel der Kellnerjungen sich erhebt, wo er die aufmerksamste Behandlung erwartete. Für solche unliebsame Zwischenfälle hat der Schlaukopf nun ein separates Manöver in Bereitschaft, er spielt den Leutseligen und riskirt ein paar Scherzworte, erobert sich dadurch Vertrauen und beginnt nach derlei tactischen Vorübungen seine alten Kunststücke. Man glaubte

ihn zu verkennen, bis man zu spät einsah, daß es doch derselbe „fade schundige G'schichtenmacher" sei, der schon an zwanzig Orten der Menschheit zum Aergerniß und zur Qual wurde. Allmählich wird er zum Gespötte.

Der „G'schichtenmacher" tyrannisirt übrigens auch häusliche Cirkel, in welchen er zuweilen geladen (oder auch ungeladen) erscheint und wo er sogar die extremste Rücksichtnahme auf und für seine Person prätendirt. Und er genißt wirklich alle möglichen Auszeichnungen. Man weiß, daß er „launenhaft" und „wählerisch", daß er ängstlich und furchtsam, daß er im höchsten Grade „jenisibel", und daß er wie eine Mimose bei der geringsten unangenehmen Berührung erschrecke und sich stumm und scheu und verdrossen in sich zurückziehe. So nimmt man den Bedacht auf die „Angewöhnungen" des vermeintlichen „Sonderlings", der im Grunde genommen nur ein Tartüffe ist, aber eben durch seine erheuchelte Delicatesse, durch seine erkünstelte Manierirtheit der sorgsamsten und aufmerksamsten Behandlung allerorts sich zu erfreuen versteht. So kocht man ihm denn auch seine „Leibspeiserln" und servirt sie ihm nach seiner Lieblingsart; man überläßt ihm den Ehrenplatz am Tische und stellt ihm den Fußschemel und den weichgepolsterten Armstuhl vor das lustig knisternde Kaminfeuer. Man vermeidet während des ganzen Abends von Seuchen und Pestilenzen, und überhaupt von Krankheiten und vom Tode zu sprechen, und man weiß auch, daß gewisse Thiergattungen nicht genannt werden dürfen, da er eine unbesiegbare Idiosynkrasie gegen sie hegt. Man enthält sich der Cigarre aus Rücksicht auf seinen (angeblich stets) leidenden Zustand und die Frau des Hauses sorgt dafür, daß der Oberrock ihres empfindsamen Gastes an einem geheizten Orte verwahrt werde. Man findet es selbstverständlich, daß er (aus Affection) kaum hörbar leise spricht und man hütet sich, das geringste Geräusch zu machen, um die Nerven des überaus zart organisirten Mannes nicht zu irritiren. Es weiß sich keine Seele Rechenschaft zu geben, warum und weshalb die gesammte Gesellschaft diese Seccaturen erträgt, aber er hat sich das Recht dazu genommen und übt es aus — so lange man es ihm gestattet — das heißt, so lange man seiner nicht überdrüssig wird, sich vor ihm verläugnen läßt, oder ihm — die Thüre

weist. Bis dieser unausbleibliche Knalleffect erscheint, beherrscht er die Situation und dirigirt die Scene. Man horcht seinen Worten wie den Aussprüchen eines Weisen, man belacht seine antiquirtesten Anekdoten und bestaunt seine zahllosen (Pseudo-) Abenteuer. Man bewundert seine kleinen weißen Hände, seinen tadellosen Teint und sein vortreffliches Aussehen. Er wird nie über Vierzig gehalten. Verläßt er die Gesellschaft, ist ein Wagen für ihn in Bereitschaft, und am nächsten Morgen erkundigt man sich um sein Befinden. Ein Teufelskerl, wie er dies Alles zu Wege bringt.

Mancher dieser Sorte erhält sich in seiner erschwindelten Gloire bis zu seinem Tode intact und genießt noch die rührendsten Nekrologe und ehrendsten Nachrufe. Und noch immer weiß Niemand warum und weshalb! Die Meisten aber enden trotz ihrer Jahre lang geübten Gaunerkünste dennoch recht traurig und in stiller Betrübniß, und Viele sogar fast im Elend. Wer hat Mitleid mit dem zuviel und unverdient Gehätschelten? Niemand. Er hat die Welt zu lange am Narrenseile herumgeführt, als daß sie, sobald sie zur Vernunft gekommen, ihm die arge Komödie je verzeihen könnte. Und so verläßt er denn, alt und welk, müde und gebrochen das Terrain seiner Triumphe, und zieht sich in einen Vorort oder ein Provinznest, wo ihn Niemand kennt, wo man ihn „von Eschen“ nennt, zurück, um ein neues Leben zu beginnen, da in derlei urwüchsigen Kreisen „Spanpanaden“, wie er sie beliebte, nicht verfangen. Er ißt zuletzt Knoblauchwurst und Rudelflecke, sitzt in Bauernstuben, wo Galgenknaster und Lauskraut aus verfulzten Holzstummeln gedampft wird, und ist froh, wenn seine Gnadenbezüge ausreichen, um allabendlich ein Glas „Abzug“ oder ein Viertel Trescherwein (vulgo „Darmreißer“) sich vergönnen zu können. Er — der als „g'statzter Herr“ einst solche „G'schichten“ machte! . . .

5.

„Gschaftelhuber.“

Hast Du, verehrter Leser, vielleicht irgend eine „Commission“ zu besorgen, die Dir in Deinen gewohnten Verrichtungen etwa just „über Quer“ kommt, deren exacte, klag- und verantwortungslose Durchführung Dir also unangenehm ist, jedenfalls aber Dich momentan mißgestimmt macht und Dich, weil der Verdruß doch unausbleiblich, schon anticipando mit Aerger erfüllt? Gewiß ist man Dir mit solchen Aufträgen und sogenanten „Gefälligkeitsproben“ und „Freundschaftsdiensten“ an den Leib gerückt, man hat Dich mit Schmeichelworten umgarnt und Dich mit verfrühten Dankesversicherungen splendidest überschüttet und Du kratzest Dich, wenn Du allein, verdrießlich hinter den Ohren, murmelst ein Dutzend Flüche und bist in peinlicher Verlegenheit. Du weißt Dir nicht zu rathen und zu helfen? Wie Du kurzsichtig bist! Sieh Dich doch unter Deinen Bekannten um, Du findest zweifellos ein derlei Genie, das in den verzwicktesten Fällen Auskunft geben und selbst Hand anlegen würde, ein Talent, das „in allen Sätteln gerecht“ und sich in alle Umstände zu schicken versteht, sprich mit „Freund Gschaftelhuber“, der thut's schon.

Denn Gschaftelhuber ist in der That ein Teufelskerl, der Alles kann, eine Specialität, die, wenn auch nicht häufig, so doch überall in einzelnen Prachtexemplaren zu treffen, ein veritabler Wundermann, der nie fehlgreift, wo er thätig wird, und dem es nebenbei das ausgesprochenste Vergnügen, ein sichtbares Labsal ist, sein Licht leuchten lassen und der bedrückten Menschheit mit Rath und That beispringen zu können. Sprich also getrost mit „Freund Gschaftelhuber“.

Ich kenne einen Mann, der in den letzten drei Wochen einer verzweifelten Familie eine tüchtige Amme besorgte, in einem anderen Hause nach seiner praktischen Angabe den Sparherd abändern ließ, der sich das vermaledeite „Rauchen“ wirklich nun abgewöhnt; weiters für das Canarienmännchen seiner Nachbarin ein passend Weibchen auftrieb; einem armen Schlucker zu einer Freikarte auf der Xbahn verhalf; das Geheimrecept einer

Hundesalbe dem glücklichen Besitzer abzuschwatzen wußte, um damit seinem Vis-à-vis eine namenlose Freude zu bereiten, der nun das Arcanum bei seinem bereits als unheilbar erklärten „Tschocki" mit Erfolg anwendete; ferners ein Stück echten spanischen Meerschaumes für einen Amateur acquirirte, der sich auf dem Wiener Platze vergebens darum erkundigte; dann für eine lebenslustige Witwe und deren verwelkte beide Töchter drei Billets zu einem „geschlossenen Abschiedskränzchen" ergatterte; einem Flickschneider für dessen Jüngstes einen reichen Taufpathen anrecommandirte; einen Clavierlehrer vom Magenkatarrh befreite; beim neuen Anwurf für eine feuchte Gartenmauer, die seinem Hausherrn viel Kummer machte, den einzig richtigen Mörtelsand, der jeder Nässe widersteht und Cement entbehren kann, bei einem Fachmann ernirte; zwei elternlose Waisen in „gutchristlichen" Familien unterzubringen, und schließlich den störrischen Bäckermeister zu überreden verstand, seinen fast nagelneuen Schlitten gegen den ausgefahrenen Steirerwagen des Fleischselchers für ein Anbot von zehn Liter Petersdorfer umzutauschen. Das Alles verrichtete „Gschaftelhuber" mit seiner Umsicht, Findigkeit und Raschheit ganz allein. Eigentlich ein Mann zum Küssen!

Aber er ist auch geschätzt und gewürdigt in dem Kreise seiner Bekannten, die vor seiner geistigen Ueberlegenheit, seinem Wissen, seiner Erfahrung und „glücklichen Hand" bereits so viel Respect besitzen, daß sie fast nichts mehr unternehmen, ohne Consultation bei — „Freund Gschaftelhuber". Man weiß, wie unbehilflich gewisse Leute bei den einfachsten Anlässen sind, wie schwer es ihnen wird, zur Feder zu greifen und ein Inserat „aufzusetzen", wenn dieses auch nur den Umfang von viereinhalb Zeilen nöthig hätte. „Lieber weiß Gott was, als so a Plag!" Gschaftelhuber, angeblich ein „Gstudirter", der es aber in seiner Jugend vielleicht doch nur auf „drei deutsche Schulen" gebracht, er schrickt vor keiner Aufgabe zurück, er liefert den „Aufsatz" (er hat eine sehr lesbare Schrift) und liefert ihn zur vollen Zufriedenheit des Gesuchswerbers, ob dieser nun einen alten schwedischen Ofen zu verkaufen, einen Zitherlehrer für seine Aelteste benöthige oder Dünger abzugeben habe. Gschaftelhuber macht auch den Weg bis in das

Insertionsbureau persönlich, weil „Herr von Simpelhuber“ sich scheut, mit „Zeitungsleuten“ reden zu müssen. „Nur so was nit!“

Gschaftelhuber ist jedoch der Mann für Alles. Er ist auch Vertreter von Parteien, und würde, wenn es anginge, auch Candidatenreden halten, Namens der „sich nicht Trauenden“. Hat Jemand Scheu, vor einem gefürchteten Amtspascha zu erscheinen und über eine Affaire Erkundigungen einzuziehen oder Aufschlüsse zu geben, wobei ein „Anschnarren“ Seitens des Gewaltigen voraussichtlich, da beruhigt Gschaftelhuber den Geängsteten und mit dem üblichen: „Lassen's da mich hineingeh'n, da wer' ich reden, das wer' schon ich machen!“ übernimmt er freiwillig die unangenehmste Gestion. Wie erleichtert athmet da der Andere auf, von dessen Haupt das „Donnerwetter“ abgelenkt! Und Gschaftelhuber schlichtet die Geschichte auch mit Leichtigkeit.

Wer antiquirte Nichten und Pflegetöchter zu verheiraten hat und um „Abnehmer“ verlegen ist; wer für ein besonderes körperliches Gebreste einen heilsamen Landaufenthalt sucht; wer für Adaptirungen in seinem Wohnsitze einen praktischen Rathgeber und Aufseher wünscht; wer bei Hochzeitsfeierlichkeiten oder bei Leichenbegängnissen das umständliche Arrangement des hundertfältigen Zugehörs nicht selbst übernehmen kann oder will; wer das erste Mal im Leben eine Postsendung zu effectuiren oder auszulösen hat; wer seinen Jungen in eine entfernte Erziehungsanstalt abzugeben oder von dort abzuholen hat, und aus Zeitmangel nicht persönlich den Reisebegleiter machen kann; wer einen Ausgleich mit strittigen, eine Versöhnung mit verfeindeten Personen anzubahnen gedenkt; wer über die Begründung eines Gerüchtes, über die Vermögensumstände Dieses oder Jenes Erkundigungen einziehen möchte; wer eine leise Andeutung über den etwa möglichen Kauf (oder Verkauf) eines Geschäftes ꝛc. allmählich in die betreffenden Kreise bringen will: wer im Geheimen Gelder aufzunehmen oder über selbe zu disponiren hat; wer, sei es Kind oder Gattin (oder Gatte) oder sonstige Angehörige, aus gewissen Ursachen auszuforschen und hierauf (unauffällig) zu überwachen hat; wer überhaupt einer Mittelsperson sich zu bedienen die Gewohnheit oder die specielle

Nöthigung hat, wendet sich in diesen wie in hundert anderen Fällen an den verläßlichen, vielfach erprobten „Freund Gschaftelhuber".

Und mit Recht. Denn der Mann weiß nicht nur viel, er weiß vielmehr Alles. Ein lebendiges Auskunftsbureau, ein Universallexikon zum Handgebrauch für tägliche Bedürfnisse, ist er vertraut mit den Adressen sämmtlicher besten Bezugsquellen, und wäre es für die contrairsten Ansprüche. Er räth Dir Bernsteinmundstücke bei Mayer „an der Wien", und als „Pfeifenspitzeln" die „Lerchenzungen" an, die Du am exquisitesten bei Slama in der Gumpendorferstraße erhältst; er wird Dich, wenn Du einen ausgezeichneten Fischerstock benöthigst, zu „Vater Gries" in der Wehrgasse führen; er wird, falls Du Dich für eine Landpartie mit Schinken- und Wurstproviant versehen willst, Dir das Gewünschte bei Weißhappel oder bei Hubatschka in der Neubaugasse besorgen u. s. w. Er kennt die verläßlichsten Firmen für wasserdichte Lodenröcke, das schmackhafteste Kletzenbrot und dauerhafte Brunnenreparaturen. Er hat immer billige Hauslehrer vorräthig, hilft beim Tarokspielen als Vierter aus, weiß einen Käufer für alte Münzen, unterstützt Dich beim Wohnungswechsel im Aus- und Einziehen, führt Deinen maroden Pinscher spazieren, oder wenn's nöthig, in's Thierspital, er ersteht für Dich in einer Licitation ein Speiskastel und eine Copierpresse, läßt Deine Bilderrahmen frisch vergolden und läuft im entscheidenden Augenblicke, wenn Du ganz rathlos, um die „Madame Mayer", der er dringenden Falls sogar assistiren würde, denn er ist „anstellig" wie kein Zweiter und in den diversesten Lebenslagen mit eclatantem Vortheil zu benützen. Ein Goldmensch!

Der schaale Neid, die plumpe Unbeholfenheit gab ihm den höhnenden Spitznamen „Gschaftelhuber". Er kennt seine Signatur und lächelt dazu, im Bewußtsein seines Werthes und seiner Unentbehrlichkeit für die „Gesellschaft". Fade Witzlinge spötteln über ihn und seine Vielseitigkeit, Du und Andere wissen ihn, wie gesagt, zu schätzen. Endlich fühlst Du, daß Du ohne dieses Original, deinen „spiritus familiaris", gar nicht mehr leben könntest, denn er ist Deine „rechte Hand" und seine praktische Geschäftigkeit Dir zum Bedürfniß geworden. Du hast

dich an ihn gewöhnt, stirbt er, glaubst Du Dich verlassen und ohne Führer wie ein verwaistes Kind. Wie oft Denkst du dann seufzend an den braven Mann! —

Das ist die schönere Seite der Medaille. Die Reversseite manchen Gepräges ist minder werthvoll.

Der „Gschaftelhuber“ im schlimmen Sinne ist dagegen eine Qual der Menschheit. Er mischt sich unberufen und ungebeten in die heiklichsten Dinge und erweist Dir unerwartet Dinste, die Dich zur Raserei bringen. Er dringt in Dein Haus, er verfolgt Dich auf Tritt und Schritt, er hängt sich wie eine Klette an Deinen Arm, erlauscht Deine internsten Angelegenheiten und ertheilt Dir, sich als unfehlbar gerirend, die widersinnigsten Rathschläge, Du wirst ihn nicht los und die Deinen jammern über den Quälgeist, der als unerwünschtester Schwätzer und nimmermüder „Gefälligkeitsfex“ zum förmlichen Störefried Deines bis nun ruhigen Heims geworden. Warum verschließest Du nicht Deine Ohren, kehrst ihm nicht den Rücken, weisest ihn nicht zur Thüre, oder, wenn Du resoluter Natur, wirfst ihn nicht über die Treppe? Weil Du zu gutmüthig bist!

Ach, Du kennst nicht die Folgen, die das Gebahren eines solch aufdringlichen Unholdes bringt. Ein Trätschchen hier und ein Trätschchen dort, und ein unsterblicher Zwist zwischen den alliirtesten Häusern ist fix und fertig. Er umschwärmt Dein Weib, Deine Tochter und macht sich wichtig und geschäftig und scheinbar verdienstvoll und er bringt die Zuschauer zu mißlichem Gezischel. Man bewundert Dich anfänglich, man staunt, man begreift nicht, bis man die Köpfe schüttelt und — Vermuthungen hat. Warum auch nicht, da sonst Manches, wenn nicht Alles unerklärlich wäre? Man sieht ja Dich und die Deinen fast nicht mehr ohne den fatalen Begleiter; er besorgt wichtige Geschäfte für Dich und führt in Deinen Angelegenheiten für Dich das große Wort. Er vertritt Dich fast vollständig und gilt als Dein „alter ego“, ohne den Du nicht mehr bestehen könntest. Er umkreist Dich, wie Faust's Pudel, und hält Dich in seinem Zauberbanne gefangen. Dir ist's unbehaglich, unbequem, du verwünschest das Verhältniß, aber es fehlt Dir der Muth, den lästigen „Hausfreund“ von Dir abzuschütteln. So trage denn, was sich daraus ergibt und bis Dir die Galle überläuft. Wenn's nur nicht zu spät ist.

Ein drolliger Anblick ist es jedoch und fast von dramatischer Wirkung, wenn zwei „Gschaftelhuber“, jeder der beschriebenen Sorte, auf ein und demselben Schauplatze zu gleicher Zeit thätig werden und die Eifersucht zwischen Beiden rege wird. Welch ein Wettkampf in angebotenen Diensten! „Gschaftelhuber der Gute“ schwört hoch und heilig, daß er es ehrlich meine, und arbeitet im Schweiße des Angesichts ohne den mindesten persönlichen Gewinn, nur um seine eigennutzlose Hingebung, seine Leidenschaft für Dienstwilligkeit und die Ersprießlichkeit seiner Leistungen glanzvoll zu manifestiren. Und man glaubt ihm, man ist überzeugt von seiner Treue und anerkennt seine Opfer.

Dagegen eifert nun „Gschaftelhuber der Böse“ und intriguirt zuerst im Stillen und dann in offenster Vehemenz. Er verdächtigt den Rivalen und beschuldigt ihn unlauterer, selbstischer Motive, er durchkreuzt die Anordnungen und Maßnahmen des Nebenbuhlers in der Gunst des Hauses und überbietet sich in groteskester „Arbeitslust“. Nun hättest Du's eigentlich gut; man sieht Dir den Wunsch von den Augen ab, man späht nach Deinen Bedürfnissen und stillt sie, noch ehe Du sie ausgesprochen: man ist unerschöpflich in liebenswürdiger Aufmerksamkeit und dient Dir, daß es eine „Passion“ ist. Du hast zwei unbezahlte und unbezahlbare Sclaven, die nach ihrer Versicherung für Dich in's Feuer gehen würden, Dir aber wenigstens thatsächlich vielerlei Dienste erweisen. Zuweilen werthvolle. Also, Du hast es gut, aber — wäre es vielleicht nicht doch besser, wenn Du Beide entbehren lerntest? Versuch's! Denn selbst „Gschaftelhuber der Gute“ thut eigentlich und im rechten Lichte betrachtet, doch auch nichts umsonst — die Erfahrung lehrt es.

6.

Der schönste Mann „am Grund“.

Ich bitte nicht zu lachen. Der Mann hält sich wirklich für den „schönsten Mann“ im ganzen Bezirk und wird in seinem unschädlichen Dogma noch alltäglich und allstündlich sogar bestärkt von den Versicherungen gläubigster Seelen, und zwar am meisten

und von niemand Geringerem als — von der „Seinigen“ selbst. „Is das a Mann! was? Der schönste Mann am Grund, dabei bleib' i!“ ruft sie im stolzen Bewußtsein des Besitzes, wenn er das Haus verläßt, mit wuchtigen Schritten durch die Gasse marschirt, sich an der Ecke umwendet und mit einer loyalen Handbewegung sein Weib, das ihm am offenen Fenster freudetrunken nachsieht, zum Abschied lächelnd grüßt. „Ist das a Mann!“ Nach allen Fenstern blickt sie, um Zeuginnen und Neiderinnen ihres Glückes zu sehen, aber man kümmert sich nicht um sie und nicht um ihn, und so schließt sie denn endlich selbst ihr Observatorium und geht an ihre häusliche Arbeit, nicht ohne seiner mit sehnsüchtigen Seufzern gedenkend, der nun, das Stäbchen in der Rechten nachlässig schwingend, und mit der Linken einen derb geschnitzten Cigarrenspitz zwischen den Lippen haltend, den Hut etwas schief in die Stirne gedrückt, und bedeutsame Blicke nach allen Seiten werfend, in gravitätischer Ruhe seinen Dienstespflichten entgegenwandelt. Wie glücklich doch dieses Pärchen! . . .

Nun gibt's an „schönen Männern“ eigentlich wohl nie und nimmer Mangel. Sie wachsen und gedeihen am Tajo und am Sudan; Nord und Süd zeitigt sie und das Auge des Weibes hängt in glühender Sinneslust an den herrlichen Gestalten, ob diese von blendend weißem oder von Ebenholzteint, ob sie von Theer und Thran triefen oder nach Rosenöl duften, ob sie blond gelockt, oder wollig gekraust, ob sie tätowirt und mit Nasenringen geschmückt, oder mit einem schmucken Schnurrbärtchen geziert, ob sie als elastische Athleten oder als robuste Holzknechte, als graziöse Operntänzer, oder als plumpe Lastträger, als wohlfrisirte Ladenschwengel oder als zottige Zigeuner — „in die Erscheinung treten“, ein Herz und auch öfter noch mehr, und mehr als zur Genüge erfreuen sie doch, und die factische Eigenthümerin dieses „Schatzes“, dieses Racen- und landesüblichen Ideals, dieses relativen Adonis, ist stolz auf ihren Besitz, denn der Betreffende ist nach den respectiven Begriffen und Geschmacksrichtungen der Urtheilsberechtigten der — schönste Mann nicht nur im eigenen Gau, sondern auf dem ganzen Erdenrund. Aber unser Mann ist doch noch schöner, er ist der schönste und sein Weib deshalb das stolzeste.

Wie das kommt? Beide sind einfache Menschen, die sich nicht nur gegenseitig genügen, sondern die — Eines auf das Andere —

sogar eitel sind. Sie erklärte ihn für den schönsten Mann und er schätzt sie deshalb, weil sie ihn zu schätzen und zu würdigen wußte. So sind Beide glücklich. Er ist kein vornehmer Herr, er bewegt sich vielmehr in sehr bescheidenen Verhältnissen: er ist vielleicht Amtsbote oder Buchführer in einem mittleren Geschäftshause, diente früher als Corporal oder Feldwebel, oder bei der Hofburgwache, und ehelichte nach erhaltenem Abschiede seine Kathi, obwohl ein halbes Hundert vermöglicher Witwen nach seinen vertraulichen Geständnissen ihre Netze nach ihm ausgeworfen. Er ist also kein städtischer Modegeck, wie solche das Pflaster der Promenaden abtreten, nach dem letzten Muster gekleidet und ihre Unwiderstehlichkeit auf Tritt und Schritt verkündend. Unser Mann ist das directe Gegentheil dieser Zierpuppen; von kerniger, aber gedrungener Gestalt, ist seine Toilette die unvortheilhafteste, die sich denken läßt. Er kleidet sich nämlich nicht nach seiner Wahl, sondern überläßt die Sorge für seine Hülle seiner Gattin. Die putzt und schmückt ihn nach ihrem Geschmacke. Sie kauft ihm Cravatten, die ihm nicht passen, und erkiest Hosen- und Westenstoffe, die schon des Teufels, die aber ihr gefallen. Ihr unterthan in allen Dingen, läßt er mit sich geschehen, wie es ihr beliebt, und es belieben ihr die närrischesten Dinge. Neulich ging er durch die Gasse mit einem hellbraunen Gehrock, einer semmelfarbenen Hose, einer rothgestreiften Sammtweste und einer blauen Seidencravatte. Es war sein neues Pfingstgewand, das sie ihm besorgte. Das Beinkleid war zum Zerplatzen und ich befürchtete das Aergste, wenn er das Knie so stramm nach der Seite schleuderte, denn er hält noch immer den Paradeschritt, der sie einst gefangen nahm. Sie regalirte ihn zu seinem Namenstage mit einem monströsen Siegelringe, zu seinem Geburtstage mit einer riesigen Erbsengoldkette, zu Weihnachten mit grellgeblümten Sacktüchern und zu Neujahr mit einer Busennadel, Washington vorstellend, welchen sie für Radetzky hielt. Sie kauft ihm für die Wintersaison einen stark geschweiften Cylinder und für die Sommerperiode einen neckisch geformten schwefelgelben Strohhut. Sie kleidet ihn vom Fuße bis zum Kopfe, denn ihm fehlt, der an das „Monturfassen" gewöhnt, das Verständniß zum und beim Einkaufe, und so gestattet er auch, nach alter militärischer Gewohnheit, daß bei Ausflügen oder sonstigen Saturnalien die „Casse" von ihr geführt wird.

Glaubt man, daß der Mann „unter dem Pantoffel“ sei? Mit nichten. Ihm ist diese Art und Weise bequem und die scheinbare Abhängigkeit ist viel eher ein Ausfluß der Souveränetät, die sich um derlei Lappalien nicht kümmert und zur Austragung solcher Kleinigkeiten — die verantwortliche Ministerin hat. Denn sie ist verantwortlich für jeden Kreuzer und detaillirt das gemeinsame Budget mit buchhalterischer Genauigkeit. Dagegen macht sein Vertrauen und seine Gefügigkeit ihr den „schönsten Mann“ noch viel theurer.

Und er ist schön. Breite Schultern, blitzende Augen von buschigen Brauen beschattet, eine grimmige Adlernase, ein aufrechtgedrehter stachlicher Schnurr- und ein dichter Backenbart, zwei Zoll vom Ohrläppchen, und dieses mit einer Linse geschmückt — geben dem Manne ein martialisches Air. Sie sieht es und fühlt es, und er weiß es. Und er weiß noch mehr. Er weiß, daß „sämmtliche Weiber“ mit begehrlichen Augen nach ihm blicken; er weiß, daß, falls es ihn gelüstete, er Unheil in allen Ehen anstiften könnte; er weiß, daß alle Männer auf ihn eifersüchtig, daß alle Väter vor ihm zittern, daß er nur verstohlen blinzeln dürfte und Tags darauf ein Schock Briefe ihm heimlich zugesteckt würde. Aber lächelt zu all diesen Dummheiten, er beruhigt sein Weib, wenn dieses angstvoll zu ihm emporgeschaut und ihn prüft, wohin seine Augen gerichtet; er beschwichtigt mit einem hingeworfenen Wort die Besorgte und schwört ihr, daß er Alle sammt und sonders — verachtet. Wie glücklich sie das macht! Der schönste Mann! . . .

Einst war's allerdings anders. Ja einst! Wenn er so in's Erzählen kommt und den Tischnachbarn all die unzähligen Aventüren berichtet, wobei sein Weib, Brotkügelchen seufzend drehend, mit dem Kopfe bejahend nickt, da vergeht Einem freilich Hören und Sehen. Nirgends Ruhe! Auf dem Posten sogar zwinkerte man ihm zu. Drei- bis vierstöckige Hausfrauen, Gräfinnen und Fürstinnen bewarben sich um seine Gunst — er blieb unerbittlich, bis auf ein paar flüchtige Amourschaften mit einer polnischen und einer ungarischen Comtesse, die ihm nicht vom Leibe gingen. Aber als er seine Kathi fand, jagte er sie Alle zum Kukuk. „Es ist wahr“, sagt er, „ich war als Bursch nicht übel, als Soldat sogar ein prächtiger Kerl, bin jetzt noch als Mann von — wie

alt bin ich, fragt er die Seine — fünfundvierzig? Also: fünfundvierzig — kennt mir's wer an? Was? Aber — das Weibergezücht hab' ich all mein Lebtag gehaßt, bis auf meine Kathi. Was, Alte?" Wie sie erröthet. . . .

Ja, sie erröthet, obwohl sie um drei Jahre älter, als er. Sie erröthet aus löblichem Schamgefühl und aus Freude, daß der Mann, um den einst so das „Geriß" gewesen, doch ihr Eigenthum geworden. Und nun fährt sie ihm in die Haare und richtet ihm den „Schopf" in die Höhe, sie bläst die Stäubchen von seinem Rockkragen und die Asche aus seinem Barthaare und wispelt ihm ein paar Worte in's Ohr. Er lächelt und läßt eine frische Halbe Wein und eine große Portion Linzertorte bringen, und — dampft weiter. Er schweigt nun geraume Zeit, in der Erinnerung schwelgend und nur in kurzen Zwischenpausen einen kräftigen Schluck nehmend. Dann räuspert er sich, sieht in der Runde umher und ruft mit vernehmbarer Stimme: „Ja, die Weiber!"

Nun lächelt auch sie und entgegnet schalkhaft: „Gar so stark auftragen, Ignaz, darfst aber doch nicht! Wir wissen schon, daß D' ein schöner Mann bist und daß Dich die Frauen gern g'seh'n hab'n, aber dessentweg'n brauchst D'r nit gar so viel einz'bilden. Weißt, Ignaz! Hast mich g'hört?" Und sie versetzt ihm einen kleinen Schlag auf die Wange, worauf das eigentliche Schäkern und Liebkosen beginnt, was ihn nöthigt, eine neue Halbe und einen ganzen „Engländer" kommen zu lassen. Dann trinkt und dampft und schmunzelt er weiter, den Backenbart sich nach vorne streichend.

Sie aber fährt, das Backwerk zwischen den Zähnen zermalmend, in ihren Herzensergießungen lustig fort: „Und schaut er nit gut aus, mein Mann, auf seine Jahr'? Und hab' ich'n nit sauber ang'legt? Steht ihm nit Alles ganz hübsch und nett? Setz' einmal den Hut auf — den hab' ich ihm erst gestern kauft — daß die G'sellschaft siecht, wie er D'r paßt. So! . . . Wirklich fesch! Wie a Stadtherr . . . nit wahr? No, da wer'n die Frauen wieder Augen machen . . . a recht's Kreuz, wann m'r so ein' hübschen Mann hat, wie m'r auf den Acht geb'n muß . . . Du, schau nur, daß ich D'r auf nix komm', sonst . . . Und jetzt geh'n m'r! Zahl'! . . . Im mittler'n Fach sein zwa Einserln . . . verstreu' nix . . ."

Und sie gehen. Sie gehen bei Tageslicht heim, denn sie wollen von den Leuten noch gesehen werden. Sie gehen langsam, alle Entgegenkommenden musternd, und gehen immer langsamer, je näher sie ihrem heimatlichen Bezirke sind. Sie grüßen nach rechts und links, in der Vermuthung, daß man sie zuerst gegrüßt und bleiben nicht ungern stehen, um hier mit einem Hausmeister, dort mit einem Kinde ein paar Worte zu wechseln, in Wahrheit aber, um die Aufmerksamkeit der Passanten und Fenstergucker auf sich zu lenken. Endlich ist man in der Gasse des Wohnhauses und vor diesem selbst allmählich angelangt. Hier rastet man und blickt nochmals grüßend nach sämmtlichen Fenstern, obwohl sich Niemand zeigt. So verzieht man noch einen Augenblick . . . sie streift den Kehricht, den sie in der Schleppe ihres papperlgrünen Brautkleides mitgezerrt, ab, und er beschreibt mit dem Stäbchen ein paar Kreise im Sande oder in der Luft, oder er dreht es kokett zwischen den Fingern und trällert einige Takte. Bemerkt und bewundert sie noch Niemand? Da erbarmt sich das Schicksal in Gestalt eines Wasserweibes der Ruhmbedürftigen, die Frau Sandl, die alte Schmeichlerin, die eben herbeihumpelt, reißt die Augen auf und meint: „Ja, aber wie Sö heut' wieder ausschaun'n, alle Zwa, das is schon aus der Weis'! I sag's ja, alle Tag jünger — und so nobel!" worauf beide vergnügt lächeln und „der schönste Mann vom Grund", auch mit diesem karglichen Bewunderungsalmosen zufrieden — in der Thoreinfahrt verschwindet. Trallerala . . .

Wieder ein glücklicher Tag dieser glücklichen Leute! Mißgönnt ihnen Jemand dies bescheidene Glück? Gewiß keine Seele; aber ich bitte, über sie auch nicht zu lachen!

7.

Der Courmacher von Profession.

Ich werde mich hüten, von seinen „Erfolgen" zu sprechen, schon darum, weil ich nichts davon weiß und ihre Nichtexistenz auch so ziemlich vermuthe, obwohl er bei seinen farbenreichen Berichten zuweilen bedeutungsvoll „schmunzelte". Aber,

was nicht zu leugnen: er hatte vielfachen und ausgebreiteten „Umgang" mit dem „schönen Geschlechte" und war nicht nur in allen zehn Bezirken der Metropole, sondern auch in den nächsten Vororten, bei den hübscheren Tabaktrafikantinnen, Kaffeehauscassierinnen, Sodaverkäuferinnen, in den Marchande des Modesgewölben, Putzläden und sonstigen Etablissements, wo Damen meist allein fungiren, allgemein „bekennt", und zwar als sehr „complaisanter" Mensch, als sehr freundlicher und überaus artiger, galanter Herr, der den Mund immer voll „Schönheiten" hatte und unerschöpflich in Schmeicheleien war. Was er für eine Stellung im Leben bekleidete? Niemand wußte es. Jedenfalls mußte er, nach seiner stets gewählten Toilette seiner „propren" Erscheinung und seinem sicheren Auftreten, nicht unbemittelt sein, ohne Zweifel aber über viel freie Zeit zu verfügen haben, denn er war allüberall zu sehen und strich den ganzen geschlagenen Tag, das zierliche Stöckchen graziös schwingend, oder mit einem hellblau gefütterten Schattenspender — bei Regen, wo es zu „begleiten" gab, mit einem eleganten Schirm — versehen, vor den Auslagkasten auf und ab und blinzelte nach den holden Insassinnen. Allerdings begann seine Hauptthätigkeit, seine hervorragendste Action erst in den romantischen, traulichen Dämmer- und Abendstunden.

Sein vorzügliches Augenmerk richtete er natürlich auf die genügend bekannten „untröstlichen Witwen" und überhaupt auf die nicht minder rühmlich notirten „alleinstehenden Frauen", die einer gewissen Unabhängigkeit und daraus vermeintlich resultirenden „Unverantwortlichkeit" sich erfreuen, gleichfalls von Arbeit nicht geplagt, nicht nur an Sonn- und Feiertagen für proponirte Waldpartien und Ausflüge disponibel, sondern auch an den gewöhnlichen Werkeltagen, an denen die profane Menschheit beim Feuerherd, an der Drehbank, auf dem Dreifuß, bei der Nähmaschine ꝛc. im Schweiße des Angesichtes sich abmüht, um den allernöthigsten Unterhalt zu verdienen, in den öffentlichen Parks und Gärten, scheinbar strickend oder in einem abgegriffenen Romanhefte lesend, zu finden und auch da allzeit parat wären, einen „Rutscher" über Land zu machen. Und warum nicht? Zeit hat man, Rechenschaft zu geben ist man Niemand schuldig, und Der, der die Einladung und den Vorschlag

gethan, ist ja ein — „anständiger" Herr. Merkwürdig! Daß wir so viele „anständige" Leute (beiderlei Geschlechtes) haben! —

Selbstverständlich verschmähte es unser vorstädtischer Amoroso in den Pausen, die zwischen seinen größeren Unternehmungen lagen, nicht, auch für die mindere Sorte weiblicher Huldinnen sich zu interessiren und sowohl auf den Märkten, bei den Obstständen, als auch vor den Mehl- und Fleischläden, bei Bäckern und Fragnern fleißig Nachschau zu halten, den peripatetischen Mägden, Ammen, Bonnen u. s. w. feurige Blicke zuzuwerfen und durch entzückte Ausrufe die Apostrophirten in erröthende Verwirrung zu bringen. Nur die Auslaufbrunnen mied er, der ungezogenen Lehrjungen wegen, die ihm manchen Schabernack gespielt und seine strammen „Unaussprechlichen" wiederholt mit Spritzwasser besudelten. Diesen rohen, böswilligen Rangen wich er sorgfältig aus. . . .

So verbrachte der Glückliche Jahre: ich sah ihn hier, ich sah ihn dort, immer heiter, immer fröhlich, immer selbstbewußt, und mit Allem, was eine Schürze, Zopf oder Scheitel trug, „jung und sauber" war, schäkernd, kosend und, wie der Berliner sagt, den „Raspler", den „Niedlichen" spielend. Er knüpfte nie und nirgends eine „*ernste Bekanntschaft*" an, er begnügte sich mit flüchtigen Abenteuern, worunter er freilich auch ein halbstündig Geplauder rangirte, in das sich ein unerfahren Backfischchen oder eine vorsichtige Routinière einließ, um den Schwätzer nach einem kühlen Knix zu verabschieden. Aber er erzählte doch davon und flanirte noch ein paar Tage lang durch die Straße, wo ihm die „*pikante Aventüre*" arrivirte, schielte nach den Fenstern, wo die Göttliche (vermuthlich) wohnte, und geberdete sich in der Erinnerung an das neidenswerthe „Erlebniß" überselig. Denn die Galerie der „*Selbstsopper*" hat zahllose Varietäten und an eitlen Narren war nie und nirgends Mangel.

Leider beschränkte er seine im Ganzen genommen unschädliche Action nicht allein auf erlaubte Kreise, er gab auch ehrbaren, schlichten und arglosen Ehemännern, wenn er in's Aufschneiden gerieth, nicht undeutlich zu verstehen, daß es für Manchen ersprießlich wäre, auf der Hut zu sein, denn Weiber seien Alles im Stande, insonders wenn sie zu prüfen beginnen und Vergleiche anstellen zwischen der Wahl, die sie voreilig und kurzsichtig ge-

troffen, und jener, die sie später hätten treffen können. Derlei Andeutungen oder vielmehr Warnungen gab er nie, ohne mit der linken Hand sich über die Stirne zu fahren, die Haare zurückzustreichen, mit der Rechten die flatternde Halsschleife zu ordnen und die Spitzen seines Schnurrbartes in die Höhe zu ziehen und nebstbei durch ein sonores Räuspern seine Anwesenheit allseits verkünden zu lassen. Wie schweiften da seine Augen an den Tischen umher, und wie vertraulich lächelte er nach dahin und dorthin. Achtete man denn seiner? Vielleicht an einzelnen Plätzen, wenn seine Blicke und seine Mienen gar zu — unwiderstehlich wurden; manchmal betrachtet man ja einen Gaffer länger als üblich, ohne Absicht, in der Zerstreuung.

Fühlte er sich nun bemerkt, so senkte er seine Blicke, zog ein paar Ringe von den Fingern, spielte mit ihnen, las ihre Inschriften, seufzte tief auf oder lächelte wohl auch spöttisch und sardonisch. Welche Erinnerungen mußte der vom Geschicke so Begnadete haben! Welche Summe von Glück, aber auch von herbem Schmerze mag sein Inneres erfüllen! Aber er wollte nicht weich werden, er raffte sich auf, schnellte mit dem Kopfe in die Höhe und zwang sich, heiter zu sein. Nun kam auch die nie fehlende Orange in's Treffen, die er gleichsam als Munition bei seinen Herzensschlachten benützte und unstreitig mit Geschick zu verwenden wußte. Die Hülle von blendend weißem Seidenpapier wurde behutsam abgestreift, das Aroma der Frucht flüchtig geprüft und für gut befunden, worauf das appetitliche Ding etwas auf den Fingerspitzen tänzeln durfte, um sodann der Nachbarin mit einer verbindlichen Verbeugung überreicht zu werden. Hiebei kann die sinnige Redefloskel angebracht sein: „Sie ist von zarter Hand und soll in noch zartere Hände kommen!“ Ein Goldmensch! Welche Strategie! Welche Taktik! — „Ob er nit do a hamlicher Baron ist?“ lispelte mir in einem solch erhabenen Momente eine corpulente Bäckermeisterin zu. „Glaube kaum,“ murmelte ich, „vielleicht ein vazirender Friseur!“ — „Aber Jessas, was Ihner nit einfallt, so a nobler Herr!“ Nun, mir ist's egal. . . .

Ach, der „noble Herr“ wurde trotz seiner „Plaisanterien“, „Aufmerksamkeiten“ und girrenden Schmachtereien schließlich der gesammten weiblichen Besatzung, die sich allabendlich an dem

Stammtisch der Grundhonoratioren einfand, verhaßt. Er merkte wohl die Decadence, that aber sehr gleichgiltig und schob seinen Niedergang in der „allgemeinen Beliebtheit" dem Umstande zu, daß, weil er nirgends Stand hielt und, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume, von einer „Schönheit" zur andern flog, und jede mit Caressen umschwärmte, eine universale internationale Eifersucht unter den Damen eingerissen, die sich naturgemäß in tödtlichen Haß kehren müsse, denn — „man haßt nur, was man früher geliebt!" -- „Hörn's denn nit auf mit Ihnern G'schwabel?" entgegnete nach einer dieser Expectorationen ein robuster Fleischselcher, der schon längst einen „Grand" auf den „z'sammg'wichsten Pomadehengsten und faden G'schwufen" hatte, und fuhr in seiner urwüchsigen unclassischen Philippika also fort: „Wissen's, verstehn's, wann i aufrichti sein soll, so sag' i Ihnen's kurz ausser: Sö sein uns All'n z'langweili! Dös ewige G'spaanzel wird den Leuten auf die Länge der Zeit z'wider und hat a kein' rechten Zweck. Bei die Frauen plagen's Ihner unnöthi und die ledigen Madeln seg'n ein, daß's nirgends ein' Ernst machen. Heiraten's Eine, wann Sie's ernähr'n können, und nachher können's kosen mit ihr, so viel's woll'n! Für alles Andere is schad' um's Schmalz! Punctum." — „Ich heirate nie — wozu auch?" entgegnete der Abgetrumpfte, beglich seine Zeche und ging. Er kam nicht wieder. Nun gab's erst ein Gelächter und Geschimpfe, obgleich er eigentlich nichts Schlechtes gethan. Aber das verdammte „zwecklose" Courmachen! —

Mindestens ein Decennium verfloß, ohne daß mir der geschniegelte Adonis vor Augen gekommen. Da traf ich ihn eines Morgens in einem isolirten Kaffeegärtchen, ein Glas Himbeerwasser schlürfend. Bei Cupido! Der Mann war gräulich gealtert. Das heißt: grau war er nicht, denn er trug eine Perrücke und hatte den Bart gefärbt. Auch ein leichtes „Rouge" zierte seine eingefallenen Wangen. Er stand auf und begrüßte mich; für mich hatte er immer ein geneigtes Faible, denn ich beleidigte ihn nie und nickte seinen erotischen Berichten geduldig zu. Nun konnte ich ihn mit Muße betrachten. Klapperdürr war der Aermste geworden und das großcarrirte Beinkleid schlotterte um die schlottrigen Beine. Mit den Füßen ginge es ihm schlecht! seufzte er, ansonst wäre er noch „vollkommen rüstig und gesund". Ich gratulirte

ihm zu seiner Conservirung und erwähnte geflissentlich sein rabenschwarzes Haar. Er lächelte schmerzhaft und meinte: „Merkt man nichts, daß ich eine „kleine Tour" benütze?" — „Keine Spur!" gelobte ich. „Sie überraschten mich selbst mit dieser Behauptung!" Nun setzte er sich wieder und ich nahm auch Platz, und er begann zu erzählen. Was er erzählte? Mein Gott! Die alte Geschichte: von seinen Eroberungen, von seinem Glück bei den Damen, von intimsten Bekanntschaften mit — mit — mit — „Doch pst! Namen nenne ich nicht! Genug. Sie kennen mich", schloß er schalkhaft. Ob ich ihn kannte!

Aber mit den Füßen ging es ihm wirklich schlecht. Seine „Unterthanen", wie er nach dem uralten Spaß sein Pedal benannte, verweigerten ihm zeitweilig den Gehorsam. Er riskirte im Leben allerdings viele und anstrengende Märsche, wenn er z. B. einer „Probirmamsell" von Schottenfeld bis zum Praterstern „nachstieg" und dort, nachdem sie in einem Hause verschwunden, Kehrt machte, um im nächsten Nu eine hochgeschürzte, schmucke „Wäscher-Tonerl" vom Himmelpfortgrund bis in ihre Heimat zu verfolgen, was ihn nicht entmuthigte, wenn er daselbst beim Thore von der etwas „reschen Godel" tüchtig abgeschnalzt wurde, sich allsogleich einer eilfertigen Clavierlehrerin als Begleiter anzutragen, die eben um die Ecke bog und sich zu tummeln hatte, wollte sie vor der Sperre noch ihre Wohnung in Matzleinsdorf erreichen. Ihn genirte keine Entfernung und selbst die ärgsten Unbilden des Wetters ertrug er lächelnd, wenn sie ihn nur in seiner Mission nicht störten. So durchlief oder durchschlenderte er täglich ein Dutzend Vorstädte und machte gut gerechnet seine vier deutschen Meilen, eine Uebung, die, auf dem harten Granitpflaster ausgeführt, das Fußwerk gewaltig strapazirt und es endlich ganz und gar estropirt, was man an jedem Fiakergaule wahrnehmen kann, wenn er ein paar Dienstjahre abgetrabt.

Unser Held, da er nun invalid geworden — er gestand nur zeitweilige Halbinvalidität zu — ersann, um seine Hinfälligkeit zu maskiren, ein schlaues Deckmittel: er wurde aus einem mobilen Courmacher — ein sitzender. Er gab die anstrengenden Straßenpromenaden und Märsche auf und verlegte sich auf das müheloser Schäkern à la Camera, respective in Gewölben und Läden, wo er abwechselnd seine Vor- und Nachmittage kosend und Anekdötchen

erzählend versaß, und tolles, verliebtes Zeug schwatzte und plauderte und trätschelte, indessen die erkorenen Opfer ruhig bei ihrer Arbeit blieben und dem zahnlosen Gecken kichernd oder gähnend zuhörten. Aber selbst in dieser neuen Phase, der letzten seiner amorosen Wirksamkeit, bewährte er noch den klugen Meister. Er vertheilte die Objecte seiner fortwährenden Anbetung je nach ihrem Geschäfte und den Jahreszeiten. So besuchte er die Läden der Kürschner und Pelzhändler nur im Sommer, und jene der Strohhutfabrikanten nur im Winter. Da war man in den bezüglichen Gewölben in der ihnen feindlichen Saison vor Kunden verschont, da saß man stundenlang ruhig, ohne daß eine fremde Seele sich bemerkbar gemacht hätte, da hatten auch die „Mädels" Zeit, seinen Schnurren und Schnacken ein willig Ohr zu schenken. Ein raffinirt ausgeführter Plan, der eines Generalstäblers würdig wäre.

Und auch ich hörte ruhig zu. Plötzlich kam mir jedoch die plumpe Frage auf die Zunge: „Und haben Sie nie Malheur gehabt? Sie verstehen? Ich meine, ob Sie bei Ihren waghalsigen Unternehmungen, bei Ihren verschmitzten Winkelzügen, Ihren tollkühnen Abenteuern nie in . . . persönliche Gefahr, in unangenehme Berührung, in fatale Rencontres mit rachgierigen Nebenbuhlern, erzürnten Vätern, Brüdern und Schwägern ꝛc. gekommen, mit einem Worte: erhielten Sie nie — Sie haben doch Casanova gelesen und wissen, in welches Ungemach sich dieser Mann mit seinen dreisten Liebeleien gestürzt — also: erhielten Sie — um nicht von größeren Katastrophen zu sprechen — nicht wenigstens . . . Prügel? Sie verzeihen die Frage, aber sie interessirt mich vom culturhistorischen Standpunkte aus!"

„Lassen wir das!" erwiderte er etwas kleinlaut, verzog den Mund und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Hinterhaupte. „Berühren wir dieses Thema nicht . . . Verdrießlichkeiten hat Jeder von uns erlebt und . . . rohe Menschen gibt's allüberall! Adieu, mein Bester!"

Also doch? Gott sei Dank! — —

8.

Beim Tabakkrämer.

Oder vielmehr echt wienerisch gesagt: beim „Tabakkramer", wie ja schon der alte Gassenhauer lautet:

„Beim Tabakkramer
Kummen d'Leut' z'jammer!"

Ja, da kommen sie auch zusammen, und zwar aus allen Schichten und Ständen, jedes Geschlechtes und jedes Alters und — aus den verschiedensten Ursachen, denn der heutige Tabakkrämer ist von kosmopolitisch-universeller Bedeutung.

Wie engbrüstig hielt sich der Mann einst, in der sattsam bekanten „guten alten Zeit", und wie gewissenhaft blieb er innerhalb der Schranken seiner specifischen Licenz. Drei bis vier Sorten Schnupf- und ebensoviele Sorten Rauchtabak, weiters auch nur drei- bis viererlei Gattungen Cigarren (die billigsten à ½ Kreuzer Conv.-Münze von nassester Qualität) und das Um und Auf seines gesammten Waarenlagers war in diesem Inventar erschöpfend bezeichnet. Anderes wurde bei ihm nicht gesucht, um mehr wurde bei ihm nicht gefragt. Denn wenn wirklich einen begüterten Sterblichen das Uebermuthsgelüste beschlich, nach besseren oder gar besten Schnupf- oder Rauchobjecten zu verlangen und sich etwa „Extra-fein Sevilla", das Pfund zu zehn Gulden, oder „Varinasknaster in Rollen", das Pfund zu sieben Gulden Conv.-Münze zu gönnen, so wendete sich der betreffende Sybarit selbstverständlich an die Hauptverleger oder „Großverschleißer", welche auch solche, wenn auch seltenst, und da nur von „Cavalieren" begehrte Delicioja führen mußten — die übrige Menschheit begnügte sich mit den oberwähnten paar Species und kaufte sich ihren täglichen Bedarf beim gewöhnlichen „Trafikanten", vulgo „Tabakkramer". Der Geschäftsumfang desselben war nach dem Vorhergesagten demnach ein höchst einfacher, aber er vereinfachte sich in entlegeneren und ärmeren Vorstädten und Vororten noch mehr, wo die Artikelauswahl sich mitunter nur auf zwei Nummern be-

schränkte, auf die — ordinärsten Sorten. Diese kleinsten der „Kleinverschleißer" entschlugen sich bis Mitte der Dreißiger Jahre auch des Gedankens, Cigarren auf ihrem Lager zu haben. Wer rauchte damals Cigarren und in solchen Bezirken, d. h. auf diesen „entersten Gründen"? Nicht einmal ein leibhaftiger Hausherr, und wenn sein übliches „klane Eckhäusl" noch so groß gewesen wäre.

Dieser primitive Zustand eines der populärsten Geschäftszweige hat sich, wie allgemein sichtbar, in den vierthalb Decennien der „neuen Aera" gewaltig verändert. Denn nicht nur, daß, seitdem der Cultus des Cigarren- und Cigarettenrauchens so viele Anhänger gefunden, da selbst der zerzausteste, geprügeltste und ausgehungertste Lehrbub als einzige Würze seines tristen Berufes bei seinen Botengängen „g'schwind a ferm's (la ferme) Papiercigarl" sich spendirt, und auch der Tschibuksport mit seinen diversen Tabaken in immer größere Kreise gedrungen, also schon der eigentliche Consumtionsartikel in seinen Species sich verzehnfachte, ferners der Vertrieb der Spielkarten und Loospapiere, der Verschleiß der Stempel- und Briefmarken, der Correspondenzkarten und sonstigen Postblankette, der Omnibus- und Tramwayabonnementskarten ꝛc. seinem Ressort zufiel — es hat der modernisirte Tabakkrämer, wenn er auf der Höhe seiner culturellen und commerziellen Aufgabe sich behaupten will, auch die Befriedigung anderer Wünsche und Bedürfnisse in seine erweiterte Wirkungssphäre gezogen und ist nebenbei ein wirklicher „Kurzwaarenhändler" geworden — ein Privileg, das ihm meist seine Ehehälfte, seine kranke Tochter oder seine invalide Mutter, eine würdige Veteranin, erwerben half. Und so prangen in seinem Schaufenster, im Auslagekasten oder auf der Budel, zwischen den Rapébüchsen und Cigarrentrüherln manchmal fünfzig- und hunderterlei Gegenstände des täglichen und stündlichen Bedarfs aller Menschenclassen, die sich denn auch auf diesen Stapelplatz des Kleinhandels in buntester Menge einfinden und wovon der Eine eine Thonpfeife, der Zweite ein paar Manschettenknöpfe, der Dritte eine Stange Bartwichs, der Vierte ein Blatt Briefpapier, der Fünfte eine Schachtel Nachtlichter, der Sechste eine Uhrkette von Stahl, der Siebente und Achte ein Fläschchen Merktinte und ein Packet Reibhölzer u. s. w. u. s. w. verlangt und auch richtig erhält.

Den Gipfel seiner Popularität und die letzte Weihe der Unentbehrlichkeit erreichte der zum vielseitigen Handelsmann avancirte Tabakkrämer aber erst zu jenem Zeitpunkte, als er auch noch Kleinverschleißer der (Tages-) Literatur wurde und den Einzelverkauf der Blätter, ja schließlich sogar die Ausfertigung von Wochen- und Monatsabonnementsscheinen auf unsere journalistischen Erzeugnisse fast zu seiner Hauptbeschäftigung erwählte. Das ist nun ein Gelaufe und Gedränge und Gezänke von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Nachts, um Früh-, Mittags-, Nachmittags und Abendblätter und da auch Wochenschriften, Festprogramme, Jubelhefte, Traum-, Planeten- und Wahrsagebücher, Volkslieder, Gratulationsverse, Inxdevisen, Eisenbahnfahrordnungen, Krankenvereinsstatuten, Harfenistensoloscenen, Begräbnißtarife, Wallfahrtsprogramme, Wäschezettel, Heiligenlegenden und sonstige schönwissenschaftliche oder gemeinnützige Producte des Preßbengels bei ihm vorräthig, so hat mindestens eine Abtheilung seines Ladens, die vollbelegt und behängt mit diesem literarischen und artistischen Kunterbunt, das Aussehen eines Buch- und Kunstverlags, und ist sein Umsatz in diesen Artikeln jedenfalls bedeutender, als der Geschäftsumfang mancher Sortimenter, welche sich die naive Aufgabe gestellt, die Meisterwerke unserer Classiker „unter die Leute" zu bringen.

Und so bin ich dort angelangt, wo der heutige Tabakkrämer seine sociale Bedeutung, seine bildende und erziehliche Mission, seine politische Machtstellung zu documentiren pflegt, wo er auf die Massen wirken kann und auch thatsächlich wirkt und als Nährvater der nach geistiger Nahrung Verlangenden sich repräsentirt. Von diesem Standpunkte aus hat der prüfende Beobachter seine Studien zu machen und sowohl die Inclinationen des Volkes mit seinen momentanen Stimmungen und seiner wechselnden Parteinahme zu erforschen, als auch die Omnipotenz, das Directionstalent und die Urtheilsfindigkeit jenes Mannes zu würdigen, der, wie Wenige, im Stande ist, die Tagesströmung zu reguliren und ihr den herrschenden Ausdruck zu geben.

Die Klage, daß noch zu keiner Zeit so wenig gelesen wurde, als seit den letzten zwanzig und dreißig Jahren, ist eine stereotype und gerechtfertigte, insoferne sie von buchhändlerischer Seite ergeht und sich auf das Lesen von Büchern

und überhaupt tiefern Studiums und ernsterer Qualität bezieht. Trotzdem wurde nie so viel gelesen, als eben seit den geschmähten zwanzig und dreißig Jahren und ist das Lesebedürfniß ein intensives und allgemeines geworden, aber — man liest eben nur mehr Zeitungen und was in die Rubrik dieser typischen Eintagsfliegen rangirt. Als Wien im Vormärz nur seine paar Blättleins hielt (Theaterzeitung, Humorist, Wanderer, Sammler, Morgenblatt, Wiener Zeitung, Beobachter, Musikzeitung, Feierstunden, Sonntagsblätter, Zuschauer, Hans Jörgel und etliche Fachblätter) und diese nur in bescheidenster Auflage erschienen und nur in ihren Expeditionslocalen zu finden waren, wenn je ein Sonderling den Gusto hatte, sich ein einzeln Exemplar (um einen horrenden Preis) zu kaufen, damals lag das nunmehr zur Allgewalt gelangte Zeitungswesen noch in den Windeln und die lesegewohnte Menschheit las Bücher. Das ist bekanntlich Alles anders geworden, das Lesebedürfniß der Mehrheit beschränkt sich auf die Durchsicht der respectiven Leiborgane, man findet, um wahr zu sprechen, keine Zeit mehr, wenn man — nebst der strictен Erfüllung seiner Geschäfts- oder Amtspflichten — täglich drei Leitartikel, vier Feuilletons, fünf Gerichts- und die eventuellen Herrenhaus-, Reichsraths-, Landtags-, Gemeinderathsverhandlungen, Vereinsnachrichten, Ausschußdebatten, Telegramme, Tagesnotizen, Romancapitel, Kunstreferate, Fremdenliste, Eingesendet und Inserate ꝛc. ꝛc. nur „überflogen", auch noch etwa Buckle, Mommsen, Gregorovius, Darwin oder gar Herrn Onno Klopp die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen. Wer erübrigt für solch schwere Geistesarbeit die Zeit? Nur der minimalste Bruchtheil beschäftigt sich noch mit der Lectüre von Büchern, ansonst genügt der Menge die „Zeitung". Diesen Leseproviant liefert aber vorzüglich der „Zeitungsverschleißer", d. h. der Tabakkrämer.

Was erschien nicht Alles seit März 1848 nur allein in Wien, dem Hauptquartier des modernen Journalismus, an „Zeitungen"! Mir schwindelt, wenn ich meine Mustersammlung betrachte, die weit über tausend Nummern zählt und die ein lehrreiches, zuweilen aber auch erschreckliches Bild unseres geistigen Entwickelungsganges liefert. Was wurde da Alles unternommen und mit was für Gründungen hoffte und rechnete man

auf ein ausgiebig Publicum! Welch geniale, welch ehrliche — und welch schmutzige und niederträchtige Pläne leiteten die betreffenden Editoren bei ihren Neuschöpfungen! Und für All das, oft für das nichtsnutzigste Zeug war der „Tabakkrämer" die verläßlichste Einkaufsquelle, sein Laden war und ist die „Detailmarkthalle" für gediegene, anständige, gesinnungs- und charaktervolle, wie für Revolver-, Schand-, Verdummungs-, Reclamen-, Strizzi- und Börsengimpelblätter. Sein Gewölbe füllt sich von Kunden und Fragern jeglicher Sorte, denn wie auf seinem Verkaufstische die Organe der sogenannten „Demokratie", des erlaubten Radicalismus, des juste milieu, des gemäßigten Fortschrittes, des Whigismus und des Torysmus auf und unter und neben und zwischen den gedruckten Werkzeugen des Clericalismus, Feudalismus, der offenen oder versteckten Reactionssippe und des das Lorettenthum glorificirenden Lumpenpacks haufenweis liegen und ihrer Amateurs harren, so lösen sich diese selbst in ergötzlicher Reihenfolge ab, und tritt der Wühlhuber dem Heulmayer auf die Hühneraugen, und stößt ein Struwelpeter den firesten Sportsmann, der ungewaschenste Schusterlehrling den parfümirtesten Dandy, der brutalste Hausmeister den elegantesten Hofconcipisten ungestüm zur Seite, wenn es sich darum handelt, das erste, oder vor der zu erwartenden Confiscirung noch rasch das letzte Exemplar von dieser oder jener Nummer zu erhaschen.

Im Großen und Ganzen und im Allgemeinen läuft jedoch dieser Proceß des Kaufes und Verkaufes trotz der Massenhaftigkeit und Verschiedenheit der disponiblen Blätter und ihrer Ersteher meist glatt ab, und ergeben sich Dispute und erregte Differenzen nur bei Retournirung von defecten oder beschmierten Pièçen, oder wenn ein Stamm- und stabiler Kunde sich übergangen und vergessen sieht und gar sein täglich und pünktlich und persönlich verlangtes Lieblingsblatt als bereits „vergriffen" declarirt hört, also über Zurücksetzung sich beklagen kann. Dem routinirten Principal und seinem durch langjährige Uebung trefflichst geschulten Hilfspersonale passiren derlei Unannehmlichkeiten nur selten; im Gedächtnisse dieser Gilde ist Jeder registrirt, der einmal eine Zeitung gekauft, und er braucht bei seinem Wiedererscheinen kaum den Mund zu öffnen, um nach Wunsch bedient zu sein. Ja, der Scharfblick dieser Leute geht

so weit, daß sie auch dem neuen Gaste, wenn sein Auge auf den Zeitungstisch gerichtet, an seinem Auftreten, seiner Haltung, seinem Exterieur, seiner Kleidung und fast zu sagen an seinem ganzen Habitus es flugs abmerken, welches Blatt ihm zu offeriren, ohne ihn durch eine andere Zumuthung zu ärgern und zu verletzen.

Diese Divinationsgabe unterstützt den versirten Tabakkrämer und Zeitungshändler am glücklichsten dann, wenn er, namentlich in politisch bewegten Epochen, sich veranlaßt fühlt, *orientirend* einzugreifen und einem Kunden, an dessen Treue und constanter Anhänglichkeit ihm liegt, eines Artikels wegen ein Blatt anzuempfehlen, um das, wie das Sprichwort sagt, jahrüber keine Katze fragt. Aber heute brachte es Sensationelles und das wird der verständige Obmann des Geschäftes der Elite seiner Käufer unter bedeutungsvollem Augenzwinkern zuflüstern. Und die Nummer „geht", wie frische Bretzel.

Keine Confiscation, keine Polemik ist eine so wirksame Reclame als dieser vertrauliche Wink des Zeitungsverschleißers, der nie sein Ziel verfehlt. In Folge solcher Coups, die dem Unternehmer das Renommée eines in diesen Angelegenheiten gewiegtesten Kopfes einbrachten, entspann sich zwischen ihm und seinem Kundenkreise allmählich ein Contact, der an Cordialität nicht seines Gleichen hat. Der Mann übt nämlich auch die *schärfste persönliche Kritik*, und da er besonders unter den *Feuilletonisten*, seine Favorits und Champions hat, und wieder Andere wie saures Bier oder geschwefelten Wein haßt, so gelingt es ihm häufig, mit einem einzigen geringschätzig hingeworfenen Wort das Todesurtheil über die bezügliche Nummer auszusprechen: „Heut hat *der* Fadian wieder was d'rin; bleibt Alles über!" Oder: „Wann's nur *den* Menschen nit mehr schreib'n ließeten, halt ſi ja Alles auf; ka Seel will was wissen von ihm und i bring nit a Stückl an!" Oder: „O je! Is *der* no allerweil bei *derer* Zeitung? Der ruinirt's ja und dos merken die nit?" Oder: „Jessas, wann i nur *den* Nam' nit mehr leset; schad' um's Blatt, is früher so gut gangen, aber seitdem *der* ode Ding dabei is, is's rein gar; d'Leut fürchten ſi' ordentlich vor ihm!": Oder: „Aha! Hat *der* wieder amal was? Da muaß m'r aufmerksam machen, der wird gern g'lesen!" Und so weiter.

Der Tabakkrämer als Zeitungsverschleißer ist demnach, wie aus den angeführten, wahrheitsgetreuen Beispielen zu entnehmen, eine für die Herausgeber wie für die Autoren nicht zu ignorirende Macht, da die Popularisirung eines Blattes, das auf den Einzelverkauf berechnet, meist in seine Hand gegeben. Die Austräger wissen davon zu erzählen und wie manches publicistische Kindlein schon bei der Geburt mitleidlos ermordet wurde, weil es von dem Areopag der Verschleißer als Wechselbalg angesehen oder sich überhaupt deren Gunst nicht zu erwerben verstand. Anderen Falles vermögen dieselben auch den colossalsten Blödsinn oder den miserabelsten Nachdrucksquark zu ponssiren — an Beispielen fehlt es nicht.

Von diesem wechselseitig sich befehdenden, auf- und anregenden Getriebe wußte man in der vernagelten Zeit des patriarchalischen Absolutismus natürlich nichts. Damals war der Tabakkrämer eben nur simpler Tabakkrämer, höchstens, daß Einzelne noch eine Lottocollectur mit ihrem Geschäfte vereinigten, was dann durch die Eigenart der Gäste — distinguirten und zersetzten Zustandes — der Sache wieder Abwechslung verlieh. Aber wenn auch diese Doppelnatur nicht bestand, als „Neuigkeiten-Pivot" wurde das „Tabakhüttl" oder der Tabakladen immer dennoch betrachtet, da für die „Grundchronik" fast nirgends eine solche Pflegestätte, für geheime und pikante „Personalnotizen" kein besserer Fund- und Verbreitungsort zu entdecken gewesen wäre. Nur dieser Stand lieferte Nestroy das Ur- und Musterbild für seinen unsterblichen „Tratschmirl".

Begnügt sich nun der Mann aus besonderen Motiven nur mit dem Tabakverschleiß und scheidet er den Verkauf und Vertrieb der Zeitungen und anderer Commissionsartikel aus, so muß es seine erhöhte Aufgabe sein, in diesem freiwillig und absichtlich restringirten Berufe es ebenfalls zu einem „Namen" zu bringen, was durch das mehr abergläubische, meistens unbegründete Gerücht geschieht, daß hier die „trockensten Fürstenfelder", dort die „besten Sacco", wieder anderswo „gefleckte Neunweger" oder ausgezeichnete „Laibacher" u. s. w. zu finden wären, welche Sage in Raucherkreisen sich rasch verbreitet, aber häufig auch auf die übrigens nicht uner-

freuliche Wahrnehmung reducirt, daß nicht die „gesprengelte Waare", sondern zwei oder vier oder sechs oder acht flammende Augen die Magnete seien, welche die Kunden aus den fernsten Rayons anziehen und dem glücklichen Laden einen Zulauf verschaffen, als ob man daselbst Alles geschenkt bekäme. Manches allerdings: das bezauberndste Lächeln — wenn der schmucke Gast „Imperiales" oder doch mindestens „Regalitas" zu wählen gedenkt und die prompte Bezahlung mit einem Agio von gangbarsten Schmeichelworten begleitet: der schüchterne Ersteher einer „Stinkadores" hat erklärlicherweise weder auf das oberwähnte Lächeln noch den üblichen schelmisch-niedlichen elektrisirenden „Fingerspitzendruck" einen Anspruch und thut gut, rasch und demuthsvoll mit seinem brenzelichen „Ludros" zu „verduften".

Aber indem ich bei Behandlung meines Gegenstandes, die keineswegs vollständig und erschöpfend zu nennen, dennoch unversehens nun in das erotische Gebiet, in das Reich der „exemplarischesten Courmacherei" gedrungen, sehe ich ein, daß ich den eigentlichen Tabaktramer verlassen und mich auf das Highlifeterrain des noblen Großverschleißers oder gar des „Specialitatenladens" begeben, deren Schilderung ich nicht beabsichtige, da das Malen so exquisiter Räume, wie dieser „Flor fina"-Boudoirs nicht meine Sache ist. Nur eine flüchtige Bemerkung sei mir in dieser Richtung noch gestattet. Vor vierzig Jahren sprach ganz Wien nur von einer einzigen Aphrodite dieses Metiers: von der „schönen Hand" im Michaeler Durchhause, wo auch Meister Löwe seine Einkäufe machte. Diese „schöne Hand" war so ziemlich unser Alles im Punkte der „Tabak-Bennisse". Und heute? Der Fortschritt ist ein verwirrender — wären sie tutti quanti auf einem Flecke beisammen, Mohammed's Paradies könnte nicht vielköpfiger und nicht reizender bevölkert sein. . . .

9

Beim Barbier.

Nach dem Wiener Dialect beim „Balbierer", was nach dem localen Begriff aber ein Sammelwort ist, da mit dieser Bezeichnung nicht nur der specifische „Rasseur", sondern auch der „Friseur" und der Inhaber eines „Haarschneidecabinets", ja in letzter Linie sogar der wissenschaftlich ungleich höher gestellte, kunstgelehrte „Perückenmacher" — ein „Artist" im vollen Sinne des Ausdrucks — gemeint ist. Der Wiener macht da eben kurzen Proceß, er kennt keine Unterscheidung und benennt diese verschiedensten Berufszweige der Menschenverschönerungskunde summarisch mit dem Titel: „beim Balbierer". Und doch wären die contrastirenden Merkmale der einzelnen Branchen zu berücksichtigen. Schon des Publicums wegen, welches sie consultirt, von der Eigenart der Beschäftigung, den Umgangsformen und der gesellschaftlichen Mission dieser populärsten Functionäre gar nicht zu reden.

Ein vielfach ausgezeichneter, liebenswürdiger und witziger, nur leider schon etwas betagter, aber wahrhafter „Haarkünstler" und Friseur eines vornehmen Kunstinstitutes fragte mich einst in seiner kaustischen schmunzelnden Weise: „Wissen Sie, wann jeder Theaterfriseur ein Esel wird? Ich entschuldigte mich mit meiner Unkenntniß in solchen Dingen, worauf das pfiffige Männlein erwiderte: „Wenn die Damen alt werden! Gelingt es Einem da nicht mehr, trotz aller Mühe und Plage und Grübelei und erfinderischester Versuche, eine fünfzigjährige Eboli oder Donna Anna wie zwanzigjährig ausschauen zu machen, und ist aus einem runzeligen Gesicht ungeachtet der phantasievollsten Locken und sonstigen Zugehörs kein Engelsantlitz herauszuzaubern, so ist man einfach ein Esel. O Gott, wie oft war ich's schon im Leben! Es glückt Einem manchmal ohnehin Vieles und man trifft das Unglaublichste, aber — Alles hat seine Grenzen. Wenn man die Gurli zehn und die Lady Milford zwanzig Jahre lang

gespielt hat, ist's genug und man soll halt die Armgart dann geben, mit der auch noch was zu machen ist, was die Schröder und die Rettich bewiesen haben. Denn der Friseur kann eine factische Großmutter nicht mehr so sauber herausstaffiren, daß sie selbst das nachsichtigste Publicum noch als Fanchon oder Präciosa oder Zerline gelten lassen kann. Von diesem Moment an ist der „Esel" fertig!" — O weiser Daniel! Und mit welchem Wohlbehagen vergönnte er sich nach diesem Herzenserguße eine der wuchtigsten Prisen!

Und auch mit den alternden Romeos und Ferdinands und Taminos mag der Mann während einer langen Dienstzeit viel Kreuz gehabt haben, der arg Geplagte, dem ungezählte Male auch noch die weit schwierigere Aufgabe, als „Adonisse" aus Veteranen zu machen, in seinem verdammten Geschäfte erwuchs, wenn er an die Arbeit ging, aus dem nichtssagendsten Gesichte durch raffinirt applicirte Barttheile und pfiffigst ausgeklügelte Touren einen frappirenden „Charakterkopf" zu formen. Wer schuf mitunter die packendsten Franz Moore, Tillys, Caligulas, Jagos, Bertrams und Geßlers? Der Theaterfriseur. Ich erinnere mich, einmal irgendwo einer ersten Leseprobe beigewohnt zu haben, wo der Regisseur die Hände über den Kopf zusammenschlug, als er vernahm, daß die „scharfe Rolle" des „Sir Gottlieb Kocke" in Ziegler's crasser „Parteiwuth" dem Schauspieler X., der durch die unglückseligste Physiognomie fast zum Gespötte seiner Collegen geworden, zugetheilt wurde; der einsichtsvolle Director aber den Verzweifelten mit der kaltblütigen Bemerkung beruhigte: „Der Theaterfriseur wird's schon machen!" Und so war es in der That. Als am Aufführungsabend der verruchte Bösewicht sichtbar wurde, konnte man ein gruselndes Ah! aus Parterre und Gallerie vernehmen, so trefflich war die Maske des hinfälligen Ungeheuers; der geängstigte Intriguant hatte schon durch sein Erscheinen gewonnenes Spiel, faßte Muth und gefiel ausnehmend. Die Kritik rühmte vor Allem seine fabelhaft charakteristische, echt teuflische Larve! Wie stolz ging der Glückliche dann durch die Straßen — vom Friseur sprach kein Mensch. Dieses, alle Denkkräfte in Anspruch nehmende Pensum: aus Nichts

Etwas, d. h. aus der flachsten, gleichgiltigsten Visage einen wenigstens halbwegs erträglichen, aus der widerlichsten Fratze einen „interessanten" Gesichtsprospect zu bilden, die kahlen Flächen des mißförmigen Schädels durch Anlehen aus nächster Umgebung geschickt zu verdecken, den Farbenunterschied von Haar und Bart harmonisch auszugleichen, und überhaupt die nöthigen Reparaturen vorzunehmen, wenn ein wackelig gewordener Dandy noch durch einige Zeit den gefährlichen „Schwerenöther" spielen will, fällt auch in den umständlichen Ressort des gewöhnlichen Friseurs, der es mit jenen Don Juans zu thun hat, die nicht auf den weltbedeutenden Brettern, sondern in den Alleen des Stadtparks, des Volksgartens und auf den übrigen Promenadewegen privilegirter Flaneurs mit ihrer bestrickenden Erscheinung zu glänzen gesonnen sind. Wenn das Sprichwort sagt, daß es vor einem Kammerdiener keinen Helden gibt, so gilt dasselbe auch vom Friseur, der nicht minder in Kenntniß ist, wie es mit der Titanenhaftigkeit so manches angestaunten Heroen in tristester Wirklichkeit beschaffen sei.

Behufs stricter Ausübung und Erfüllung all' dieser tiefsinnigen Renovirungsarbeiten bedarf nun der Friseur von seinem Auf- und Verputzungsobjecte eine ebenso vertrauensvolle Hingebung und erschöpfende Beichte, wie der Arzt von seinem Patienten, und es sind deshalb die Stunden, welche der Verjüngungswerber hinter der Glaswand, im Fauteuil, mit dem Staubmantel angethan, unter dem Brenneisen, dem Tuschstöpsel und dem Bleikamme des Meisters, schwellenden Herzens verbringt, für beide Theile lehrreich, denn es werden, um die langwierige Procedur durch Gespräche zu würzen, nicht nur von dem zu Operirenden die intimsten Geständnisse, die pikantesten Erlebnisse und die geheimsten Wünsche und Anliegen ausgeplaudert, es versäumt auch der geschäftige Regenerator nicht, mittelst Beispielen aus seiner Praxis die gesunkene Zuversicht des invaliden Amoroso neu zu heben und durch Nennung markantester Namen nachzuweisen, welche Triumphe oft Männer gerade in „etwas vorgerückten" Jahren noch beschieden, und wie es purer Aberglaube sei, daß nur der leidigen, sattsam bekannten „goldenen Jugend" das Glück wahrer Liebe allein lächle. Der wie ein zerknitterter Cylinder frisch aufgebügelte, respective frisirte,

pomadisirte und überhaupt „fesch zusammengewichste“ greise Endymion erhebt sich, besieht sich im Spiegel, ordnet noch ein und das andere schüttere Löckchen, lächelt zufrieden und trippelt vergnügt von dannen. Ein Glücklicher! Der Friseur athmet erleichtert auf und brummt nur sein übliches: „A Vichtour mit so ein' alten Tattl! No alleweil 'n Kopf voll mit seine dallerten Gspusi — und kann kaum mehr zappeln! San das Narren!“

Fatiguen wohl anderer Qualität erwarten den Friseur, wenn er das Haupt eines blasirten Jünglings in seine Hände bekommt, der unerschöpflich in Erfindung von Vorschlägen betreffs einer ungewöhnlichen Lockengruppirung und idealsten Bartformen zu sein pflegt; und sie erwarten und noch dazu in erhöhtem Maße auch die Friseurin, die halbe Tage lang sich abmüht, seitens ihrer zartgeäderten, aber bei solchen Anlässen meist fischweibmäßig erbosten Gebieterin eine endliche Gutheißung ihrer Versuche zu erreichen. Vergebliche Mühe! Man erzählt von einer bekannten hocheleganten Dame, daß sie den Schluß von derlei Marterscenen nicht selten damit ankündigt, daß die bereits vollends confus gewordene Friseuse, namentlich wenn sie ein weißes Härchen zu entfernen vergessen, mit — einem Paar Ohrfeigen und einem Fußtritt regalirt wird, und als Superdividende im Nachwurf den Pomadetiegel an den Kopf zuerkannt erhält. Ein Kniefall muß am nächsten Morgen das begangene Verbrechen sühnen.

Wie lacht der exclusive Raseur (unser biederer Barbier) zu der Kunde von solchen, alle Nerven und Fibern in Aufruhr bringenden Vorgängen im Bereiche jenes, dem seinen wohl verwandten Metiers, dessen umfangreiche Gestionen aber den gewissenhaften, auf seinen Ruf stolzen Executor vorzeitig in's Grab zu bringen vermögen. Wie dankt der simple Barbier dem lieben Gott, daß er von solchen Aufgaben verschont und das Repertoire seiner Pflichten ein beschränktes ist. Allerdings ist er zuweilen ebenfalls genöthigt, einem Kunden die Haare zu schneiden und einem unternehmenden Ladendiener, einem schmucken Cadetten oder einem sich appetitlich gebenden Speisenträger sogar mit dem Brenneisen in die Stränge zu fahren und einen verführerischen Lockenbau aufzuthürmen, aber es geschieht dies seinerseits doch

meist nur in lässiger, jeglicher Inspiration baaren Weise, ohne jene künstlerischen Zuthaten und malerischen Arabesken, ohne jene dichterische Weihe und Begeisterung für die Sache, wie sie den akademischen Virtuosen aus der Haarkräuslergilde auszeichnet und nur in dessen Atelier zu finden. Im Laden des gewöhnlichen Barbiers wird die Geschichte nur summarisch, nur professionsmäßig betrieben und wenig Unterschied zwischen dem struppigen, zerzausten Schädel eines im Nachtleibel sich präsentirenden Hausmeisters und dem sorgsam gehüteten Haupte eines kaiserlichen Rathes gemacht. In zehn Minuten „per Kopf" ist der Mann fix und fertig und wendet sich unter flüchtiger Verbeugung ab, um in seinem eigentlichen Wirkungskreise mit Seife und Messer sich der Menschheit nützlich zu machen. Das „Lader" ist des Barbiers Element, das Brenneisen ein ihm octroyirtes Werkzeug, für das er nie und nimmer in Enthusiasmus gerathen wird.

Das „Lader"! Wie wohlig plätschert seine rechte Hand in der schäumenden Masse, während die Linke die Serviette am Halse seines ihm auf Tod und Leben überantworteten, halb eingeseiften Gastes fester steckt und sein Auge prüfend das Stoppelfeld betrachtet, sich nebenbei erkundigend: „was Alles wegzukommen und was zu bleiben habe"? Mit dem Auftrage und seinem Plane im Reinen, stellt er die Schüssel abseit, trocknet sich die Hände, fährt mit der Klinge einige Male über den Streichriemen und beginnt seine Arbeit. In diesem feierlichen Augenblicke ist es des versirten Barbiers Pflicht, und also auch Gewohnheit, den ihm in seine unumschränkte Gewalt Gegebenen vor allen finsteren Gedanken, trüben Befürchtungen und bösen Ahnungen durch sein Redner-Talent zu befreien und er wird deshalb, wenn dem Verzagten das Messer an der Kehle sitzt, seine oratorische Begabung gleich mit dem ersten Satze legitimiren, indem er die leicht hingeworfene Bemerkung fallen läßt: „Heute war's aber wieder recht warm!" Nach diesem Prologe gönnt er sich und seinem Kunden eine Pause, die dieser dazu benützt, um seufzend ein schüchtern „Sehr!" zu flüstern. Nun aber ist auch der Redestrom des gefährlich Bewaffneten entfesselt. Er wird sofort die weitere Mittheilung machen, daß gegen Abend das Barometer dennoch etwas gefallen,

daß der Wind sich gedreht habe und wir wahrscheinlich nächster Tage ein anderes Wetter bekommen würden. Neue Pause, die der zur Hälfte von seinen Aengsten Erlöste mit dem kühnen Ausspruche ausfüllt: „Schon möglich!“ Welch erquicklicher Dialog!

Die Arbeit ist auf der einen Seite beendet; der Blick des Meisters ruht wohlgefällig auf dem abgegrasten Terrain, seine Hand befühlt die blank geschoerte Fläche und sie findet nicht den winzigsten Stachel. Ein Triumph seiner Wissenschaft! Kann man es dem Manne verargen, wenn er in richtiger Selbstschätzung seiner gelungenen Leistung und in billiger Würdigung seiner Fertigkeit sich nun einigermaßen in die Brust wirft und, indessen er für die Fortsetzung der Operation das Messer neuerdings schärft, die Meinung nicht unterdrücken kann, sie vielmehr laut ausspricht: „Balbieren und balbieren is halt doch Zweierlei. Seit der Gewerbefreiheit balbiert freili schon Alles, aber ein Schiedunter is doch zwischen ein' ausg'lernten Balbierer und so ein' Pfuscher, wie m'r's heunt in jeder Gassen find't, und von denen i m'r nit einmal mein' Pintscherl scheeren lassen thät. Greifen sich E'r Gnaden amal an — ein reiner Gusto! Nicht wahr?“ Der Gefragte thut wie ihm geheißen und er nickt zustimmend.

„Ja, die Zeit is eine andere“, fährt der Anerkennungsbedürftige in seinem Speech fort, „als wie's amal war, amal, mein Gott! wie sich das Alles ändert! Amal — hab' ich Ihnen weh than? Nix is g'scheh'n, a klein's Ritzerl nur . . . ein bisl ein' Schwamm d'rauf und 's Bluten is augenblicklich g'stillt. So. Is schon in der Ordnung. — Ja, was ich sagen wollt: Wissen E'r Gnaden schon das Allerneueste? Nicht? Ah, das is merkwürdig. Man spricht ja allgemein davon. Der ganze Grund is voll. Wo m'r hinkommt, wird d'rüber g'redt. Die Cilli, die Jüngste von der Hausmeisterin daneben, soll so a Glück g'macht hab'n. Ein alter Baron — er soll von der Börs' sein — will sich ihrer annehmen und sie für's Theater ausbilden lassen . . . Thut's weh? Ein einzig's Haarl is nur ausg'sprengt. — Ja, daß ich sag': geht Die zum Theater! No, die G'stalt hätt's dafür und curaschirt is's auch genug, so kann sie ihr Fortkommen schon finden. Lernt Tag und Nacht. Der Baron überwacht sie.

Die Mutter will's als Jungfrau von Oleans auftreten lassen, aber der Baron sagt, das is ka Roll für sie, sie is mehr für die Camelieudam' und überhaupt für'n Salon und die Sensation! Die Cilli! Wer sie von dem Madl das denkt hätt'! I kenn's no, wie's als kleiner Bankert mit die Bub'n auf der Gassen g'spielt hat. Kommt Die zum Theater! No, i gratulier'. Was m'r jetzt Alles erlebt . . . So! Fertig! Ergebener Diener! . . . Entschuldigen — das eine Haar noch — so — unterthänigster Knecht! Küß die Hand, bitte ein anderes Mal um die Ehre!" —

Man hört nicht nur aus Afrika, sondern auch beim Barbier stets Neues. Denn wenn die Repräsentantinnen und Angehörigen des schwachen und schönen Geschlechts für ein kleines Klätschchen und Trätschchen das Greißlergewölb, den Milchladen, die Fleischbank, den Oebstlerinstand und den Röhrbrunnen als die geeignetsten Plätze erklären, wo dieser Herzensneigung mit ungezügelter Lust und Liebe gefröhnt und höchstens für die nöthigen Nachträge, Erläuterungen und Ergänzungen der Lottocollectur oder die gemeinsame Waschküche oder das Domicil der Hausbesorgerin mit ziemlichem Erfolg benützt werden kann, so ist für die Männerwelt, die an diesem Sport Interesse hat, und wenn ihr zu diesem Zweck die vertraulichen Mittheilungen im Café oder am Stammtische nicht genügen, doch nur der Barbier die sicherste Zufluchtsstätte, die praktischeste Hilfsquelle, um mit den allerneuesten, wenn auch nicht immer verläßlichsten, aber jedenfalls interessanten Neuigkeiten sich zu verproviantiren. Auf diesem gemüthlichen Turf der intimen Plauderei, wo die versteckteften Geheimnisse enthüllt, sämmtliche Familienereignisse des Bezirkes besprochen, alle internen Angelegenheiten der Nachbarschaft einer unnachsichtigen Kritik unterzogen, und die Einnahmen und Ausgaben jedes einzelnen Insassen bis auf den letzten Kreuzer nachgerechnet werden, findet auch der Localcorrespondent und der Localnotizenhausirer eine unerschöpfliche Ressource, die ihn oft an einem einzigen Tage mit brauchbarem Materiale für eine ganze Woche versorgt. Allerdings wird beim Friseur und im „Haarschneidecabinet" dieser Zweig des menschlichen Wissens, nämlich die mündliche Fortpflanzung eines Geschehnisses und die Abstempelung eines vagen Gerüchtes als factische, unbestrittene und verbürgte Thatsache ebenfalls cultivirt, aber es geschieht dies doch meist in discreterer und

vorsichtigerer Weise, während beim Barbier in diesem Genre mit jener frischen, urwüchsigen und ungekünstelten Verve gearbeitet wird, wie es die Sache erfordert, wenn es sich darum handelt, sie brühwarm unter die Leute zu bringen. Die rascheste Publicität eines „Man sagt" erwächst ihr beim volksthümlichen „Ladermacher".

Nun weiß ich recht gut, daß diese Schilderung des letzterwähnten Standes nicht auf sämmtliche Mitglieder desselben paßt, und daß einzelne, namentlich im Centrum der City dislocirte Rasierkünstler während ihrer einseifenden und scheerenden Thätigkeit sich durch einen vornehmen und wortkargen Ernst auszeichnen, und eine zu große Meinung von ihrem Berufe haben, um ihn durch so ignoble Passionen — wie die Schwatzhaftigkeit des vorstädtischen Bartkratzers — zu entweihen. Aber die Mehrzahl huldigt unleugbar dieser Leidenschaft und es erreicht diese ihren Siedepunkt, wenn der Betreffende auch außerhalb seines firmirten Zwingers die Kunden in ihren Wohnungen besucht und demnach mit den distinguirtesten, wie heiklichsten oder bärbeißigsten Persönlichkeiten generis masculini auf vertrautestem Fuße zu stehen, den nicht ganz unberechtigten Glauben hat, denn, obwohl er in seiner Amtssprache scheinbar bescheidentlich gesteht, daß er diese Herrschaften zu „bedienen" hat, so sagt ihm sein Inneres doch wieder, daß sein Erscheinen, wenn schon nicht die Gloriole des consultirenden und ordinirenden Arztes, so doch alle Wahrzeichen jener gesellschaftlichen Stellung besitzt, wie solche dem „Hausfreunde", dem erklärten „Intimus" eigen. Was wagt da „Figaro" nach altclassischem Muster solch bevorzugter Position nicht Alles, wie sprudelt es da nur so hervor, wie ein Gebirgsbach, ein unaufhörliches Geplätscher von dreisten Witzen, launigen Einfällen und scharfkantigen Bonmots. Man kennt die köstliche Figur Ascher's als „Doctor Petschke", sie war aus dem Leben gegriffen.

Ja, damals lachte ich aus Herzenslust, wie ich auch über den seligen Röhring auflachte, wenn er den „Doctor Zeltel" gab, der nur ein profaner „Hühneraugenausschneider" war. Welch urdrollige Grandezza! Und da fällt mir zum Schlusse just noch ein, daß ich bald auf die Hauptsache vergessen oder vielmehr es bisher verschwiegen habe, daß dem im Ganzen

genommen ehrenwerten Barbierstande, wie einer Arbeiterclasse die Tuberculose, jener die Gelbsucht, einer anderen die Farbenblindheit u. s. w., ebenfalls ein Gebreste, eine Art „Berufskrankheit" anhaftet, die durch keine Vorkehrungen zu tilgen. Ich meine die stille Sehnsucht nach dem „Doctortitel"! „Herr Doctor!" Wie das klänge! Noch ist's nicht gar lange her, daß ich in einer renommirten Weinstube ein solches Prachtexemplar eines Doctoratsaspiranten traf. Ein Viertelstündchen vorher sah ich ihn aus einem Hause treten und eine gelbblecherne Büchse ausleeren. In der Kneipe perorirte das Männchen in der vehementesten Form und erging sich in Ausdrücken, die alle Anwesenden verblüfften. „Aber, Herr Doctor, so arg is's ja doch nit!" meinte ein gemäßigter Flickschneider, worauf der erhitzte Redner geringschätzig zurückgab: „Wann Ihner's a G'studirter sagt, können Sie's glauben! Basta!" Ich staunte. „Ist das wirklich ein Doctor?" frug ich leise Jean. „Jawohl, aber ein solcher!" war die Antwort, und Jean machte einen „Schneller" mit den Fingern der rechten Hand, wie Einer, der den Seifenschaum von sich schleudert. Die Geste ist bekannt und ich verstand die Declaration zur Genüge. Nun mischte ich mich auch in das Gespräch, wendete mit an den übereifrigen Politiker, nannte ihn aber in meiner angebornen Höflichkeit gar „Herr Professor"!

Er nahm das Avancement ohne Widerspruch an und bestätigte auch meine sonstigen Ausführungen. Seitdem heißt der Mann an seiner Tischrunde unangefochten „Herr Professor". Und er duldet es und nimmt die Huldigung im vollen Ernste. „Und warum nicht?" fügte der hämische Jean bei, „Doctor oder Professor — jetzt geht's schon in ein' Aufwaschen!"

Auch mir ist's tout de même in solchen Fällen, denn wenn schon der unorthographischeste Notizenkritzler als „Herr Doctor" paradirt, warum den harmlosen Titel einem Manne mißgönnen, der nicht selten mit dem — Heftpflaster und überhaupt mit „Verbandzeug", also wenigstens halbärztlich zu hantiren hat. Exempla trahunt. . . .

10.

Der ganz Gescheidte.

Er ist meist ein Jüngling, noch nicht fünfundzwanzig alt, aber von außerordentlicher Weisheit. Letzteres merkt der Zuhörer schon in der ersten Minute und bei den ersten Sätzen, die den Lippen des Sprechers entgleiten; aber er brauchte auch den Mund nicht zu öffnen, man sähe an seiner vornehmen Haltung des Kopfes, an seinen die Nachbarschaft nur geringschätzig treffenden Blicken, an seinen mißbilligenden Achselbewegungen und sonstigen kritischen Actionen und Gesten, daß man es mit einem überlegenen Geiste zu thun habe. Voilà, ein bedeutendes Genie! Wir täuschen uns nicht. . . . .

Nein, wir täuschen uns nicht; wir haben ja alsbald Gelegenheit, uns von dem profunden Wissen des hochbegabten Jünglings zu überzeugen, da dieser soeben eine Fülle von Daten, wie sie nur einem Gelehrten geläufig, leicht hingeworfen, zum Besten gibt. Und er spricht gut und gewandt; ein Vergnügen, zuzuhören. Ein Professor könnte seine Sache nicht gründlicher führen. „Wo der junge Mann das Alles her hat?“ wispelt der arme Laie dem Andern verwundert ins Ohr. „Woher? Mein Gott, er ist halt ein g'scheidter Mensch!“ Und so ist es auch; er ist sogar *sehr* gescheidt!

Also, er spricht. Das ist eigentlich eine überflüssige Bemerkung, da der Edle ja immer spricht, denn er spricht nicht nur gerne, er spricht auch viel und spricht lange und spricht überhaupt bei jeder Gelegenheit. Und wo und wann fände sich eine solche nicht! Da er *Alles* weiß, und in *allen* Sätteln gerecht, so ist es erklärlich, natürlich und entschuldbar, wenn der Flaumbärtige auch dann das Wort ergreift und es für den completen Abend in Beschlag behält, wenn etwa auch reifere Männer und selbst exclusive *Fachleute* ihr Dictum anbringen möchten, leider aber dazu nicht gelangen können, da der Allwisser, der Tausendsassa, sein energisches „Bitte!“ als Veto eingelegt und das aufgeworfene Thema ohnehin souverän zu beherrschen versteht. Wie sagte ich oben? Ja richtig: „*ein Vergnügen*“

zuzuhören!" Nicht wahr? Mit etlichen zwanzig Jahren! Wirklich staunenswerth! Der bringt's noch weit, der wird der Welt noch Einiges aufzulösen geben! — Er strahlt aber auch, nachdem das Symposium aufgehoben und man sich unter gegenseitigen ehrerbietigsten Abschiedsgrüßen trennt, im hellsten Siegesglanze! Wieder ein Triumph wahrer Bildung und die Frucht eines gewissenhaften Studiums! . . . . .

Man mißverstehe mich nicht! Ich wäre der Letzte, der darüber spöttelte und es ironisirte, wenn ein derlei unbesoldeter und freiwilliger „Privatdocent" in Augenblicken, wo das Tischgespräch platt zu werden droht und vielleicht gar das triviale „Grammerstädterthum" mit seinen albernsten Späßen, seinen vertracktesten Ansichten und bornirtesten Urtheilen angerückt käme und sich breit machen wollte, ein aufgeweckter Kopf einen anregenden Gedanken als Zündstoff spendet, eine brillante Debatte dadurch unter Gleichgesinnten eröffnet und es somit ermöglicht, die geopferten Stunden als keine verlornen und müßig verlebten betrachten zu müssen. Wie freue ich mich stets, wenn ein solch rettender Engel, wie vom Himmel gesandt, ersteht, durch einen kühnen, blendenden Einwurf verblüfft und dem flachsten Discurse eine erlösende Wendung gibt! Wie oft segnete ich dergleichen oratorische Husarenstückchen und dialectische Bravouren, selbst wenn ein etwas weitschweifiger Excursus daraus wurde. Aber zur Methode darf es nicht werden. . . .

Zur Methode. Das ist der Casus, der die Sache später unleidlich macht. Man merkt die Absicht und wird nicht allein verstimmt, man wird sogar auf's Aergerlichste gelangweilt. Von gescheidten Leuten! Durch sogenannt „spannende Vorträge", durch ansonst wünschenswertheste Aufklärung und Belehrung! Ja, schließlich wird die Geschichte auch noch ärgerlich. Denn das Gefühl und die Wahrnehmung, stets und immer und in allen Dingen, selbst in solchen, die der gesammten Welt bekannt sind, wie ein Schuljunge, wie ein A-B-C-Schütze coram populo „instruirt" zu werden, und von den reichen Kenntnissen des mit sichtlichem Behagen und prononcirter Wohlgefälligkeit uns Unterweisenden gleichsam profitiren zu sollen, und zu sehen und zu wissen, daß der unermüdlich plaudernde Präceptor nur ein — „grüner Grasteufel" ist, der mit den frisch eingepökelten

Weisheitsbrocken vorerst den Appetit seines Auditoriums reizen und dasselbe sodann, wie Gänse mit Stopfnudeln, mit seinem restlichen Wissensvorrath vollfüttern möchte — diese Wahrnehmung, glaube ich, wirkt ernüchternd, der kenntnißreiche junge Mann erscheint uns als eitler Schwätzer, und wir fangen an, ihn zu meiden, zu fliehen, ihm den Rücken zu kehren.

Unbildung, Unwissenheit und Dummheit sind Gebreste, die den damit Behafteten unter die bemitleidenswerthesten Geschöpfe rangiren. Aber so sehr der Anblick eines geistigen Krüppels und der nothgedrungene Verkehr mit ihm uns mit Schauder erfüllt, ebenso abstoßend wirkt das Gegenstück, wenn der Eigenthümer einer gewissen Anzahl von Kenntnissen nicht bestrebt ist, sie gemeinnützig zu verwerthen, sondern nur mit dem Besitze zu paradiren, zu flunkern und zu verblüffen. Der Edelsteinsammler, welcher an der Feuer- und Farbenpracht seiner kostbaren Kleinodien sich nicht zu ergötzen weiß und nur deshalb ein Faible für diese glitzernden Wunderdingerchen hat, um acht Finger an seinen beiden Händen und die Cravattenschleife damit aufzuputzen, um Aufsehen zu erregen und sich Ansehen zu erwerben, ist ein abgeschmackter Geselle. Auch der „Streichmacher in Gelehrsamkeit" ist fad wie der Geck, welcher sich auf seine tadellose Toilette und seinen eleganten Modeanzug etwas zu Gute thut. Der mit seiner Superklugheit und mit stupendem Wissen unaufhörlich Bramarbasirende wird uns nachgerade so unbequem wie der Geldprotz, welcher in einemfort von seinen Haussätzen, von Goldrente, von Credit und Anglo erzählt und wie ihm das Geld von allen Seiten nur hereingeschneit komme. Reißt doch Augen und Mund auf und spitzt die Ohren, und hört den diversen Renommisten zu und beugt Euch in Ehrfurcht vor diesen Glücklichen, wenn Ihr es nicht vorzieht, sie zu ignoriren!

Aber warum ereifere ich mich, anstatt zu lächeln und heiter zu bleiben? Denn ist es im Grunde genommen nicht lustig und amüsant, still in einer Ecke zu sitzen, den Tschibuk am Munde, ab und zu einen Schluck perlenden Lagers zu nehmen und sich von einem blutjungen Parforceästhetiker auf einen Dichter aufmerksam gemacht zu hören, den man schon vor dreißig Jahren „auswendig" gewußt; oder uns den Unterschied von gothischem und romanischem Style, von Früh- und Spätrenaissance, von

Barockzeit und altchristlicher Bauform ꝛc. ꝛc. mit schönem Pathos (wortgetreu nach den populärsten Lehrbüchern) definiren zu lassen? Ist es nicht herzerquickend, die ernsthaftesten Prophezeiungen über das „indische Kaiserreich" zu vernehmen, wenn man dieselben ein paar Monate vorher in Stilke's „Gegenwart" gelesen? Ist es nicht überraschend, wenn der Teufelsmensch über ein mythologisches Bild von Reinhold Begas genau dasselbe Urtheil abgibt, wie der gründliche Kenner Max Schasler erst unlängst in einem norddeutschen Blatte gethan? Und wirkt es auf die Zuhörer nicht imposant, wenn sie die Pariser „Elektrische Ausstellung" sich von dem Technik- und Physikenthusiasten Abends nochmals so erschöpfend expliciren lassen können, wie es bereits Morgens ein ausführlicher Artikel ihres Leiborganes zu versuchen die Gefälligkeit hatte? Und so fort. Man hört also all diesen übereifrigen Expectorationen unseres aufopfernden Mentors ruhig zu, gähnt nur gelegentlich, was immer der Fall ist, wenn uns keine frappirenden Neuigkeiten geboten werden, und könnte sogar über die kühne Zumuthung, Wiedergekäutes als geistige Leckerbissen zu acceptiren, einigermaßen ungehalten sein, aber man macht gute Miene zum bösen Spiel, denkt sich seinen Theil und läßt den Plauderer — plaudern. Warum? Aus welchen Gründen ist man so nachsichtig und gutmüthig?

Nichts wissen und nichts gelernt haben ist eine Schande, oder vielmehr ein Verbrechen an der Menschenwürde. Aber, bei Pallas Athene! ich gontire noch eher — obwohl ich nichts davon verstehe — die stereotypen Mittheilungen eines Tarokjumpers und Soloultimofanatikers, der nur Sküs, Mond und Pagat als seine Schutzpatrone anerkennt und von den übrigen Geschehnissen seit Erschaffung der Welt nie Notiz genommen und nie nehmen wird, als die perpetuirlichen Belehrungen eines von seiner Bedeutung überzeugten, von Größenwahn befallenen Plapperers der geschilderten Sorte. Wie das sprudelt und zischt! Einem schäumenden Gießbache gleich! Ein Wolkenbruch von Weisheit! „Is halt do a g'scheidter Mensch!" raunt der „Herr von Hartriegel" dem „Herrn v. Schwemminger" zu, und dieser nickt zustimmend. Ihr guten Leute! Wie leicht ist's heutzutage „gescheidt" und sogar „unbändig gescheidt" zu sein, da die ergiebigsten und verläßlichsten Nachschlags- und Instruirungsbehelfe,

wie ehemals die Bauernkalender, allüberall herumliegen und im Nu zur Hand sind. Der „kleine Brockhaus“, der unvergleichlich praktische „kleine Meyer“, die bündigste Universalencyklopädie in handsamster Form — diese Wunderquellen raschester Auskunft rieseln bereits an Orten, wo sie nie vermuthet wurden. Nicht nur bessere Cafés und Restaurationen, auch vorstädtische Gasthäuser adjustirten sich längst mit derlei Noth- und Hilfsbüchern, ja ich fand neulich eines sogar beim „Adler“ in der Sechshauser Hauptstraße, wo der brave Herr Wirth seine geehrten Herren Stammgäste auf die beiden Bände in der Fensternische verwies, als sie sich zuerst über die Natur der Kometen, später über das Alter Bismarck's und dann über die Sandwichsinseln informiren wollten. Ueber Alles und Jedes kann man sich jetzt mit leichter Mühe vergewissern und sich selbst belehren und demnach auch der breitspurigen Vorträge eines aus gleichem Reservoir Schöpfenden füglich entbehren, weshalb es angezeigt wäre, einen solch aufdringlichen Prediger gegebenen Falls zu ersuchen, sich nicht zu strapaziren, da man wohl auch wisse, wo Barthel Most hole. Schock Schwerenoth, warum den Fundort verheimlichen, der von Jedermann betreten werden kann und nicht das abgeschlossene Jagdgebiet des dreisten Gelbschnabels allein ist! . . .

Indem ich dies niederschreibe, habe ich selbstverständlich keine bestimmte Persönlichkeit vor Augen und halte mich nur an die weitverbreitete, sattsam bekannte Gattung im Allgemeinen. Höchstens, daß ich, als ich dieser Tage in einem distinguirten Café mich in die Lectüre des Max Müller'schen Sprachartikels weihevollst versenken wollte und durch das überlaute Peroriren eines „Chaucer und seine Zeitgenossen“ (collationirt und richtig befunden mit Johannes Scherr's Geschichte der englischen Literatur, Leipzig 1854, Otto Wigand, Seite 27 ff.) seinem Vis-à-vis erklärenden Sextaners unliebsam gestört wurde, mich eines ähnlichen Exemplars erinnerte, eines bleichen, langlockigen (das sind sie Alle) Jünglings, den längst der Rasen deckt und der dieselbe lästige Marotte des lärmenden Hervorkramens alles kurz vorher Aufgeschnappten im üppigsten Maße besaß. Wir kamen damals noch bei Daum zusammen, obwohl uns das neue Publicum nicht sympathisch, aber aus alter Anhänglichkeit an unsere Heimstätte im Vormärz, auf der

wir durch den Mustermarqueur, den ureinzigen berühmten „Jean", mit Kuranda's „Grenzboten" und ähnlicher verbotener Waare im Geheimen versorgt wurden. Dort saßen wir also, ein halbes Dutzend Treugebliebener, und saßen seufzend und stumm, und blätterten verdrossen in den paar verkümmerten Tagesjournalen, die uns das Weiß von Starkenfels'sche Regime zu lesen gestattete. Eine trübselige Zeit, wer sie miterlebt und ihrer gedenkt, verflucht sie!

In unserer gedrückten Stimmung war es uns nun just nicht unangenehm gewesen, als eines Abends ein Tischnachbar, der vorerwähnte langlockige Jüngling, den wir später seines ausgebreiteten Wissens wegen „Magister Sassafras" nannten, näher an uns heranrückte und uns durch beifälliges Kopfnicken, Augenzwinkern und wiederholt gespendete „Ja wohl!" „Ganz richtig!" zu verstehen gab, daß er an unserm fast nur gewispelten Gespräche theilgenommen und unsere Ansichten vollkommen billige. Ach, man war in jener schrecklichen Epoche froh, auf gleichgestimmte Seelen zu treffen, und so war die Allianz bald geschlossen und der Recrut zur Kameradschaft in Gnaden zugelassen. Da kam in Kürze eine eigenthümliche Episode.

Wir besprachen, natürlich nur im Flüstertone, die soeben von Sr. Excellenz dem Herrn Minister Freiherrn von Bach angebahnte Germanisirung des stockigen Ungarns und bezweifelten in schuldigem Respecte den erhofften Erfolg. Dieses Thema schien Wasser auf die Mühle Magister Sassafras' und von ihm herbeigelockt gewesen zu sein, denn rasch öffnete er den Mund und schnatterte wie ein eingebüffeltes Pensum den bandwurmartigen Satz in unsere Mitte: „O, ich bitte, meine Herren! Auch die Politik der Römer zwang die von ihnen besiegten Nationen, die römische Sprache anzunehmen, aber ein Volk gibt so leicht sein von den Vätern überkommenes Idiom nicht auf und behält es wenigstens im Familienverkehr und in den andern häuslichen Verhältnissen so lange wie möglich, mit heimlicher Freude über den heimlichen Trotz gegen den Unterdrücker, bei; aber allmählich dringt die wahre oder die falsche Civilisation, die immer vom Sieger ausgeht, überall ein und vermischt, wo sie nicht verdrängen kann, wie dies auch bei den westlichen, von den Römern unterjochten Nationen Europas geschah. Das bitte

ich zu bedenken. Das ist meine unumstößliche Ansicht!“ Ah! Ah! Ah! Wir waren Alle perplex und von der hinreißenden Suada, dem Wissen und dem scharfen Verstande des kaum Neunzehnjährigen ordentlich zusammengedonnert. „Ihr neuer Collega spricht ja wie ein Buch!“ meinte vertraulich ein alter Herr, der dem Speech unfreiwillig zugehört, was den Nächstsitzenden zu der rectificirenden Bemerkung veranlaßte: „Oder vielmehr wie aus einem Buche!“ Diese bissige Glosse packte mich — es dämmerte in mir plötzlich auf — alle Heiligen des Himmels! mir ist ja auch so, als ob ich das Alles schon einmal gehört oder gelesen hätte — und sogar in jüngster Zeit .... Ich hatte keine Ruhe mehr, ich lief heim, überdenkend, was die Lectüre meiner letzten Tage war. O, Magister Sassafras! Vor die Stirne schlug ich mich Deinetwegen! Da lag ja das Buch noch auf meinem Nachtkästchen, da steht's ja, Wort für Wort, womit Du so dick gethan: in Wolff's Einleitung zu seiner „Geschichte des Romans“. Nun, wart, Schäker, Dir kommen wir auf Deine Schliche!

Daß ich's kurz mache! Der Winter war streng. In den geheizten Sälen der Hofbibliothek läßt es sich für einen armen Studenten ganz behaglich sitzen. Und dort saß auch tagtäglich unser junger Gelehrter, wie uns ein Freund, ein Germanist, der daselbst für ein Werk über das „deutsche Volkslied“ Excerpte machte, heimlich steckte, und der uns auch immer Abends kurz vor dem Eintreffen des Weltweisen verrieth, was derselbe Vormittags in jenen herrlichen Prunkgemächern an geistigem Gabelfrühstück zu sich genommen. Da hatten wir denn auch sofort das Programm für den spätern Vortrag. Las der Jüngling Früh Zimmermann's „Bauernkrieg“, so konnten wir Tausend gegen Eins wetten, daß er Abends im Laufe des Gespräches „zufällig“ auf die „Bauernaufstände im Mittelalter“ gerieth und sie uns so prägnant schilderte, als ob er sie persönlich geleitet hätte. Begehrte er Morgens Mac Culloch's „Handbuch für Kaufleute“, so waren wir gewiß, zum Vesperbrod einen Essay über Bankgeschäfte, Manufacturwesen und verwandte Wissenschaften aufgetischt zu bekommen. Fiel ihm Falck's Goethe-Büchlein in die Hände, so wußte er das mit dem vorhabenden Stoffe contrastirendste Gespräch so lange zu wenden und zu drehen, bis er auf den „Jupiter von Weimar“ zu sprechen kam,

dessen Persönlichkeit er uns in so minutiösem Detail vorführte, als ob er der Intimus des Titanen gewesen wäre.

Genug an diesen paar Beispielen. In uneingeweihten Kreisen galt er doch für ein „Kreuzköpfel", für einen grundgescheidten Menschen, vor dem man alle Achtung haben müsse, denn — er wisse beinahe Alles. Gewiß versagte ich ihm nicht meine Achtung, soweit er sie in seinem Streben nach Selbstbildung verdiente. Aber er flimmerte auch mit Rauschgold und werthlosem Flitter, oder brüstete sich mit Wissen, das — zwei Stunden alt war. Der Aermste ist, wie gesagt, todt; aber seine Kunst und seine Eigenschaften sind mit ihm nicht begraben. Hinterließ er uns doch eine zahlreiche Nachkommenschaft, die den „Belehrungssport" mit derselben Verve, derselben Unermüdlichkeit betreibt, und die der „gemeine Mann", wie die Kuh das neue Thor, verwundert anstiert, für sich denkend: „Sapperlot, das is ein ganz Gescheidter!" Glück auf, ihr prächtigen Jungens. . . .

11.

Ein „z'wid'rer Kerl".

Man nennt ihn so, selbstverständlich nur im Stillen oder in seiner Abwesenheit, aber den Titel hat er und er behält ihn, und er wurde ihm in Einstimmigkeit zuerkannt, von Allen, die mit ihm und mit denen er in Berührung kam. Diese Harmonie der Ansichten aus den sonst widerstreitendsten Kreisen und seitens der buntesten Persönlichkeiten ist eine merkwürdige und gibt zu denken, wobei die Frage jedoch nicht ausgeschlossen ist, ob diese Unisono-Classification auch eine völlig richtige, oder ob sie nicht doch eine etwas unbillige, ja vielleicht sogar eine ganz unbegründete und — unberechtigte sei?

Denn der also Stigmatisirte und von der „Gesellschaft" als „unverträglich" und „ungenießbar" Angeklagte ist ja doch eigentlich nur ein Unglücklicher, der nicht bloß mit der Welteinrichtung und der menschlichen Stellung in diesem irdischen Jammerthale im Allgemeinen unzufrieden ist, und ob

der verkehrten und unbegreiflichen Maßnahmen des Schöpfers unausgesetzt sich zu ärgern und mit dem Allerhöchsten deshalb zu hadern hat, er stößt auch bei Tritt und Schritt auf Ungehörigkeiten, auf Unschicklichkeiten, deren sich die Leute schuldig machen, und womit sie ihren Nächsten behelligen, belästigen und stören; er hört in jedem Worte, das der Andere unbedachtsamerweise spricht, eine Petise, wenn nicht gar eine Sottise, und er sieht in jeder Geste, in jeder Bewegung, in jeder Handlung von Groß und Klein einen gewissen Zug von Brutalität oder der Verletzung des Anstandes und der guten Sitte, oder doch mindestens von Unförmlichkeit, oder Gedankenlosigkeit, oder Querköpfigkeit, oder unverzeihlicher Nachlässigkeit u. s. w. — lauter Dinge, die der Vernünftige (als der er sich fühlt) zu „bemängeln" hat und die er denn auch thatsächlich unablässig bespricht und bekämpft. Aber die Welt kümmert sich um derlei Splitterrichter, Silbenstecher und Gewohnheitskrittler nicht, man wendet sich von dem „sonderbaren Kauz" lachend oder unwillig ab und murmelt in letzterm Falle das übliche: „Ein z'wid'rer Kerl!" Das hat er von seinen Mühen und Plagen um die Verbesserung der öffentlichen Zustände und die „Erziehung des Menschengeschlechts"!

Man läßt ihn reden und brummen und läßt alles Uebrige hübsch beim Alten. Genirt doch das „Beanstandete" ansonst keine lebende Seele als nur jenen Murrkopf allein, der immer und immer seinem Nächsten etwas am Zeuge zu flicken, ihn zu corrigiren, zu reprimandiren, mit einem Worte, wie der vulgäre Ausdruck lautet, zu „hofmeistern" und überhaupt an All und Jedem dies und das „auszusetzen" und an allen Vorkommnissen zu nergeln hat. Denn es geschieht eben nichts, was seine volle Billigung findet und was ihm nicht Veranlassung gäbe, eine „ausstellige" Bemerkung, wenn auch nur in Parenthese, fallen zu lassen. Der Aermste kommt durch diese Leidenschaft des permanenten „Zurechtweisens", Rügens und Tadelns aus dem Verdrusse nicht heraus, und obwohl er just nicht zur Sorte jener morosen, kläffenden Kleinigkeitskrämer gehört, welche „die Fliege an der Wand ärgert", so hat er doch Stoff in Hülle und Fülle, um jeden Augenblick den Ausbruch eines heftigen Gallenfiebers befürchten zu müssen, da es die Menschen beinahe

darauf abgesehen haben, ihm Alles wie „zu Fleiß“ zu thun. Ja, so ist's auch, denkt er sich, er, der in steter Kriegsbereitschaft, oder richtiger gesagt von früh Morgens bis spät Abends und selbst zur Nachtzeit im wirklichen Kampfe mit den „unerträglichen“ Gebräuchen seiner fatalen Zeitgenossen ist, die dagegen von ihm nicht die mindeste Notiz nehmen, und nur wenn die Mäkeleien des ungebetenen Reformators gar zu lästig werden, sich in dem obcitirten Ausrufe vereinen: „Was hat er denn allerweil? Nix is ihm recht! Ein z'wid'rer Kerl!“

Nichts ist ihm recht! Und es gibt Tausende und Hunderttausende und Millionen Menschen, die all ihr Lebtag sich über nichts zu beschweren haben oder doch nie über etwas Beschwerde führten, die mit jeglicher Nachbarschaft, und sei sie die lärmendste und ungeberdigste, in Ruhe und Frieden leben, denen keine Ungezogenheit des boshaftesten Rangen nur das leiseste Flüchlein erpreßt, die eine geronnene Milch, eine ranzige Butter, ein verdorbenes Ei, ein muffiges Brathuhn, einen krampensauren Wein, ein lauwarmes Bier in ihren Stammlocalen mit christlicher .... Ergebenheit in Kauf nehmen und überhaupt nicht mucksen, selbst wenn die dreisteste Rücksichtslosigkeit, die frechste Unverschämtheit mit ihrer Nachsicht, Geduld und — Gutmüthigkeit Fangball zu spielen wagt. Mit unserm Manne ist es nun anders; als „Märtyrer seines Temperaments,“ seines Rechts- und Ordnungssinnes kann und wird er bei solchen Anlässen nicht schweigen, er wird rumoren, revoltiren, den Missethätern ungescheut seine Meinung sagen, Unbilden zurückweisen, den offerirten Pantsch und Schund ablehnen und gegen die Zumuthung, ein Trottel zu sein, der sich Alles gefallen läßt, feierlichst protestiren. Die Uebrigen Mitleidenden stecken wie die Schafe bei einem Unwetter die Köpfe zusammen und halten sich möglichst stille — der edle Rebell sieht sich mit seinem wohlmotivirten Zorn abermals isolirt, und es ist deshalb erklärlich und natürlich, wenn Wirth und Wirthin und Garçon und der Rest der Gäste wieder den bekannten Brummchor anstimmen, der da lautet: „Ihm allein is nix recht, is halt doch ein z'wid'rer Kerl!“

Ihm allein! „Da liegt's“, sagt Hamlet. Unser Mann wäre nie zu diesem mesquinen Ruf gekommen, wenn sich nur ein paar Gleichgesinnte und Muthige gefunden hätten, die seinen

Unmuth zu theilen verstanden. Heimlich freilich und für sich im Innern thut man's, aber laut und öffentlich es auszusprechen, daß Einem manche Lumperei, oder Unart, oder Verkehrtheit nicht weniger wurme und ärgere wie den ewigen Klagebold, dazu fehlt's den Meisten nicht so sehr an der nöthigen Courage als an der . . . wie soll ich es nennen . . . sagen wir also das Glimpflichste: an der richtigen Gemüthsorganisation. Die sattsam besprochene „lare Moral", das leidige Erbübel der Masse, das ihr in allen Gliedern steckt und ihr Urtheil nach jeder Richtung dirigirt, der pfahlbürgerliche Grundsatz: „I werd's nit ändern!" und die denkfaule Maxime: „Warum soll denn i mi g'rad giften? Soll'n s'i' And're s'Maul z'reißen!" — diese Trias nichtsnutziger Eigenschaften, welche das Gros des Philisterthums gefangen hält, das sich auch noch aus seiner Bequemlichkeit und seinem vegetirenden Schlaraffendasein nicht gerne aufrütteln läßt, ist der Hauptgrund, daß der unermüdliche Rufer in der Wüste ohne gleichgestimmtes Echo, der Kämpfer gegen Schlechtigkeit oder Dummheit ohne Succurs bleibt. Und zwar bei geringfügigen wie bei wichtigen Angelegenheiten. Er allein streitet gegen üble Angewöhnungen, gegen Verkürzungen, gegen Schädigungen; er allein findet unrecht, was unrecht ist; er allein ist der Stänkerer und Aufhetzer, der Lästerer und Storefried, wahrhaftig ein „z'wid'rer Kerl"!

Ich spaße nicht und beabsichtige auch nicht eine Humoreske zu bringen; mich dünkt der Gegenstand und die Person, das Object meiner Betrachtung viel zu ernsthaft. Aus unzähligen Gründen.

Wir leben in einer gemäßigten Zone, in einer Stadt von unbestrittener Cultur und Civilisation. Aber wie benimmt sich Einer gegen den Andern? Wie rücksichtslos! Man öffnet beim ersten Hahnenschrei die Augen — aber ist es nicht schon ärgerlich, daß dieses kreischende Vieh uns vorzeitig aus wohlthätigstem Schlummer gebracht, nachdem der Kettenhund bis zwei Uhr Nachts geheult und ein Dutzend Kater miauten? Und nun beginnen auch die Hühner ihr malitiöses Gegacker. Von Ruhe keine Spur mehr! Der Herr Nachbar hält eine complete Menagerie in seinem Hofe, die sich in allen denkbaren Tonarten zur Tagsreveille meldet. Verfluchte Geschichte, daß man derlei dulden muß! Uebrigens hat noch kein Mensch ein Sterbenswörtlein deswegen verloren . . . . .

So öffnet man denn in Gottesnamen das Fenster. Der Milchmeier unter uns mistet den Stall aus und ist mit der Aufschaufelung des klafterhohen Düngerhaufens lebhaft beschäftigt. Welch ein Duft, den uns der holde Südwind als Morgengruß zufächelt! Zum Umfallen! Aber da sich sonst Niemand darüber moquirt, so wäre es heller Wahnsinn, wenn ein Einzelner gegen eine Manipulation Einsprache erheben wollte, die füglich nicht zu vermeiden ist. Man schließt daher resignirt den Flügel. Dummes Wort, das mir da in die Feder läuft! Ein Flügel anderer Art beginnt lebendig zu werden; knapp oberhalb. Eine Clavierlehrerin gibt Unterricht in Musik und Gesang. Ein höllisches Concert! Die Gehörtortur währt von sieben Uhr Früh bis zwölf Uhr Mittags und Nachmittags von ein bis neun Uhr Abends. Wem's nicht gefällt, der kann ja ausziehen! Aber ist's anderswo anders? Und lernen müssen die Kinder. Ein Narr, der das nicht einsieht! Nun, man bleibt ohnedies gelassen, wenn sich auch die Faust unwillkürlich ballt, denn die übrigen lieben Kleinen treiben weit Aergeres. Ein Charivari von Mißtönen. Der pausbackige Rothkopf sitzt beim Thor und bläst aus einer defecten Trompete; der schwarze Karl, ein Teufelsbub' voll urwüchsigster Einfälle, accompagnirt seinen jugendlichen Freund und Spiecollegen mit zwei blechernen Hafendeckeln. Alles lacht. Den kindlichen Scherz, obwohl er etwas gar zu lange dauert, den Beschäftigungslosen und von Langeweile Geplagten verwehren, könnte nur der — „z'widerste Kerl"!

Man verläßt die häusliche Folterkammer und begibt sich auf die Straße. Patsch! „Kinnen's nit aufschau'n?" gellt's aus einer Fuselkehle. Ein Spritzenschlauchschlenderer hat Einen mit einem tüchtigen Strahl übergossen und der Betreffende oder Betroffene flüchtet „waschelnaß" in sein Café. Von Bedauern und Mitleid der Passanten keine Idee — im Gegentheil, auch diese Katastrophe gibt allseits zu lachen. Auch die Cassierin schmunzelt, als sie den maculirten Sommeranzug des communalen Opfers erblickt, wozu Jean noch die ganz unnöthige Bemerkung spendet: „Ja, bei uns geht das nit anders!" Jawohl, bei uns! Hol' Euch der Henker! . . . . „Jean, die ‚Augsburger Allgemeine' und den ‚Pester Lloyd'! . . . . Wieder verkehrt eingerahmt! Daß Sie sich das nicht merken können!" — „Bitt', E'r Gnaden, das macht

ja nix; dürfen's nur umdrehen; mir hab'n nit die Zeit dazu, auf solchene Kleinigkeiten zu schauen! Hat sich auch noch Niemand dessentweg'n aufg'halten!" — „Ich weiß, ich weiß .... Aber daß aus den ‚Wespen' wieder ein Stück herausgeschnitten, das ist denn doch schon zu stark! Sollten doch Acht darauf haben, zu erfahren, wer dieser nette Patron ist, der sich nicht scheut, eine Plünderung zu begehen, denn eine öffentlich aufliegende Zeitung ist ein Gemeingut aller Gäste, die doch Anspruch auf das complete Blatt haben. Ist dieses Verlangen so sonderbar und so schwer zu begreifen?" — „Mein Gott, man kann das den Leuten nit verbieten!" — So? . . .

Die „Zwiderwurzen", der „grantige Herr" verfeindet sich mit seinen originellen Ansichten allüberall. Er prätendirt später bei seinem normalen Elf-Uhr-Gollasch ein reines Besteck; er ärgert sich über sein Vis-à-vis, einen Dickwanst, der den fettigen Hut mit der Innenseite auf den Tisch legt und sich die vom Schweiße triefende Stirne mit der Serviette trocknet, der den Zahnstocher, nachdem er ihn gebraucht, in dem Schächtelchen der ungebrauchten wieder gewissenhaft deponirt, der das Salz mit den Fingern aus dem Fäßchen nimmt, das Brot bericht und zurückgibt, und was der „Wiener Arten und Unarten" mehr sind, welche zu rügen das — unnützeste Geschäft ist, da sich kein Mensch um die Rüge schiert und Jeder thut, was ihm beliebt oder was der Unverstand zu leisten vermag. Unser Jeremias sitzt wie auf Nadeln, er kann es sich nicht länger versagen, den ungesitteten Wildling in zahmster Stylisirung zu ersuchen, seine Cigarrenspitze nicht mit der Tischtuchecke zu reinigen, da Saftflecke nicht appetitlich und eher ekelerregend seien. „Wird ja eh' g'waschen! Schaun's halt nit her, wann Ihner gar so grauſt! Wie m'r so heikli sein kann, als Mannsbild! Dürfeten g'rad a Prinzessin sein!" Und mit dem Appendix: „So a raunzeter, schiefriger Ding das!" verläßt der Unhold das Local; der so barsch Angeschnauzte desgleichen.

Seufzend gedenkt Letzterer schon im Voraus der Verdrießlichkeiten, deren er beim Mittagsmahle gewärtig sein kann. Richtig, er täuschte sich nicht! Noch immer ist an seinem gewählten Plätzchen der fehlende Huthaken nicht ergänzt, heute wackelt auch der Tisch und ein alberner Kellerjunge stellt ihm einen durchgesessenen Sessel vor. So gibt es immer zu reden, d. h. sich zu

ärgern. Nun kommen auch noch die Hausirer, Bettelkinder und andere Quälgeister angerückt; trotz seiner täglichen Beschwerden wird der Mißbrauch, „derlei Leute" hereinzulassen, nicht abgeschafft, weil der Wirth der gutherzigen Meinung ist, daß dieselben auch leben wollen. „Aber Eines", fügt das Opferlamm bei, „könnten Sie doch thun, Herr Gastgeber! Das Bild gegenüber und der Spiegel hängen seit einem Monat schief, es beleidigt das Auge . . . ." — „Hat sonst noch Niemand bemerkt", erwidert der Wirth etwas gereizt; „daß aber Sie Alles sehen! Nun, morgen werd' ich's richten lassen!" — „Warum nicht gleich?" — „Weil jetzt keine Zeit ist!" (Für sich:) „Ein seccanter Mensch! Wenn er nur ausbleibet! . . ." Morgen dieselbe Historie.

Und nun erst das Essen . . . . „Franz, die Suppe ist ja ganz kalt und riecht nach Rauch!" — „Hat noch Niemand was g'sagt!" — Schon wieder stets die alte Leier! . . . „Das ist ja kein Nierenbraten!" — „Nein, vom Carré. Nierenbraten ist keiner mehr da!" — „Warum haben Sie nicht eine Portion für mich reservirt? Sie wissen doch, daß ich ihn immer verlange!" — „Ist übersehen worden!" — „So tragen Sie auch das zurück! So etwas nehme ich nicht. Ist auch nicht frisch gebraten; aufgewärmt; Ueberbleibsel von gestern. Weg damit!" — „Entschuldigen! Nicht ein einziger Gast hat sich beschwert, waren alle zufrieden!" — „Punctum! Mir alleseins, was andere Leute essen; ich begnüge mich nicht mit jedem beliebigen Brocken! Kostet mein Geld! Also . . . verschwinden Sie! . . . Eine Flasche Wasser, wenn ich ersuchen darf! Aber Hochquell . . . und ein reines Glas! Die Gläser sehen alle remarkabel aus. Bemerkt denn das Niemand? Um Gotteswillen, was thun Sie? Sie werden doch nicht das Glas in dem Spülwandl . . . Pfui Teufel! Zahlen!"

Ich könnte meine Studie „Der Lebenslauf eines Griesgrams" nennen, eines angeblichen Sonderlings, dessen Tagesordnung aus Aerger und nur aus Aerger besteht, und dem auch dort die schönste Aergerniß erblüht, wo kein Sterblicher, und sei er der unnachsichtlichste und rigoroseste Censor, nur das kleinste schwarze Pünktchen fände, das zu tadeln wäre. Nur Er allein ist so unselig disponirt, nicht nur Allerlei, sondern Vielerlei nicht acceptiren zu können und förmlich aus

der Haut fahren zu wollen, wenn Dies und Jenes passirt, für das die übrige Welt weder Aug' noch Ohr hat. So touchirt es ihn gewaltig, wenn er Tags über ein Dutzend Mal durch Leinwandhändler, Gläser-Slovaken ꝛc. aus der Stube genarrt wird; wenn unter seinem Fenster ein Werkelmann den andern ablöst; wenn das plärrende Haderlumpenweib ihr markdurchdringendes Geschrei erhebt; wenn der Ausklopftag erscheint und sämmtliche Mägde die Teppiche und sonstiges Zugehör reinigen; wenn der Sagfeiler seinen Werkplatz in erschrecklichster Nähe ausgewählt hat; wenn eine sangesunkundige tschechische Amme ihre nationalen Weisen ertlingen läßt und nach dem zwanzigsten Liede das einundzwanzigste beginnt; wenn die Canalräumer schon um halb zehn Uhr Abends, während man bei der Studirlampe noch in seiner Laube sitzt, ihre Productionen eröffnen; wenn ein besoffener Schuhflicker Weib und Kinder schlägt, daß diese in ein Jammergeheul ausbrechen, das einen Stein erbarmen würde; wenn ein Papagei in der Gasse unaufhörlich sein monotones: „Braver Hansi!" ruft; wenn ein faulenzender Studiosus halbe Tage lang im Fenster liegt und den „Dessauer Marsch" pfeift; wenn die Ziegeldecker, das Gebot des Anbindens nicht achtend, in der Dachrinne balanciren, daß dem Beschauer die Haare zu Berge stehen und es ihm eiskalt über den Rücken läuft; wenn ein Fuhrmann die ausgehungerten Mähren, die den überladenen Wagen nicht vorwärts zu bringen vermögen, unbarmherzig karbatsch; wenn ein Garçon bei Begleichung der Zeche sich zu seinem Vortheile verrechnet; wenn im schmalen Rauchcoupé drei Herren einen Pintscher, einen Pudel und einen Bulldogg unterzubringen suchen, und in der jenseitigen Abtheilung trotz des Rauchverbots ein arrogantes Börsejüngel gelassen seine Cigarette dampft; wenn Billardspieler gewisser Qualität bei jedem „Schwein" die Queues mit vorstädtischester Vehemenz auf den Boden stoßen, oder beim Corsettiren dem „unachtsamen" eifrigen Zeitungsleser das Blatt aus der Hand schlagen („Pardon — rückwärts hab i keine Augen!") u. s. w. u. s. w. All die Lappalien, die auch nichts Ungewöhnliches, vielmehr in der allgemeinen Ordnung und im Gewohnheitsleben der Menge vollkommen begründet sind, bringt unsern guten Hiob, dem eben seine ganze Existenz zur Qual wird, so oft sie ihm arriviren, aus dem Häuschen. Läuft ihm doch das

Wasser im Munde zusammen, wenn er den schrillen Ton vernimmt, den eine Gabel verursachte, mit der ein Gast ungeschickt auf dem Teller abrutscht — denn es gibt wirklich erwachsene und sogenannte gebildete Personen, die nicht einmal die Gabel verständig handhaben können — und schwindelt es ihm vor den Augen, wenn ein Anderer die Unsitte hat, sich auf dem Stuhl zu schaukeln oder mit den Füßen wie ein Perpendikel zu schlenkern. Und ist nicht auch das Gas heute zu wenig aufgedreht, so daß man wie in einer Gruft zu sitzen glaubt, wogegen es gestern so übermäßig brannte, daß das Flackern der Flamme bereits unausstehlich wurde? Und da soll man dabei die Abendblätter lesen! Unsinniges Verlangen!

Ist's auch das seine, indem er, wie ich nur in einigen Beispielen (denn der Stoff ist nicht erschöpft) gezeigt, Dieses perhorrescirt und Anderes von seinen Mitmenschen heischt? Und thut er Beides nicht im guten Rechte? Ist eine einzige seiner verschrieenen „Marotten" und „Schrullen" wirklich eine solche? Ist er ein Egoist, der nur an sein persönliches Wohl denkt, oder zankt und hadert und querulirt und postulirt er nicht doch auch im Interesse seines Nächsten? Verdiente der unermüdliche Kämpfer gegen Schlendrian und Schlamperei, Albernheit und Roheit nicht eine Bürgerkrone? Und wie vergilt man ihm sein verdienstvolles Streben? Welch schmählichen Namen gibt man ihm? Wie schimpfirt man ihn? . . . .

Ach, wenn ich plötzlich überdenke, was ich in Eile da Alles erzählte, wie ich aus eigener Anschauung, aus eigener Erfahrung das Berichtete niederschrieb, wie ich also mitgelitten und mitgeduldet, so erschrecke ich fast, denn ein Stück Autobiographie plauderte ich damit unabsichtlich aus. Gerechte Götter! Und ich bestimmte selbst diesen diffamirenden Titel?! Ja, da wäre ich dann auch selbst ein — — —

Meinetwegen. Das Herz erleichtert solch ein Klagelied doch! Und das ist die Hauptsache.

III.

Aus dem Wirthshause und dem Keller.

1.

Die Gnädige im Extrazimmer.

Die Gelehrten sind bekanntlich noch nicht darüber einig, ob es räthlich sei, die Gattin — in die „Kneipe“ mitzunehmen, und sie an den Symposien der abendlichen Stammgesellschaft im „Extrazimmer“ participiren zu lassen. Die Einen sind für Gestattung dieses Privilegs und motiviren ihr Placetum sogar mit ethischen Gründen, indem sie glauben, die Anwesenheit einer Frau sei eine Schutzwehr gegen allzu rude Ausschreitungen der oft arg stimulirten „Laune“ der p. t. Herren Zecher, und mild're und zähme die Sitten und Gewohnheiten der, wenn sie keine Rücksicht zu üben, meist nur in dialectischen Eruptionen sich gefallenden Amateure des . . . gewissen „Glöckchens“ — indeß die Anderen sich der „bleichen Sorge“ nicht entschlagen können, daß dies Mittel nichts oder nur in verschwindend wenigen Fällen nütze, da vielmehr der umgekehrte Fall zu fürchten, und die zarter organisirte Hörerin, sei sie von demantenem Charakter, anstatt die rohen Kanten der Gesellschaft abzuschleifen, eher selbst ihren „Schliff“ verliere und — mindestens allmählich — ihre eigene Verwilderung anbahne und, anfänglich erröthend, später aber lachend, doch ihre — „Ohrenkeuschheit“ verletzen lasse. Wer hat Recht?

Ich erlaube mir letzterer Ansicht zu sein und möchte, sollten auch sämmtliche Vorstadtwirthe mich steinigen wollen, gegen einen gewohnheitsmäßigen Gasthausbesuch der Frauen und Kinder plaidiren. Ich betone das Wort „gewohnheitsmäßig", weiß Ausnahmsfälle in jedem Sinne zu würdigen, und bin eben nur gegen die Frau als „Stammgast" und — in gewissen Kreisen.

Allerdings ist man beim ersten Erscheinen der „Gnädigen" discret. Man zeichnet die Gastin sogar durch hunderterlei Artigkeiten und Aufmerksamkeiten aus und überhäuft sie mit delicatesten Elogen. Selbst die patentirten Spaßvögel und Witzreißer halten mit ihren erprobten Schnurren und Schnacken noch zurück, und die enragirtesten und unermüdlichsten und unerschöpflichsten Anekdotenerzähler bleiben stumm oder begnügen sich, bei nahen Anlässen nur eigenthümlichst zu lächeln und sich bedeutungsvoll zu räuspern. Dieser erste Abend ist vertrauenerweckend und die oft Besorgliche und häuslich Verlassene ist über das gewählte Refugium ihres Lebensgefährten nun etwas beruhigt.

Am nächsten Abend kennt man sich bereits und die Begrüßung klingt schon cordialer. Die jungen Herren der Gesellschaft wagen sogar schon einen etwas intimen „Handkuß", und man titulirt die Erschienene nur mehr mit dem familiären „schöne Frau". Die „schöne Frau" ist über den neuen Ton zwar etwas frappirt und die stete Wiederholung des „schmeichelhaft" sein sollenden Epithetons ist ihr so gar etwas unbequem; aber allmählich tolerirt sie diese Form der Ansprache und gewöhnt sich selbst an gewagtere Vertraulichkeiten. Man kauft von den Hausirern Backwerk und Sträußchen und offerirt die Spenden unter allerlei „lustigen" Bemerkungen. Der Gemahl ist über diese Huldigungen erfreut und schmunzelt vergnügtest im Bewußtsein des Besitzes der allseits „Gefeierten".

Nun sieht und trifft man sich öfter. Was ist natürlicher, als daß die Schranken der „Etikette" (ohnehin vorstädtischer Façon) zu fallen beginnen und der Kreis der Unterhaltungsformen sich erweitert. Man arrangirt diverse Spiele und die der „schönen Frau" zunächst Sitzenden gestatten sich die — liberalsten Einfälle. Die „schöne Frau" lächelt und lacht schließlich ob des tollen Schabernacks, den man ihr zu Liebe

oder vielmehr „zur Ehre“ ersinnt, man wird warm und wärmer, die Literflaschen machen die Runde, man stößt an, man trinkt sich Gesundheit zu, man proponirt ein allgemeines „Du“, der Gemahl, in gehobenster Stimmung, lallt eine Anrede, die „Gnädige“, die „schöne Frau“ verbirgt kichernd ihr Haupt an der — Schulter des Nachbars. . . .

Nun glaubt der Anekdotenerzähler sich ebenfalls keinen Zwang mehr anthun zu dürfen und eröffnet sein Arsenal von alten und ältesten, von neuen und neuesten Bonmots und „Aufsitzern“. Er wagt heute ein verblümtes Scherzchen, nach dessen Citat die „Gnädige“ das Schnupftuch vor die Augen hält, und morgen ein weniger maskirtes Zötchen, und das nächste Mal die eclatanteste Zwei- oder vielmehr Eindeutigkeit. Eine donnernde Lachsalve belohnt den muthigen Jüngling, der als „Bezirksrhapsode“ das Renommée genießt, in puncto puncti ein — „verflirter Kerl“ zu sein, und der für sein Wagniß von Seite der allerdings etwas erröthenden „Gnädigen“ keinen anderen Strafsermon einheimst, als das halbverschämte: „Aber Sie sind schlimm, Herr von Mayer!“

Und der schlimme Herr von Mayer wird nach diesem milden Urtel, das er als ein quasi Toleranzedict erklärt, nun sogar noch schlimmer. Fand die erste Ausschreitung nicht die gebührende Zurechtweisung, riskirt er noch derbere und sie erhalten von der lachbegierigen Gesellschaft gleichfalls ihr „admittitur“. Und sein Beispiel ermuthigt die Uebrigen, Gleiches zu thun, oder vielmehr das Gebotene zu überbieten, und so gelangt man endlich in das gewohnte Fahrwasser, wo Jedem so wohlig ist, wie — dem Fischlein im Bache, respective wie der Ente in der Pfütze.

So ist denn die Allianz hergestellt und der „Cercle“ fühlt sich allabendlich in seinem „Gehaben“ so ungezwungen und unbehindert, als ob — keine Frau anwesend wäre. Die „Gnädige“ selbst hat längst des letzten Restes züchtiger Scheu sich entäußert und erwarb sich bereits den populären Titel einer „lustigen Frau“, und nebstbei den Ruf: eine starke Portion „Gepfeffertes“ er- und vertragen zu können. Außerdem lernte sie trinken. Sie macht über ihre Fortschritte in dieser Kunst selbst die heitersten Bemerkungen und wenn die allgemeine

Stimmung den Höhepunkt erreicht, ist's nichts Seltenes, daß der Gemahl lachend diagnosticirt: „Die Meinige hat ein' Schwips!" und der Chorus es detto lachend bestättigt: „Die Gnädige hat ein' Schwips!" und die Edle nicht minder lachend es gesteht: „Ich hab' — ein' — Schwips!" Ist dies Bild nicht erhebend?

Und wird es nicht noch erhebender, wenn an der Seite einer solchen Mutter und in solchem Kreise auch ein Kind zu sehen? Das arme Geschöpf, sei's Knabe oder Mädchen, horcht und horcht, und vermag das Mystische der Gespräche nicht zu enträthseln; da aber das Gelächter nach jedem dieser Aperçus nur noch ungebändigter erschallt, die Anspielungen immer dunkler und die wechselseitigen Blicke immer eigenthümlicher werden, da beginnt das Kind zu — sinnen, das Ungereimte sich zusammenreimen, das Dunkle sich erklären zu wollen, bis plötzlich — ein unbekanntes Etwas, ein drückend' Gefühl dem Kinde sagt, daß es nicht hieher gehöre, daß seine Anwesenheit vielleicht störe, daß es der Gesellschaft zur Last oder doch unbequem und der vollen Entfaltung der allabendlich üblichen Laune hinderlich sei; ja es beschleicht das unerfahrene Wesen wie ein Mahnen von Schamhaftigkeit, von züchtiglicher Scheu und es wispelt in unbegriffener Aengstigung der Mutter den Wunsch in's Ohr: „bald nach Hause zu gehen".

Die wohlmotivirteste Bitte wird ungnädig aufgenommen. Die „Gnädige" verweist das schüchtern drängende Kind barsch zur Ruhe, welcher Rüge der weise Vater auch noch einige grimmige Blicke zugesellt. „Is ja no nit so spät", meint der ärgerlich gewordene, „nit einmal Zwölfi! Wann's schlafen will, soll's schlafen!" Da kommt einigen noch klügeren Gästen der witzige Gedanke, das Geschöpfchen zu nöthigen, daß es trinke, daß es das volle Glas austrinke, was unter Halloh und Bravos der Tafelrunde geschieht, worauf das Opfer, betäubt, das Haupt an die Sessellehne oder in die Hände legt, die müden Augen schließt und zu schlummern versucht. Vielleicht schläft es auch nicht und horcht nur umso aufmerksamer, aber man hält es für schlafend und fühlt sich jetzt erst um so — ungenirter. Die „ganz Schlimmen" werden von der „Gnädigen" mit der Serviette oder dem Sacktuche oder mit

Brotkügelchen beworfen, was der „schönen Frau“ vice versa von der angegriffenen Seite passirt; man bringt Räthselspiele auf's Tapet, stellt Scherzfragen, auf die ein zweideutiger Ausdruck die drastische Antwort, erzählt sans phrase einige Liebesabenteuer, bespöttelt die ehelichen Verhältnisse dieses oder jenes Bekannten und bricht endlich, wenn das Programm der Unterhaltung erschöpft, auf, aber nicht, um nach Hause zu gehen, sondern ein Café zu besuchen, wo bei einem Pünschchen noch weitere Allotria getrieben werden. So reißt denn die „Gnädige“ das schlaftrunkene Kind unsanftest empor, applicirt ihm vielleicht sogar ein paar rasche Püffe in's Genick, um es „munter“ zu halten und stellt sich trällernd an die Tête des Zuges. Die „schöne Frau“, welcher von zwei jungen „Confectionären“ lebhaft der Hof gemacht, vulgo: „die Cour geschnitten“ wurde, ist nämlich heute besonders „gut aufgelegt“. Wie animirt fühlt man sich dann erst beim Cognacpunsche, wo bereits gemeinschaftliche Landpartien für die nächste Woche besprochen werden, denen später die beliebten Kellerbesuche in den Revieren des belobtesten „Heurigen“ folgen, wo es selbstverständlich am „höchsten“ hergeht, und die „Gnädige“ keinen leisen „Schwips“ oder anmuthigen „Spitz“, sondern schon einen capitalen „Haarbeutel“ sich einwirthschaftet, dessen kein Grundwächter sich zu schämen brauchte. —

Die Zeiten sind schlecht, die Geschäfte gehen flau, Zinse, Steuern und Abgaben sind fast unerschwinglich, was ist natürlicher, als daß Leute von leichtlebigem Temperamente und eigens organisirtem Denkvermögen in vorgeschilderter Weise das sorgenschwere Dasein zu erheitern und nach ihrer Raison zu „verschönern“ suchen! Nur schade, daß das Ende vom Liede meist die trübseligsten Strophen aufzuweisen und die „Gnädige“ und „schöne Frau“ sammt dem Cortége ihrer Bewunderer ein kläglich Finale erwartet. Ist meine Schilderung übertrieben, meine Zeichnung incorrect, sind meine Farben unwahr, sind sie zu grell oder zu düster? Die Antwort gibt die sociale Lage der Majorität unseres Mittelstandes.

Die „Gnädige im Extrazimmer“ — so scheinbar zierlich und pikant diese Staffage unseres Wirthshauslebens — ist eine der bedenklichsten Errungenschaften unserer aufgeklärten

und emancipationssüchtigen Aera. Das „ewig Weibliche“ zieht uns hier nicht an, aber wir ziehen es zu uns herab: wir verfeinern durch die Gegenwart der Frau nicht, aber wir vergröbern ihre Art und Sitte. Die Anwesenheit einer Repräsentantin des schwachen Geschlechtes soll der Controlapparat unseres Verhaltens und Benehmens während der abendlichen Ferialzeit sein; aber durch die vielfältige Berührung mit den rauhen Ecken und Rändern unserer Unterhaltungsformen stumpft das zarte Maschinchen ab, dessen Bestandtheile wahrlich nicht von Stahl und Eisen sind.

Bin ich in meinen Hypothesen unklar? Ich möchte nicht gerne — deutlicher werden. Ich lasse ja Ausnahmen gelten und weiß den „Reiz“ zu würdigen, an der Seite einer anmuthsvollen Frau ein junges Backhuhn mit Zuckererbsen zu verzehren und unter ihren Feuerblicken und blitzenden Bemerkungen eiskaltes „Märzen“ aus schön geschliffenen Pokalen zu schlürfen. Und auch die Cigarre mundet bei solcher Scenirung besser, und man sieht den blauen Ringelwölkchen mit unnennbarem Behagen zu, wie sie in verblassenden Gestalten an der Decke des Saales wesenlos zerstäuben. Wie Schemen jagen sich dann unsere eigenen Gedanken und bilden die sonderbarsten Arabesken, die sich in den Fragen und Antworten verschlingen, die aus schönen Lippen hervorquellen. Ach, es bedarf zum vollen Glücke einer solchen Stunde nicht einmal obcitirter Leckerbissen, auch der dubioseste Gemsbraten, der geschwefelteste Gumpoldskirchner und das gespritzteste „Marxer“ wird zur Ambrosia und Nektar und man verzeiht der bedenklichsten Cuba ihr brenzelich Aroma. Ich weiß, ich weiß . . .

Und ebenso weiß ich, daß es zu den gemüthlichsten Postulaten des gezähmten Citoyen der Wiener „Gründe“ gehört, an gewissen Tagen des Jahres, seien es die rothangestrichenen normalen oder die privaten Festtage oder bei besonderen exclusiv fröhlichen Anlässen mit seinem „Weiberl“ ein verläßlich Refectorium aufsuchen, bei einer Flasche Wein ꝛc. in patriarchalischer Eintracht ein paar Stündchen zu verplaudern, d. h. Leid und Freud des gemeinsamen irdischen Joches zu besprechen. Aber derlei intime Schmausereien, oft bescheidensten Calibers, ereignen sich bei geordneter Familienwirthschaft eben nur ab und zu und bilden nicht die Regel der angenommenen Lebensweise, sind Ausnahms-

fälle, gegen die zu agitiren, namentlich wenn sie in ihren Gestionen sogar musterhaft verlaufen, nur die Mission des griesgrämigsten Murrkopfes wäre.

Gegen solche landesübliche Usancen richtet sich ja auch nicht meine Epistel. Ich sprach und spreche auch nur gegen die Seßhaftigkeit des Weibes im Wirthshause, gegen die Stabilität ihrer Anwesenheit bei sämmtlichen Trink- und oratorischen Schwelgereien, gegen den Abusus der allabendlichen Theilnahme und Mitwirkung der „züchtigen Mutter und Hausfrau" an jeglichem Gelage, gegen die Gewohnheitsmäßigkeit ihrer Gegenwart, gegen die förmliche Einbürgerung des Weibes in der Kneipe. Ich sprach und spreche nur gegen die Knappheit des Verkehres, dem die ehrenwertheste Gesponsin mit rücksichtslosesten und weinduseligsten Kumpanen preisgegeben, gegen die tolerirte Gesprächsallianz mit unverbürgtesten Charakteren, gegen die hierdurch angebahnte unvermeidliche Intimität mit jeder Art „Nachbarn", und gegen die Unachtsamkeit des leutseligen Herrn Gemahls hinsichtlich der möglichen Folgen allzu vertraulicher Genossenschaft mit professionellen — Spaßmachern. Welch' unangenehmer Ernst ist solch leichtfertigen Scherzen oft in der Nähe, und welche Unlauterkeit der Gedanken brüten solch eingeathmete Miasmen in manchem Köpfchen aus!

Und somit für diesmal genug. Hält man den Stoff meiner „Studie" für unwichtig und belächelt man mich, weil ich vor der „Influenz der Kneipe" auf das schwache Geschlecht so übereifrig gewarnt? Ich könnte zur Erhärtung meines Dogmas Dutzende wahrhaftigster Geschichten erzählen, aber — sie gleichen sich eine der andern und haben sammt und sonders denselben — fatalen Ausgang.

2.

Fresser und Säufer.

Es ist kein unappetitlicher Anblick, Einen, der mit gesundem Appetit begnadet, ein „hinteres Viertel Gansl" mit vornehmer Gelassenheit und anatomisch richtig zerlegen, die saftigen, schön

gebräunten Bissen mit graziös geschwungener Gabel zwischen die schwellenden Lippen führen und die Kauwerkzeuge in bedächtiger Ruhe und weihevoller Stimmung arbeiten zu sehen. Namentlich, wenn das fleischige Unterkinn von einer blendend weißen Serviette stylgemäß umrahmt ist. Aber es ist widerlich, bei einem heißhungerigen Nimmersatt den Zuschauer abgeben zu müssen, und Zeuge zu sein, wie der „Fraßwolf" in blinder Gier binnen drei Minuten ein halbes Kilo „Theilsames" verschlingt und seine Augen nebenbei auf ein „Bandel" Knackwürste wirft, die sein Opfer in den nächsten fünf Minuten werden. Oft selbst mit „Haut und Haar".

Und so ist es ohne Zweifel sogar anmuthend und anregend und einladend, dem Beispiele zu folgen, wenn der Aesthetiker der Trinkkunst ein Glas schäumenden, prickelnden Schwechaters, oder einen hüsch geschliffenen Seitelstutzen, gefüllt mit eisfrischem perlendem Mailberger erhebt, das blitzende Farbenspiel mit sinnigem, gedankenvollem Behagen betrachtet, und in wohlüberlegten Pausen und gemessenen Zügen von der edlen Gottesgabe schlürft. Wohlgemerkt: „schlürft" und nicht, wie der Cyniker „plempert". Denn der ungestüme Bierschlemmer und der tropfnasse Weinzecher und die plumpe Kuh bei der Tränke trinken so ziemlich nach einer Form — ich habe keine der drei Erscheinungen je bezaubernd gefunden.

Und auch die Scene war eher häßlich als lustig, als unlängst in ein Vorortegärtchen zwei junge Männer stürmten, mit einem Monstrepackete belastet, das, im Nu seiner papierenen Hülle entledigt, als ein riesiger Lammsbraten sich erwies, der einer ausgehungerten Hyäne genügt hätte, und der von den zwei Wütherichen auch hyänenmäßig behandelt, nämlich förmlich „zerrissen" und in seinen Fleischfetzen verschlungen wurde. Dazu mehrere tüchtige „Scherzl" Brot („Reanken") und drei Liter „Heurigen"; Alles in der kurzen Spanne Zeit, während eine Ballerine eine Tasse „Schmankerl" bei Demel löffelt und ein sie fixirender Attaché in Feuer und Flammen geräth.

Ein abscheuliches Bild. Das heißt, nicht jenes der versuchten „ehrbaren Annäherung", sondern das der ungeschlachten Fresser. Ich mußte mich abwenden, damit mir „gut" bleibe, denn sie kramten auch noch einen Ziegel Schwarzenberger Käse aus und

— als Reserve — ein Dutzend hartgesottener Eier. Und das Ganze war nur ein flüchtiger „Jausenimbiß“. Wünsche wohl gespeist zu haben! Nun, das alte deutsche Sprichwort lautet: „Ein Vielfraß wird nicht geboren, er wird erst erzogen“, und man kann's ja täglich und aller Orten sehen, was die „lieben Kleinen“ hinein zu „pampfen“ haben, zum Gaudium der „Herren Eltern“, die ordentlich stolz darauf sind, was der Tausendsassa Alles vertragen könne.

Die nächsten Folgen sind bekannt und nicht überraschend. Der zu abnormen Leistungen trainirte Magen des Freßkünstlers (das Gegenstück des liebenswürdigen Börne'schen „Eßkünstlers“ und des populären zierlichen „Table d'hôte-Majors“), wird immer Wunderbareres zu Stande bringen, bis er wie ein wohlconditionirter Straußenmagen auch Kieselsteine zu vertragen versteht (in den Dreißiger Jahren gab ein klapperdürrer Mann dieses Meisterstück der Verdauungskunst in Vorstadtwirthshäusern allabendlich zum Besten), dennoch aber sich nie gesättigt fühlt. Man weiß, daß in den Militärerziehungshäusern mancher Novize, angeblich des „Wachsthums“ wegen, eine doppelte Brodportion zu fassen berechtigt ist, eine Uebung, der er auch später, als vollkommen ausgewachsener „Mann“, nicht untreu wird und wobei er in seinen Forderungen auch ärztlicherseits unterstützt zu werden pflegt. Als noch Klampfl die „Stadt Belgrad“ dirigirte, kam — es war Anfangs der Vierziger Jahre — allabendlich ein italienischer Grenadier, wenn er dienstfrei war, in die Gaststube und wartete auf seine Mäcene, wohlhabende Bürger, die ihm seinen speciellen Gusto befriedigen halfen, der darin bestand, sich an — Salzbretzen satt zu essen. Er requirirte immer den ganzen Vorrath und aß seine dreißig, mitunter seine sechsunddreißig Stück, aber — satt war er, wie er feierlichst schwur, nie. Wer Baron Zedlitz, den gefeierten Dichter der „Todtenkränze“ und Metternich'schen Leibschreiber, bei der „Mehlgrube“ essen sah, bemerkte das Wort als Wahrwort bestätigt, daß „ein leerer Sack nicht stehen könne“. Und er füllte den officiösen Wanst auch noch mit delicatesten Specialitäten! Er fand übrigens auf dem vaterländischen Parnaß geübte Nachahmer (in forcirter Selbstfütterung), und ein paar „in weitesten Kreisen zum Essen geladene“ Musenmänner

sind stabile Figuren in der Tageschronik witziger Feuilletonisten geblieben. Auch Br. Stift jun., der einstige Freiheitsapostel und spätere Betbruder und Spiritist, fraß wie ein vulgärer Drescher und benöthigte fünf-, sechserlei Fleischportionen zum Mittagstische, den er nachmals in drei bis vier Locale verlegte, um mit seinen Bravouren nicht an einem Orte den Kellnern Anlaß zu indiscretem Gespötte zu geben. Was konnte ferners jener geistvolle, vor einigen Jahren verstorbene Wiener Publicist „vertragen", der, einmal bei Glaßbrenner zu Besuch, sich mit ehrlichstem Unwohlsein entschuldigte, und es als weiter nichts, als wie ein „Unpäßlichsein" zu betrachten bat, weil er nur sechzig Austern, eine Schüssel Hummersalat und drei Platten sonstiger Zugaben zu essen vermochte. Wäre er gesund gewesen, hätte er schon „ordentlich mitgethan". Und ein starker Esser war auch ein ebenfalls vor ein paar Jahren (in Armuth) verstorbener genialer Charakterkomiker, der große Summen mit seinem ehernen Gebisse zermalmte, ganze Fechsungen und Ernten von Zuckererbsen verschlang, und Abends, bis das Backhuhn fertig, als „Entrée" einen Lungenbraten (mit Erdäpfeln) und zum „Dessert" zwei Schweinscotelettes benöthigte, immer aber noch bereit war, ein completes „Spanferkel" auf sich zu nehmen, wo die „Saison" (er schwärmte für „Erstlinge") es gestattet hätte. Da ist ein beliebter Vereinsdilettant, der heute noch wirksam, nicht so wählerisch, er nimmt sieben Rostbraten und stochert sich nach dem letzten lächelnd die Zähne. Aber er gedeiht bei dieser Kost.

Das ist die Hauptsache. Als Kaiser Franz auf der Karolinenthorbastei einst einen dickbäuchigen Bettler sah, sprach er ihn an und meinte, es müsse ihm doch nicht so schlecht gehen, weil er so wohl genährt aussehe. Worauf der Vagant gefaßt replicirte: „Aber, mein Gott, mir schlagt halt das Bisl, was i krieg und was i hab' guat an; schau'n 's Ihnen an, Majestät, Sö hob'n do g'wiß Ihner Auskommen und können guat leb'n und sein do so mager, als ob's nur a Spitalsuppen z'essen hätten . . . d' Naturen sein nit gleich!" Und der leutselige Monarch nickte und sagte: „Das ist auch wieder wahr!" schenkte einen Zwanziger dem Strolch, der sich mit dem stereotypen: „Vergelt's Gott tausend Mal, wer' fleißi beten!" entfernte und den Nächstfolgenden anbettelte. Daß der Fürst, der wahrlich sein „Auskommen" hatte,

beispiellos mäßig lebte und gastronomische Extravaganzen und andere Schlemmereien nicht nur gründlich haßte, sondern seine gewohnte spartanische Diät bei keinen, selbst nicht den festlichsten Versuchungen, außer Acht ließ, schien der drastische Kritiker nicht zu berücksichtigen.

Kaiser Franz trank all sein Lebtag auch nur Wasser, sein prächtiges Schönbrunner Wasser, das ihm sogar auf seinen Reisen nachgeführt werden mußte. Dagegen gibt es wieder Leute, die Zeit ihres Lebens keinen Tropfen Wasser über ihre Lippen brachten, bei Wein und Bier und Schnaps aufwuchsen und dabei blieben bis an ihr seliges Ende, und mit dem Wasser überhaupt nur flüchtige Bekanntschaft machten, wenn sie sich — zuweilen wuschen. Als ich einst einen Hausmeister in einer westlichen Vorstadt um ein Glas Wasser für meine Buben bat, er es mir brummend gab und ich auch davon trank und — von einem tüchtigen Marsch etwas erschöpft — die Güte dieses herrlichen Nasses lobte, sah mich der Mann — ein Exdeutschmeister — mit großen Augen an, schüttelte verwundert sein Haupt und sagte im geringschätzigsten Tone: „Mögli, daß 's guat is . . . i trink kan's . . . nie . . . i mag a Wasser nit in Stiefel, vielweniger in mein' Mag'n!" Das kernhafte Wort ging später in Volksmund über und wurde variirt auch von Fürst derbdrolligst oft citirt.

„Nur ka Wasser nit!" Dieser Ansicht war auch ein Mann gebildeteren Standes, der angeblich ein Arzt, aber es (Gott sei Dank!) nicht nöthig hatte, es zu sein und der die meiste Zeit seines Lebens im Bierhause „zum Winter" zubrachte, als noch der alte Obermayer — heute ein mehrfacher Millionär — selbstthätig zugriff und zutrug. Das ist wohl schon ein halb Jahrhundert, aber den „Bierkönig" vergesse ich doch nicht und sehe ihn im Geiste noch immer in der Ecke beim Fenster sitzen, mit dem aufgedunsenen Gesichte, dem blonden Vollbarte und den verglasten Augen. Der Mann trank täglich „vor Tische" siebzehn Halbe Märzen und kam „nach Tisch" wieder und trank bis spät Abends oder vielmehr bis Mitternacht. Es war sein Stolz, darob angestaunt zu werden und wenn er seinen „Ehrennamen" hörte und es sah, wie man mit Fingern nach ihm deutete, da blickte er vergnügt um sich. Er wurde endlich blöde und starb an der Wassersucht, in den „schönsten Jahren".

Excessive Fresser und Säufer gab's zu allen Zeiten und in allen Zonen, und was die classischen Römer und Griechen und die edlen Ritter in Deutschlands diversen Gauen in diesem Punkte zu leisten vermochten, bringt der entnervte, vielfach geschwächte Nachwuchs gar nicht mehr zu Wege. Trotz aller Mühe und Ausdauer und Anstrengung. Ich erzählte schon einmal von einem Wiener Gewerbsmanne, der „zum Gabelfrühstück" fünfundvierzig (freilich gespritzte) Pfiff Wein brauchte; wie ich nachmals erfuhr, kam das Unausweichliche über ihn, das Delirium tremens; er wurde an das Bett gegurtet, schrie, daß man es Häuser weit hörte, und soff — da er nichts Anderes mehr erhaschen konnte, aus dem Gefäße — das unter dem Bette stand. Als er verendete, lebte seine Familie neu auf und besteht heute noch im gesicherten Wohlstande.

Der Matador unter allen Trinkern, die persönlich kennen zu lernen ich je selbst das Mißvergnügen hatte, war doch der Schuster Kern, ein kleines Männchen, das in den Zwanziger Jahren auf der Mariahilferstraße im rückwärtigen Tracte eines Hauses wohnte, wo Taglang's Gasthaus war. Kern genoß in Wien das Renommée, „einen Eimer Bier auf einen Sitz" trinken zu können, und producirte dies, wenn ihm „die Geschichte" gezahlt wurde, mehrmals im Monate, und selbst in der Woche. Er begann um neun Uhr Früh und war um neun Uhr Abends fertig. Das Bier wurde in Zweimaß-Zimenten vor ihn hingestellt, woraus er sich sein Krügelglas füllte.

Und so kam auch eines Morgens ein lustiger Kauz in die Schänke, gefolgt von einigen Freunden, und erkundigte sich um den Schuster. Der aber saß schon da und trank. „Sind Sie der Herr Kern?" frug der Fremde. „Zu dienen!" war die Antwort. „Ist es wahr, daß Sie einen Eimer Bier auf einen Sitz zu trinken vermögen?" — „Wann's der Herr zahlt, mit Vergnügen!" — „Wie viel haben Sie heute schon getrunken?" — „Ich hab' m'r nur a Halbe hergeb'n lassen, weil i heut arbeiten soll, aber zum Biertrinken hab' i schon Zeit, die Arbeit lauft m'r nit davon!" — „Sind Sie heute aufgelegt zu einem Eimer?" — „Immer!" — „Wann glauben Sie fertig zu sein damit?" Der Schuster (nachrechnend): „Jetzt hab'n m'r a Viertelstund umnöthi verplauscht, das Lackl da muß i a no austrinken . . . bis halber Zehne auf

d'Nacht hab' i'n g'liefert!" — „Gut; ich selbst habe keine Zeit, hier zu bleiben, um die Sache zu überwachen, aber meine zwei Freunde, die bei der Wette mitinteressirt sind, werden als Richter fungiren. Abends werde ich nachsehen. Herr Wirth, geben Sie Herrn Kern einen Eimer Bier, hier ist das Geld, und nun gute Verrichtung!" — „Schönsten Dank, schaffen's ein ander's Mal!"

Und Kern setzte sich in Positur, und die zwei Censoren begaben sich an seine Seite und verbuchten jedes vertrunkene Quantum. Abends nach neun Uhr erschien der Spender und erkundigte sich, wie es gehe. „Gut! Is bald aus, schon die letzte Pitschen!" Und die Heldenthat, bei der den zwei Zusehern verzweifelt zu Muthe wurde, war um halb zehn Uhr glücklich verrichtet. Der Mann war genau und kannte sich.

Nun aber geschah das Unglaublichste. Kern stand auf, bedankte sich bei seinem Wohlthater, sagte jedoch zum Wirthe: „Herr Taglang! Schauen's, was 's heut' schon wieder für a gut's G'schäft mit mir g'macht hab'n; in der Früh hab' i m'r selber a Halbe kauft, ein' Eimer hat der Herr da zahlt — jetzt könnten's do a Halbe umsonst d'rauf geb'n? Was?" Entsetzen ergriff alle Anwesenden und fast tonlos erwiderte der Wirth: „Wann Sie's no trinken können, meintweg'n!" — „Warum denn nit?" schrie Kern in lustigster Stimmung, „aber die trag' i m'r hintri zum Schlafengeh'n . . . und um die Meinigen muß i mi jo a wieder einmal umschau'n! Allseits gute Nacht." Und er ging mit dem gefüllten Halbglas aufrecht und festen Schrittes durch den langen Hof zu den „Seinen", trank die „Halbe" allein und stieg ohne Beihilfe in's Bett. Als aber Kern, dessen Ruf nunmehr in gewissen Kreisen gesichert war, von einem Rudel Hetzbrüder für eine Reihe von Wetten förmlich engagirt wurde, da verließ ihn schon in der nächsten Woche sein Stern. Er wählte einen „unglücklichen Tag", fühlte sich ohne rechten „Stimulus" und trank beinahe verdrossen. Da sank er urplötzlich — es war nach der einundzwanzigsten Maß — lautlos unter den Tisch und hatte aufgehört zu sein. Ein würdiges Ende!

„Ein schöner Tod!" rief Einer, als sein Intimus bei einem Petersdorfer Ausflug in der Atmosphäre des „Heurigen" von der Bank fiel und ohne zu röcheln verschieden war. „Wenn

mich unser Herrgott gern hat, laßt er mich auch so sterben!" sprach der Ueberlebende, trank den Rest des Weines, trocknete sich die Augen, die des Freundes wegen feucht geworden, und besorgte den Transport der Leiche. Und der liebe Herrgott hatte den Anderen auch „gern", er ließ ihn nach einem kurzen Jährchen in ähnlicher Weise sterben, leider nur in ähnlicher, denn es traf ihn vor der Wirthshausthüre der Schlag. Dieses nette Dioscurenpaar war aus zwei Wiener Patriciern gebildet, die sich vom Geschäfte zurückgezogen und ihre alten Tage „in Ruhe" genießen wollten. Beim Heurigen! Als ich dem bekannten Historiker und Moslervertilger Dr. Herbert Pernice, von welchem der liebliche Spruch existirt: „der Mensch kann mitunter zu viel, aber nie genug trinken", von dem letzterwähnten Säuferduo einst bei Streitberger erzählte und meine Glossen dazu machte, wurde er heftig und behauptete, es sei auch der „schönste Tod", der rechte Trinker müsse, wie der Soldat auf dem Schlachtfelde, in der Weinstube sterben. Ich glaube, er selbst endete minder heldenhaft.

So gibt es denn allerlei Passionen und Leidenschaften, und man muß deshalb auch von jener Race sprechen, welcher der Bauch und die Gurgel die wichtigsten Factoren in ihrem Erdendasein sind. Aber wir vertragen nicht mehr viel. Jene Heroen des Appetits, wie Dr. Spielmann, der täglich einen completen Speiszettel „durchaß", und auf diese Art seine zwei Grabenhäuser „veraß", oder der bekannte journalistische Badearzt, der beim „Lothringer" allabendlich siebenundzwanzig harte Eier gelassen verspeiste, gehören bereits zu den Raritäten. Kaum, daß es noch Einer auf sechs Flaschen Heidsick bei Sacher oder auf vierzehn Viertel „Alten" bei Hannetschläger in Nußdorf, oder auf zwölf Krügel Schwechater beim Hirschen im Prater bringt. Und so sind auch, wie gesagt, die „starken Esser" weniger geworden und die es noch sind, „arbeiten" lieber im Verborgenen und produciren sich nur mehr selten coram populo. Man fängt an, sich zu geniren und vielleicht ist dies just die richtige Medicin gegen die garstige Krankheit. Schaudert einmal Einem vor sich selbst, ist er schon auf dem Wege der Besserung. So sah ich im Jahre 1868, nach Schluß des Schützenfestes, einen der lustigsten Heilungsversuche, den ein Fiaker

(mit einem unaussprechlichen Spitznamen), der als „Mordfresser“ notificirt war, an sich selbst geübt. Es war beim berühmten „Musteressen“ und der fidele Kampel wettete, fünfundzwanzig Knödel (sein Leibgericht) „ohne Muckser hinabzubringen“. Doch schon nach dem vierundzwanzigsten hatte er genug, war des „Spaßes“ überdrüssig, nahm den fünfundzwanzigsten Knödel zornig aus der Schüssel, „haute ihn um die Erde“ und rief: „Gar is's! Mir graust! I zahl das ganze G'fraßt, weil i d'Wett' verlor'n hab' und i thur's a mein Leben nimmer, weil's — a Schand is!“ „Und von Bravo hallt' die Gegend wider“! —

3.

Quartaltrinker.

Ich weiß recht gut, daß man die Species anders nennt, nämlich: „Quartalsäufer“, wie man ja auch nur einen „Säufer“-Wahnsinn und keinen „Trinker“-Wahnsinn kennt; aber als abermalige Ueberschrift für eine „Studie“ klang mir das Wort nun doch zu derb, zu roh, und ich wählte das glimpflichere, das — anständigere, mit dem Vorbehalte, im Verlaufe des Textes die richtige und ganz und gäbe Bezeichnung gebrauchen zu dürfen. Also: Vom „Quartalsäufer“.

Ich kannte Mehrere der unglückseligen, bedauernswerthen Sorte, die nicht auf dem Wiener Boden allein zu finden, viel mehr auch anderwärts, und zwar just in civilisirten Regionen gedeiht, wenn auch nur — den Göttern sei dafür Dank! — stets in sporadischen Exemplaren, was die Gattung eben zur Specialität, zur Rarität macht.

Es gibt Trunkenbolde, die jahraus jahrein nicht nüchtern werden, von einem „Dusel“ in den andern fallen, oder eigentlich in unaufhörlicher „Benebelung“ sich befinden, so daß man sie als unzurechnungsfähig betrachtet und sich von den verthierten Unholden mit Ekel abwendet. Die Branntweinschänken geben die Muster hievon, ein Blick in solche Spelunken, ein Blick auf solche schlotterige, zerlumpte und zerfetzte, farblos schmutzige Ge-

stalten, die mit verglasten, von Bleiringen eingefaßten Augen, bleichen, abgezehrten Wangen, aber kupferrothen, ins Bläuliche spielenden Nasen sich präsentiren, auf den schmierigen Bänken in suseligster Atmosphäre herumlungern, bewußtlos ins Nichts stieren, unverständliches Zeug lallen und dabei mit dem schlappen Arm mühselig ihre „Pentagramme" in der Luft zeichnend — — wir eilen vorüber, uns mit dem Gedanken tröstend, daß die Krisis ja doch bald eintreten und das Scheusal hinter Schloß und Riegel kommen werde, bis — der Secirtisch das Letzte besorgt.

Auch in kleinern Bier- und Weinkneipen vor den Linien oder in entlegeneren Straßen und Seitengäßchen der äußersten Gründe und Bezirke, wo herabgekommene Geschäftsleute, brotlose „Artisten", havarirte Literaten, vazirende Kellner und jene unclassificirbaren „dunklen Existenzen", an denen eine Großstadt nie Mangel, im Gegentheile den bedenklichsten Vorrath hat, ihr „Flüssiges" zu sich zu nehmen pflegen, kann der Beobachter markante Figuren bemerken; Verzweifelnde, die da angeblich ihr Leid und ihr Elend vertrinken und vergessen wollen, oder leichtsinniges Pack, das in seiner Arbeitsscheu und Trinkgier bereits am Punkte zum Niedergang begriffen, an eine Umkehr nicht denken will oder nicht mehr zu denken vermag; Leute, die das bescheidenste Fünkchen Ehrgefühls verloren, ihre Scham unter gleichgeartetem Gelichter längst eingebüßt, die parat sind, sich bis auf's Hemd pfänden zu lassen, um — delogirt — über die Hartherzigkeit der Welt zu raisonniren und das „neuche Unglück" ebenfalls im „Marker" zu ersticken. „Trinken m'r no ein' Liter, Spezi!" rief neulich in Ottakring ein gänzlich deroutirter Handwerker seinem Kumpan zu, „der ‚Arimathäa-Verein' begrabt uns ja do umsunst, so hab'n die Unj'rigen kein' Kreuzer auf d'Leich' ausz'geben!" Und sie tranken weiter, obwohl Jeder schon taumelte. Als ich kurz darauf im „Asyl für Obdachlose" eine kurze Einschau hielt, schnürte es mir die Brust zusammen, so „Höllenbreugheliſch" war die Scene. Die armen Kinder! Unbewußt des fürchterlichen Schicksals, das sie getroffen, krochen sie halbnackt auf dem Estrich umher und spielten mit Steinchen oder Papierstreifen. Die Weiber saßen an den Wänden, in Gugeln gehüllt, den Kopf in die Brust gesenkt, nachdenkend, brütend oder starr und stumpfsinnig vor sich hinglotzend. Ein

Mann, um dessen Fuß ein zweijährig Mädchen den Arm schlang und das lächelnd zu seinem verkommenen Vater — einem Verlornen — emporblickte, trat auf mich zu und lispelte halblaut: „Schenken's m'r a paar Kreuzer!“ — „Auf was?“ — „Auf ein' Schnaps! I hab' heunt no kein' Tropfen trunken! Auf Ehr' und Seligkeit!“ An Weib und Kind dachte er auch jetzt noch nicht! . . .

Mit all diesem versumpften menschlichen Abschaum, diesen professionellen Säufern hat der „Quartalsäufer“ nicht das Mindeste gemein. Zehn Monate im Jahre nüchtern, solid, arbeitstüchtig, verläßlich, anständig und ehrliebend, wird er urplötzlich, sobald es ihn „packt“, und für Tage und Wochen ein anderer Mensch. Eine unsichtbare, eine unerklärliche, eine teuflische Macht zerrt ihn hinweg aus dem gewohnten Kreise, läßt ihn auf seinen Ruf, auf seine Pflichten, auf seine Zukunft, auf das ihm sonst Heiligste, auf seine lieben Angehörigen vergessen, und ihn, den gebildeten Menschen, den Reinlichkeit und Maßigkeit und Ordnung liebenden, friedfertigen Pedanten zum unvernünftigen, reißenden Thiere werden, das sich mit den abscheulichsten Strolchen vielleicht um die Wette im Schlamme wüstesten Saufgelages wälzt; oder sie stempelt ihn zum welt- und menschenscheuen Monomanisten, der sich in die Einsamkeit flüchtet und in sicherer Abgeschiedenheit, in einem fernen Kellerwinkel, bei einem ungefährlichen Leitgeber zu trinken beginnt, und trinkt und trinkt, bis der Paroxysmus wieder vorüber. Dann kehrt er heim, beschämt und kleinlaut, zitternd und abgemattet, wie nach einer knapp überstandenen schweren Todeskrankheit. Ein fürchterliches Uebel, das zum Mitleid auffordert und das uns den von dem häßlichen Leiden Befallenen nicht einmal hassenswerth macht, da er förmlich willenlos dem lauernden Dämon zur Beute geworden und demnächst abermals zum Opfer wird! Denn der „Quartalsäufer“ ist nicht zu heilen; der Anfall kehrt wie Fieberschauer immer und immer wieder zurück, bis der durch die häufigen Katastrophen in seinem innersten Organismus Zerstörte der Auflösung, dem errettenden Ende entgegensieht. Delirium tremens ist heilbar. Mädchen, Frauen, Jünglinge, reife und greise Männer kannte ich, die an „Säuferwahnsinn“ litten und durch eine energische, aber rationelle Cur für den Rest ihrer

Lebenszeit von dem Fluche dieser Krankheit befreit wurden, und zwar so gründlich und positiv, daß sie schon die Nennung eines geistigen Getränkes mit Abscheu erfüllt. Nie kommt über ihre Lippen mehr ein Tropfen dieses „Giftes“. Der Quartalsäufer hat ähnliche Inclinationen und perhorrescirt während seines gesunden Interregnums mit aller Entschiedenheit, daß man von ihm verlange, nur ein Gläschen von dem Unheilstranke zu leeren. Nicht, daß er fürchtet, den Satan, der ihn so oft ins Verderben brachte, frevelnd zu wecken, er hat natürlichen Widerwillen gegen Alles, was Wein und Bier heißt. Wacker hält er monatelang aus und bleibt ohne Anstrengung, ohne Selbstfolter bei seinem löblichen Grundsatze. Da bricht unversehens das alte Uebel los und der Unglückliche ist wieder auf Wochen für die Gesellschaft verloren.

Ich mag nicht Namen nennen, obwohl mir eine ganze Serie bekanntester Persönlichkeiten — auch aus den Kreisen der Kunst und Wissenschaft — zu Gebote stände, um abschreckende Beispiele anführen zu können. Welcher Jammer in mancher Familie, wenn der „Papa“ wieder — „krank“ geworden! Welche Mittel wurden aufgeboten, um eine Flucht des „unruhig Gewordenen“ zu verhindern oder den Flüchtling, ohne ärgerliches Aufsehen zu erregen, heimzubringen. Welche Schweigegelder verschlang das Dienstbotenvolk, und welche häusliche Jammergeschichten schwatzte es dennoch aus! „Der gnä' Herr hat schon wieder sein' Quartalrausch g'habt; hat schöne Sachen ang'richt; die Gnädige und die Fräul'n raufen si' d'Haar aus über die Schand', wann's epper unter die Leut' kommet. Aber i sag' ka Wort, weil's mi nix angeht!“ Wie oft hörte ich solch vertrauliche Geständnisse aus „treuem“ Domestikenmunde! . . . .

Und dennoch muß ich, so trübselig der Stoff meiner Betrachtung im Allgemeinen auch ist, heute noch herzinnig lachen, wenn ich zweier Exemplare aus dieser Branche sonderbarer Leidenden gedenke, die ich vor etlichen vierzig Jahren kennen lernte, als ich im „spanischen Bock“ des Kanzleilebens saß und gar merkwürdige Käuze, wahrhafte Originale — noch aus der alten Beamtenschule vom Anfang des Jahrhunderts stammend — in wunderlichen Posen und Gebräuchen sich still und geräusch-

los um mich wie Schattenbilder bewegen sah. Es waren Friedensjahre und das „Geschäft“ ging wie eine Maschine seinen ungestörten Gang. Da kleisterte Einer für das ganze Haus und pappte „Schild'ln“ auf Fascikel und Foliobücher; dort radirte ein Anderer Tags über, da er als Virtuos in diesem Fache bekannt, von allen Hilfsbedürftigen in solcher Beziehung um seine Unterstützung angefleht wurde; der Dritte besorgte Tabakmischungen für die Collegen, und der Vierte reinigte alte Protokolle von Streusand und Staub. Die Mehrzahl arbeitete aber thatsächlich und ehrlich und gewissenhaft und hatte bei der minutiösesten Umständlichkeit und Weitwendigkeit einer Kreuzerverrechnung von Hunderten Millionen Gulden, auch wirklich Kopf und Augen und Hände anzustrengen. Namentlich waren es zwei Männer in vorgerückten Jahren, die mir ihres Fleißes und ihrer Schweigsamkeit wegen auffielen. Sie hatten die wichtigsten Zweige des Cassenressorts anvertraut und entledigten sie ihrer Aufgabe stets zur klaglosen Zufriedenheit ihres Chefs. Kein Wort kam während der Amtsstunden aus dem Munde dieser Unermüdlichen, ich hörte nur ihre Federn kratzen oder zeitweilig ihre Döschen knarren. Zwei Musterbeamte. Ja wenn Alle so wären, man käme mit der Hälfte des Status aus!

So dachte und sagte ich während der ersten beiden Monate meines bureaukratischen Noviziats. Mein Nachbar lächelte und schüttelte den Kopf. Was war ihm nicht recht? Meine bewundernde Anerkennung dieser beiden Vorbilder würdiger Staatsdiener? Kann der Mensch in solcher Stellung noch mehr leisten, als diese zwei Veteranen des Hauptbuches, diese Helden auf den Schlachtfeldern neun- und zehnzifferiger Colonnen? Fragend sah ich den erfahrenen pessimistischen Sitznachbar an, der aber schwieg und sagte mir nur erst später auf der Gasse: „Sind ja zwei Quartalsäufer, werden bald etwas erleben!“ Ich war stumm vor Schreck. Unglaublich. . . .

Bei Dionysos und Gambrinus! Schon nach vierzehn Tagen sollte ich das Wunder schauen. Plötzlich fehlte eines Morgens einer der Dioscuren an seinem Amtstische. Der Rath machte ein bedenkliches Gesicht und schritt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Eine unheimliche Stille herrschte in dem muffigen Raum, in welchem außer dem Knistern des Papieres kein

anderer Laut zu hören. Endlich trat der Vorstand — ein humaner Mann — zu dem grauhaarigen Collegen des Abgängigen und frug mit gedämpfter Stimme: „Sie, lieber P . . . ., der R. fehlt schon wieder; wissen Sie etwas Näheres von ihm?" — „Herr Rath, ich weiß diesmal gar nichts!" Damit hatte die Unterredung ihr Ende gefunden und Jeder arbeitete wortlos seinen Partikel weiter.

Am nächsten Tage dieselbe Scene, doch wird sie bald lärmend unterbrochen. Schon um halb neun Uhr Morgens wird die Thür aufgerissen und ein zwanzigjähriges, bildschönes Frauenzimmer stürmt in aufgeregtem Zustande herein und jammert: „Der Vater ist schon wieder fort! Die Mutter ist der Verzweiflung nahe! Herr P . . . ., wissen Sie etwas vom Vater? Ich beschwöre Sie, es uns zu sagen!" Darauf der Angesprochene in feierlichem Ernste: „Ich weiß diesmal nichts, verehrtes Fräulein!" So lief sie denn weinend davon.

Eine peinliche Affaire. Alle litten wir unter dem Eindrucke des Gehörten und Gesehenen, am meisten besorgt war jedoch der Leiter der Abtheilung, der Niemandem schaden wollte und befürchten mußte, daß diese wiederholt eingetretenen . . . „Mißfälle" endlich denn doch zur Kenntniß der höheren Stellen kommen könnten, was dem Betreffenden trotz seiner ansonst ausgezeichneten dreißigjährigen Dienstleistung unzweifelhaft im Nu die ex offo-Pensionirung zugezogen hätte. So versuchte also der Rath — dieselbe Geschichte war ja schon, wie man mir gestand, zwanzig Mal da — nochmals, aus dem verschlossenen Intimus des Vermißten etwas herauszubringen. „Sagte er gar nichts zu Ihnen?" — „Gar nichts!" — „So muß ich die Anzeige machen." Und er faltete das Papier und begann zu schreiben.

Warum wird P., der Gefragte, nun plötzlich todtenbleich und rasch feuerroth im Gesicht? Warum funkeln nun so diabolisch seine Augen? Warum zittern seine Hände und warum ist er auf einmal nicht mehr im Stande fortzuarbeiten? Der Schweiß tritt ihm an die Stirne . . . er legt die Feder bei Seite, greift nach Hut und Stock und stammelt ein verlegenes: „Ich will's versuchen und will nachsehen!" — „Schön von Ihnen, aber kommen Sie bald zurück!"

Und nun beginnt die traurige Angelegenheit eine komische Seite zu zeigen und wird für die Eingeweihten aus dem Drama beinahe eine drollige Burleske. O Freundschaft! Was hast Du für edle Thaten schon verrichtet, wenn zwei gleichgestimmte Seelen sich gefunden und zum unlösbaren Bunde sich vereinten! Aber was waren Castor und Pollux, was Achilles und Patroklus, was Orest und Pylades, was David und Jonathan, was Carlos und Posa gegen die edlen Alliirten P. und R., wovon nun Einer den Andern suchen ging? Ja, wußte denn der Forscher, wo der Vermißte zu finden? Hatte er denn eine Ahnung, in welchem Winkel des weiten Erdballs er sich versteckt habe? Oder ging er auf's Gerathewohl aus und verließ sich auf seinen Spürsinn und etwas Glück? Ach, wie einfach war die Lösung des Räthsels, daß — Einer den Andern jedesmal richtig aufgestöbert!

Wie gesagt, arbeitete Jeder der beiden Verschworenen monatelang ruhig und unverdrossen, bis der Eine eines schönen Tages dem Andern, während er ein Contobuch zur Eintragung einer Post ihm vorlegte, in's Ohr raunte: „In Flandorf soll er heuer gut sein!" Basta! Keine Silbe der Entgegnung, man schwieg wie das Grab, bis — das oben geschilderte Ereigniß eintrat und der „Wissende" nach Flandorf, ein ander Mal nach Zistersdorf, oder nach Wolkersdorf, oder nach Stammersdorf, oder nach Strebersdorf, oder wo „er" überhaupt gerade „gut" war, pilgerte, um den Deserteur aufzustöbern. Und richtig saß er dort in der Ecke und — soff still in sich hinein. Welch Wiederfinden! Welch thränenreiche Umarmung! Welche tiefempfundenen Küsse! Und nun machten sie sich erst bequem, setzten sich neben einander und sangen das schöne Lied, ein Bischen variirt:

„Ich hab' einen Kameraden,
Einen bessern find' ich nit!"

und — soffen vereint, zwei Tage, drei Tage, vier und fünf Tage, bis der Bauer, ihrer überdrüssig, sie packte, auf einen mit Stroh gefüllten Leiterwagen legte und nach Wien brachte. Hatte doch Jeder für solche Fälle sich vorgesehen und seine ausführliche, genaue Adresse, auf Pappendeckel geschrieben,

in der Brusttasche verwahrt. So war die Heimstätte auch des Sprach- und Bewußtlosen zu eruiren.

Einen Tag nach der glücklichen Ankunft benützten sie als Ruhepunkt zur Erholung und äußern Restaurirung. Aber am nächsten saßen sie schon wieder an ihren Arbeitstischen und rubricirten und linirten, addirten und subtrahirten, multiplicirten und dividirten und concipirten, daß es eine Freude war. Und kein Wort wurde über das „launige" Intermezzo gesprochen, bis nach drei Monaten wieder Einer die geheime Meldung zu machen hatte: „In Maissau soll er heuer gut sein!" So ging denn die Geschichte wieder von vorne an. Hoch in die Sechzig alt starben sie, zwei Quartalsäufer comme il faut!

4.

Der letzte Gast.

Wer könnte das lustige Bild der „Fliegenden Blätter" je vergessen, wenn er es damals lachend beschaute, wo ein echter, dickbäuchiger bayrischer Bierphilister allein und nachdenklich vor seinem Krug sitzt und, während im Hintergrunde die schlaftrunkenen Mägde gähnend und überdrüssig die Geschirre ausschwenken, er vor sich hinmurmelt: „Jetzt is 's Zwölfe, da trink i no a Maßl und nachher — geh i no lang nit furt." Der letzte Gast! Wie lästig er dem armen, geschundenen, „hundsmüden" Dienstpersonale ist! Wie er allabendlich gefürchtet wird! Kümmert's ihn? Fällt ihm nicht ein, sich um die Leute zu scheren. Er bleibt, so lange es ihm beliebt. Immer als Letzter. . . .

Der Beruf des „Zeitungsmenschen" bringt es mit sich, daß er meist erst um jene mitternächtige Stunde zu einem flüchtigen Imbiß und einem stärkenden erfrischenden Schluck gelangen kann, wenn die übrigen sich normal benehmenden Zeitgenossen mit ihrem Vesperbrod und ihrem gewohnten Trankopfer längst fertig geworden und im Heimwege auf der Suche nach ihren häuslichen Pfühlen begriffen sind. Da stürmt Unsereiner noch rasch in eine gastliche Schenke, verschlingt wie eine Wüstenhyäne oder ein Steppenwolf was vorräthig und was zu finden, gießt sich hinter

die Cravatte ein „gespritztes Achtel“ oder ein Glas „Pils“, begleicht im Nu die Zeche und eilt fort. Der Garçon ist in solchen Fällen häufig mitleidiger als wir es selbst mit uns sind und meint begütigend: „Warum tummeln's Ihner denn gar so? Is ja no Zeit! Wird ja no nit g'sperrt! Sitzt ja Der no da!“ Man sieht sich um, also nicht ganz allein? Nicht der Einzige und Letzte? In der Ecke dort ist wirklich noch ein Gast — mutterseelenallein — man fände demnach noch Gesellschaft, könnte ein Gespräch beginnen und hätte Zeit, einen Doppelliter zu trinken, bis sich der Compagnon entfernte, aber — man geht lieber und läßt dem lallenden Zecher den Ruhm, der „letzte Gast“ zu sein. Seine Studien jedoch kann man an derlei Exemplaren — den „Wirthshausspätlingen“ — machen.

Sie gleichen sich wie ein Ei dem andern. Das heißt je nach der Gattung, denn der Biertrinker und der Weintrinker sind himmelweit von einander unterschieden. Der angetrunkene „Bierplemperer“ wird, nach dem Charakter des von ihm massenhaft vertilgten Stoffes, schließlich langweilig, faul, schlapp, schläfrig und stammelt in abgerissenen, unzusammenhängenden Sätzen nur mehr unverständliches, confuses Zeug. Er fühlt sogar, daß er des Guten mehr als genug gethan und daß es die höchste Zeit wäre, nach sieben- und achtstündigem Sitzen auf harter Bank, in rauchvoller, dicker, erstickender Atmosphäre und nach übermäßigster Durchtränkung seines „innern Ich“, sich endlich zu erheben und heim zu wanken. Aber er ist, wie es im wirthshäuslichen Jägerlatein heißt, ein „Pickan“, er kommt nicht vom Flecke, er kann sich von der liebgewordenen, angewöhnten Stelle seines Trinkasyls nicht trennen, es überkommt ihn bereits jene fatalste Stimmung des perfecten Zechers, die die Fachgelehrten dieser Wissenschaft „die durstlose Ueberdrüssigkeit“ oder auch „den Ueberdruß der Durstlosigkeit“ (ein entsetzlicher Zustand, ärger als der heftigste Fieberdurst!) nennen; er betrachtet das halbgefüllte schaumlose Krügel mit einer Art von Widerwillen und er ist nahe daran, vor dem „Gesösse“ Ekel und Abscheu zu empfinden. Trotzdem leert er den Rest, zuckt die Achseln in die Höhe, seufzt ein paar Mal recht hörbar, schüttelt den Kopf hin und her, brummt Einiges in den Bart, schläft vielleicht eine Stunde, wird wieder wach und frisch

und heiter und — ruft dann: „Karl! Noch ein's! Aber kein' Hansel! Es kommt jetzt 's Letzte!" Ach, es ist noch immer nicht das Letzte. Die Scene wiederholt sich sogar.

Dennoch ist der Biertrinker, im Ganzen genommen, friedfertiger Natur. Er sucht, wenn er das zuträgliche Maß auch überschritten, keine Händel, er beginnt keinen Streit, keine Stänkereien, ihm ist nur darum zu thun, Anlaß und Gelegenheit zu finden — solange als überhaupt möglich im Wirthshause zu bleiben. Es zwingt ihn zu solchem Verlangen nicht die Furcht vor Hader mit einer ehelichen Xantippe, kein häusliches Kindergeschrei erwartet ihn, es nöthigt ihn nichts hier zum Ausharren bis „Schluß des Locales", es animirt ihn kein anregender Discurs mit vernünftigen Personen, es verführt ihn nicht die Anwesenheit einer schmucken Kellnerin, kein beabsichtigtes, verabredetes „Techtelmechtel" mit der Aufschreiberin oder der drallen Mehlspeisköchin, mit der nach Feierabend zu schäkern wäre. Nichts von alledem! Eine unbekannte, undefinirbare Macht bannt ihn mit unlöslichem Zauber in den schmierigen Winkel; die Kellnerbuben räumen ab, sie ziehen ihm das Tischtuch weg, sie nehmen ihm Feuerzeug und Untertasse behufs Reinigung, der Hausknecht erscheint mit dem Kehrbesen und der Wasserkanne, man bespritzt seine Beinkleider und fegt den Unrath auf seine Füße, er ist Jedermann im Wege und hört die deutlichsten Anspielungen, aber — er bleibt. Man öffnet Thüren und Fenster, der Zugwind soll ihn vertreiben, er bedeckt sich nur; der bissige Haus- und Wachthund wird von der Kette losgelassen, er ist mit einem Sprunge im Zimmer und beschnuppert den Gast, der Mühe hat, die Bestie abzuwehren, dennoch bleibt er noch, beginnt vielmehr, da der Wirth, mit der Addition der „Tafelrechnung" und des Küchenbuches beschäftigt, ihn auf die bunteften Fragen keiner Antwort würdigt, mit dem „Vice" ein Gespräch und erzählt diesem seine Erlebnisse beim Vogelfang und seine Abenteuer beim Fischen in der Donau, in der Enns, in der Mürz, in der March. Da schlägt es zwei Uhr und man dreht die letzte Gasflamme ihm vor der Nase ab. So erhebt er sich denn, aber nicht, um schon zu gehen; er hält vorerst beim Wirthe am Schenktische, zündet sich an dem flackernden Kerzenstummel eine frische Cigarre an und fragt, ob nicht „ausnahms-

weise" ein „Stamperl" Slibowitz zu haben wäre. Auch das wird dem Quälgeist bewilligt; er nippt, er kostet, nickt zufrieden und findet nun die passendste Veranlassung, seine Kenntnisse im Punkte der „Schnäpse" des Langen und Breiten kundzugeben und namentlich auf den merkbaren Unterschied zwischen Oberösterreicher, Croatischen und Syrmier Slibowitz hinzuweisen. Ob noch ein zweites Gläschen zu haben wäre? Man murrt, aber man gibt es ihm, denn man will den „täglichen Gast" durch eine Verweigerung nicht „beleidigen". Nun aber ist's Ernst; das stark decolletirte Dienstpersonal schlüpft in seine schmalen Truhen, der Wirth nimmt den Leuchter, rasselt mit dem Schlüsselbund und gibt somit das Zeichen zum wirklichen Aufbruch, zum thatsächlichen Finale. Schweren Herzens trennt sich der Ermittirte von dem gemüthlichen Stammlocale, aber da schon einmal geschieden werden muß, so sei es in Gottesnamen!

Es ist also gelungen, ihn vor der Thür zu sehen, in deren Schloß der Wirth den Schlüssel steckt, und es beginnt das Abschiednehmen: „Gute Nacht!" — „Gute Nacht! Kommen's gut nach Haus'!" Ein Blick nach oben zeigt dem Scheidenden den Himmel in reinster Sternenpracht; weichherzig und für das Schöne und Erhabene nicht unempfindlich, ergreift ihn das herrliche Bild im selben Momente mit wunderbarer Macht, er deutet gerührt nach dem Firmamente und sagt zum Wirth, der eben schließen will: „Ein' Augenblick noch, Herr Haagen! Da schauen's 'nauf; is das a Nacht! Was? Wie's den Sirius heut' wieder sauber putzt hab'n! Was? Oder is's die Venus? Na, der Jupiter is's, scheint m'r .... warten's, wir's gleich hab'n: da is der große Bär und das is der kleine Bär; dort der Uranus, die Jungfrau, die Zwilling' — i kenn's ja no alle von da Schul' aus, nur möcht' i wissen, ob das der Sirius is? Was glauben Sie, Herr Gastgeber?" Dieser replicirt kurz und bündig: „Ich kenn mich nur unt' im Keller, aber nit dort oben aus; dafür glaubet ich, daß ma schlafen geh'n sollt'n. ... is e bald Drei!" — „Was, so spät schon? Da kann m'r seg'n, wie die Zeit g'schwind vergeht! Nu gute Nacht" — Gute Nacht! Und die Thür fällt in's Schloß und die Riegel werden vorgeschoben. „Is das a Arbeit, den Mann weiter z'bringen! Und alle Nacht dieselbe G'schicht! Wann er nur gar nit mehr kommet!

Ich verbrenn' ja mehr Gas, als was i an ihm verdien'! Und d' Leut müssen a aufbleiben! Wegen ein' einzigen Gast! Gar kein Einseg'n hat so ein Mensch!" Mit diesem Entrüstungsmonologe geht der Wirth zu Bette, und der Andere wankt, wenn er nicht noch ein Café mit seinem Besuche erschreckt, nach Hause, um am nächsten Abende die gewohnte Weise fortzusetzen.

Nicht so lammsfromm gibt sich sein College und Rivale im „nächtlichen Aufbleiben", der heißblütigere Weintrinker. Von Natur aus lebhaften Temperaments, wird er mit jedem „Viertel" oder „Achtel", das er in langen Zügen verständniß- und weihevoll schlürft, wärmer und wärmer, bis er sich selbst in jene Siedhitze gebracht, wo es für die Umgebung nicht räthlich ist, ihm zu widersprechen oder überhaupt einer anderen Meinung zu sein, was ihn, den passionirten Krakehler, allsogleich in die Höhe brächte. Und so geschieht es auch trotz aller Vorsicht der Uebrigen; der Disput wird heftiger, der Streit ist fertig, der Lärm ein unerquicklicher. Die Vernünftigen entfernen sich und lassen den ungeberdigen Störefried allein. Allein! Das ist ja eigentlich die Würze seines Seins! Allein, bei einem guten Tropfen, allein mit seinen Gedanken und Träumereien, wird aus dem rauhen Stänkerer und hartköpfigen, ewigen Widerpart der sattsam bekannte wortkarge „stille Zecher", der nun seine melancholischen Anwandlungen bekommt, Reue über sein voriges ungestümes Benehmen empfindet, gute Vorsätze hegt und in dieser geläuterten Stimmung sich — eine Flasche vom „Bessern" vergönnt, da man ja doch nicht wisse, wie lange man noch in diesem miserablen Erdenparadiese fortvegetire. Die „Vergänglichkeit alles Irdischen" ist das Lieblingsthema seiner Betrachtungen, wenn — diese in die Zeit zwischen zwölf und ein Uhr Nachts fallen. Nun erinnert er sich auch alter Freunde, die es längst überstanden; er gedenkt mit Rührung so manches treuen Kumpanen, mit dem er angestoßen auf „ewige Bruderschaft"! Wo sind sie Alle, die braven Kerle, die famosen Trinker, die treuen Aushalter an seiner Seite? Dahin! Dahin! Das Gefühl übermannt ihn, der Wein kommt in schweren Tropfen aus seinen Augen zurück und perlt in das Glas. Sei es den Todten gebracht! „Franz! Geben Sie noch eine her!"

Doch dieser sentimentale Zustand hält nicht lange an, die Krisis ist bald überstanden, der Feuerstrom in seinen Adern be-

ginnt zu rumoren, er schlägt mit der Faust auf den Tisch und begehrt den Wirth zu sprechen. „Was ist's, Herr Zett, warum sitzt man heute um diese Zeit schon allein bei Ihnen? Ich möchte noch eine kleine ‚Erlauer' haben, bleiben Sie da bei mir und plaudern wir Eins!"

Der arme Zett! Er hat den Kopf voll von einem genialen Weinkauf und soll nun das Gesalbader des schwerzüngigen Schwätzers anhören und sogar Rede und Antwort geben. Und so kommen im barockesten Wirrwarr die Gebrechen der Hochquellenleitung, die Last der indirecten Steuern, das Wahlrecht der Fünfguldenmänner, die Contributionen des ersten Napoleon, die Frostschäden der Osterwoche, Bismarck's Arbeiterversorgungsprogramm, der Petroleumzoll, die antisemitische Bewegung, die Unverläßlichkeit der Gasmesser, der Rathhauskeller, das Würfelpflaster und hundert andere Dinge auf's Tapet, die der Plauderer nur berührt, um den Discurs in Fluß zu erhalten und — in der traulichen Nische sitzen bleiben zu können. Der letzte Gast! . . .

Es muß doch ein eigenes Wonnegefühl sein, im Wirthshause so lange bleiben zu können, als es Einem beliebt, oder doch wenigstens bis an die äußerste Grenze der erlaubten Möglichkeit! Ich kannte einen Mann, der ebenfalls an der Krankheit litt, aus der Kneipe nicht wegzukommen, und der deshalb ein specielles Kunststück in Anwendung brachte, um doch einen zweiten Mitschuldigen zu haben. Sobald das Local sich zu leeren begann und Einer nach dem Andern sich entfernte, faßte er den Vorletzten — der Letzte war immer er selbst — scharf in's Auge und winkte ihm, dem Wildfremden, wie grüßend zu. Dann hob er das Glas gegen das Licht, that eine zustimmende Kopfbeugung, trank, schnalzte zufrieden mit der Zunge und machte halblaut die Glosse: „Delicat! Wirklich Nektar!" Der Andere, dem Sinn und Zweck und Absicht dieses taktischen Manövers unbekannt, blinzelte herüber und frug endlich den Garçon, welche Sorte jener Herr trinke? „Nußberger achtundsechziger. Wird sehr gelobt!" — „So bringen Sie mir auch eine Bouteille!" Und der pfiffige Stratege sah seinen geheimen Plan belohnt, er hatte einen „Mitsitzenden" erobert, einen Gefangenen gemacht. So tranken denn Beide mit vereinten Kräften fort, bis — die Mußstunde schlug.

Uebrigens haben die eigentliche Qual mit diesen „klebrigen Nachtvögeln" die Cafetiers auszufechten, an welche die arge

Zumuthung gestellt wird, eines „kleinen Schwarzen" wegen in Geduld abzuwarten, wann es dem Zauderer gefällig sei, endlich sein Heim aufzusuchen. Der letzte Gast! Eine verrufene Erscheinung; in der Bierkneipe langweilig, in der Weinstube bedenklich, im Café unausstehlich! Gehaßt und gefürchtet ist jede der drei Species — Gott behüte Einen vor solch abschreckendem Leumund. Da ist's doch noch honoriger, das Renommée zu genießen, täglich früh Morgens der — erste Gast zu sein.

5.

„Ein Tröpferl noch!"

„Denn sie haben auch Weinsammlungen."
Weiland Minister Stremayr.*)

Freilich haben sie auch derlei Sammlungen, aber wenn man mich selbst mit „Kunstwein" foltern würde, ich nenne weder Ort noch Namen, erstens: damit mich das „Vaterland" nicht beschuldigt, ich denuncire den plünderungssüchtigen Massen die „Klosterschätze", und zweitens: weil ohnehin jedes Kind die Firmen kennt, wo der „Echteste" zu finden wäre. Nämlich in den Kellerräumen der „geweihten" Paläste, unter denen der vielberühmte „zum rinnenden Zapfen" nicht einmal der berühmteste ist.

Ja, sie haben sammt und sonders guten Wein und ich erfülle nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn ich es offen ausspreche, daß mich ein Trunk in den schlichten Refectorien des bescheidensten „Bettelordens" stets mehr labte und erquickte, als die generose Ration an (dubiosem) „Moët" und „Lafitte", welche Seine vicekönigliche Hoheit Ismail Pascha auf alttestamentarischem, also classischem Boden mir seinerzeit bewilligte. Ich trank diese kostspielige Mischung wohl auch, aber mein Herz erwärmte sie nicht, es flossen keine begeisterten Hymnen von meinen Lippen, das Naß tiefinnerster Rührung strömte nicht aus den funkelnden Augen, wie in jenen gottbegnadeten Momenten, wenn

*) Bei Gelegenheit der confessionellen Vorlagen. 1874.

der respective „Pater Kellermeister“ mir den gefüllten „Heber“ darreichte und schmunzelnd mir in's Ohr lispelte: „Ein Tröpferl noch! Den müssen Sie auch versuchen! Der ist auch nicht schlecht!“ — Bei allen Heiligen! er war es nicht. . . . .

Ein Tröpferl noch! Warum sind alle „Patres Kellermeister“ so — liebenswürdige Männer?! Ich habe auf meinen bunten Kreuz- und Querzügen mit diversen Würdenträgern und Functionären in solch heiligen Räumen verkehrt, habe die Schatzkammern besichtigt und von überaus freundlichen Ciceroncs die erbetenen Auskünfte bereitwilligst erhalten; ich habe in den Bibliotheken nach seltenen Ausgaben Virgil's und Horaz' gestobert, ja selbst nach uncastrirten Classikern, und man zeigte mir in loyaler Courtoisie die delicatesten Exemplare. Die mineralogischen, entomologischen, nummismatischen und sonstigen Cabinete durchwanderte ich, und an meiner Seite hatte ich einen gelehrten Herrn in schwarzem oder weißem Habit, der nicht müde wurde, mir die Raritäten und Kostbarkeiten der Collection zu erklären, aber — jene sympathische Verschmelzung oft divergirender Naturen, jenes seelische Verständniß für unausgesprochene Wünsche, jenen errathenden Blick der geheimsten Gedanken, und das rasche Eingehen auf leicht hingeworfene, forschende Bemerkungen fand ich doch nur, und zwar in Nord und Süd, in Ost und West bei dem — jeweiligen „Pater Kellermeister“, wenn endlich dieser Mann der exacten Wissenschaft herantrat und meine instructiven Rundgänge mit dem elektrisirenden Aviso zum schönen Abschluß brachte: „Nun müssen Sie aber auch unserer Kellerwirthschaft ein paar Augenblicke schenken!“ — „Ein paar Augenblicke nur, hochwürdigster Mann? Ich will an Ihrer Seite bleiben, bis die Ewigkeit grau wird!“

Und dann ging's durch weite hallende Gänge, Eisengitter schlossen sich vor uns auf und fielen rasselnd zurück in ihre Angeln; immer fort — an den schön getünchten Wänden die blutbedeckten Conterfeis legalster Märtyrer — ich grüßte sie schaudernd und lobte Gott den Herrn ob der milden Wandlung der Zeiten — noch eine Thüre, auch sie öffnet sich und wir standen vor einer mächtigen Eichenpforte. Warum fühle ich's wie Beben in meinen Gliedern? Warum pocht mein Herz und glüht meine Zunge? Unsichtbare Genien umflattern mich, und süße, würzige

Düfte steigen aus dem dunklen Abgrund empor. Balsamische Kühle labt vorahnend mir Stirn und Wangen und Schläfe, und alle Wohlgerüche — nicht Arabiens, sondern Bisambergs, Oberretzbachs, Perchtoldsdorfs, Merkensteins u. s. w., senden ihren Willkomm mir vielverheißend entgegen! . . . „Nur behutsam! Es sind zweiundzwanzig Stufen, bitte achtzugeben — es geht um die Ecke — reichen Sie mir die Hand, — so, da sind wir. Wir brauchen keinen Küfer. Wir bleiben allein!“ — Allein! Allein mit ihm! Hört Ihr's, Ihr Ewigen? . . .

„Wie Sie sehen, sind unsere Keller nicht übermäßig groß; wir haben auch keine kostbaren Weine — nur Mittelgut — Seine bischöfliche Gnaden halten dafür, daß — was meinen Sie, wohin diese Thür führt? Zu ein paar kleinen Nebenkellern — es sind einige Sorten, die . . . . bitte, wollen Sie mir hieher folgen. Diese Fässer sind für den „Haustrunk“ des Stiftes. Wollen Sie versuchen? Ein Tröpfchen nur. Ganz leichter Landwein. Läßt sich übrigens wässern, wer ihn wässern will. — Hier ist eine etwas bessere Qualität. Für Gäste, die uns an hohen Feiertagen beehren, und auch sonst. Bitte zu versuchen. Weidlinger vierunddreißiger. Noch etwas gefällig? — Das hier ist Pfaffstädter achtundsechziger. Der mundet schon ausgezeichnet. Nicht wahr? Das ist des Herrn Pater Kämmerer Lieblingswein. Schmeckt vortrefflich! Was? Ein Tröpfchen noch! Ja? Nun, wie's beliebt! — Das hier ist Maurer. Alt. Sehr alt. Ein Geschenk von einer hohen Dame. Fast wie Dessertwein. Nicht wahr? — Diese Reihe hier ist Mailberg, und diese Gumpoldskirchen. Gefällig? Das große Mittelfaß ist ebenfalls ein frommes Legat. Nun geben Sie auf den Unterschied acht zwischen zwei Jahrgängen. Das ist zweiundfünfziger. Bitte ihn eine Secunde lang auf der Zunge zu behalten — so. Und nun hier dreiundfünfziger. Was sagen Sie dazu? Wie Veilchen, nicht wahr? Ein prächtiger Tropfen. War anfänglich unterschätzt. Würde heute hundertzwanzig Gulden kosten. — Auch der Bockfließer hier ist nur für Kenner. Bitte. Der erste Schluck befremdet. Nicht wahr? Nun versuchen Sie nochmal. Was? He! Nun?“

„Wir kommen nun zu den Rothen. Hier Höbesbrunn. Wir bekamen ihn damals billig. Wie finden Sie ihn? Herb? Das ist eben der Charakter der Rothweine. — Was Sie hier

sehen, ist Schrattenthaler. Wird zuweilen auch nicht recht gewurdigt, ist aber doch ein Capitalwein. Bitte! Nur, daß Sie ihn kennen lernen! — Das hier ist Voslau. Sie suchen einen Platz zum Niedersetzen? Hier, wenn ich bitten darf. Wollen Sie nur ganz ruhig bleiben. Ich werde Ihnen die Probe schon bringen . . . So. Bitte. Ist sehr beliebt. Der Abt von N. wollte uns vierundachtzig Gulden bieten, leider ist unser Vorrath so gering, daß wir auf den freundlichen Antrag nicht gut eingehen konnten. Herrscht seitdem eine kleine Verstimmung . . . Noch ein Tropfen gefällig? . . .“

„Wollen Sie mir Ihre Hand geben, bitte, zwei Stufen nach aufwärts. Nur fest aufgetreten! Im Freien wird's dann schon besser. So, geht ja vortrefflich — bitte sich nicht anzustoßen. Hier ist eine Bank, wenn's gefällig ist.“ —

„Wir sind nun in Ungarn und Siebenbürgen. Nach Steiermark und Tirol kommen wir auf dem Rückwege. Eine Flasche Brauneberger sollten wir übrigens auch noch versuchen — oder ist vielleicht Oppenheimer gefällig? Goldberg fünfundsechzig! Gar nichts mehr? Aber wir dursen doch mindestens den Ujhelyer hier, weil wir ihm schon eine Visite abgestattet, nicht kränken. Neusiedler wurde Ihnen jetzt nicht mehr munden. Sonst nicht übel. Also hier ein Glaschen aus der edlen Hegyalja, das ist die wahre Gottesgabe! Was? . . . Ich verstehe Sie nicht — bitte lauter zu sprechen — fehlt Ihnen etwas? Nichts? Also ein Tropfchen noch gefällig? . . .“

Ach, wie ruht sich's so kühl im dunklen Klostergarten, auf moosbedeckter Steinbank, beschattet von duftigen Lindenbäumen, die ihre Bluthen auf mein Haupt schütten. Lustige Traume umgaukeln mich. Auf bäumendem Rosse durchfliege ich Ungarns Steppen, ich halte vor den Mauern Tokays und fordere die Stadt zur Uebergabe auf. Statt des Bürgermeisters erscheint der Kellermeister, in Gestalt meines ehrwurdigen Paters, und bringt auf rothsammtnen, von Weinlaub umkränzten Kissen einen Bund Schlüssel, die sämmtliche Keller der Abteien und Stifte des gemeinsamen theuren Vaterlandes öffnen würden. Ich lange nach ihnen, ich halte sie in freudig zitternder Hand und schwore in langerer Rede mit all meinen Partei- und Gesinnungsgenossen dafür einzustehen, daß „geistliche Güter nicht besteuert

werden dürfen"! Da schwebt aus lichten Höhen Semeles goldlockiger Sohn herab und credenzt aus funkelndem Pokale mir echten „Nachtigaller". Ich schlürfe in langen Zügen und fühle das flüssige Feuer meine Adern durchtoben. „Noch ein Tröpferl gefällig?" lispelt Dionysos — ich aber stammle: „Da—da—danke, für heute gen—ug!" Ach, mein armer Kopf! — — —

IV.

Wiener Arten und Unarten.

1.

Alt-Wiener Wettnarretheien.

„Schlecht's G'spiel, was a Kind nit g'freut!“ Unter „schlecht“ ist wohl „dumm“ zu verstehen, und das Sprichwort will ohne Zweifel sagen, daß es eigentlich gar nichts gebe, an dem ein Kind in seiner Einfalt und Genügsamkeit sich nicht ergötzen würde. Da aber manche Menschen bis in ihr hohes Alter — Kinder bleiben, so paßt der Lehrsatz auch für erwachsene Leute, allerdings für eine besondere Species.

Wenn der schonungsloseste Kritiker Nestroy sein bereits citirtes: „Glückliche Leut', hab'n zu so was a Zeit!“ sang, so lachte das ganze Haus und vielleicht am meisten die damit Betroffenen. Ich ärgerte mich über diesen unpolitischen Vorwurf, den der ansonst genialste Kenner „Wiens und der Wiener“ einer specifischen Gattung von „Zeittödtern“ machte und konnte nicht begreifen, wie ein solch weiser Mann es unbegreiflich finden könne, daß gewisse Menschen sich nur mit — Albernheiten beschäftigen. Ich war im Gegentheile immer froh, wenn diese Sorte, in richtiger Werthschätzung des eigenen Ichs, sich in solch angemessenen Grenzen hielt und nur „zeit-

vertreibende" Dummheiten trieb, anstatt bei welterschütternden Fragen dummes Zeug — zu reden. Was mußte ich in den neuen Aeren bei wichtigen Anlässen, wenn das „Pfahlbürgerthum" plötzlich warm wurde und seine oratorischen Beiträge in die Debatte warf, nicht Alles anhören, und wie sehnte ich mich in solch entsetzlichen Augenblicken nach der glücklichen Zeit zurück, wo die bezeichnete Gattung mit ihrer Bierweisheit nicht zu brilliren suchte und, ob auch der Erdball in Flammen stand, sich um weiter nichts kümmerte, das übliche Pensum „Zeit" am Stammtische mit allerlei „Hetzen" — todtzuschlagen! Geschieht wird die Sorte nicht, also lasse man sie bei ihren gewohnten und unschädlichen Juxversuchen.

Denn nur die leidige Neuzeit mit ihren „verflixten Zeitungsblatt'ln" brachte den echten und rechten Spießer aus seinen ererbten Gewohnheiten. Einst war es ihm thatsächlich „Pomad", ob Ypsilanti siege, ob Louis Philipp sich erhalte, oder ob Mehemed Ali's Schöpfung eine Zukunft habe. Das heilig gehaltene Dogma: „Mir können's eh nit ändern!", der goldene Lehrsatz: „Sie wer'n's schon machen!" und die glückliche Lebensregel: „Nur ka Traurigkeit g'spür'n lassen!" waren nicht nur die Grundpfeiler der socialen Ordnung überhaupt, sie galten auch bei jedem Einzelnen als die Musterschutzzeichen einer tadellosen Gesinnung. „Uns fragt ka Mensch, ob's uns recht is, kümmern m'r uns also nit um fremde Angelegenheiten und — unterhalten m'r uns lieber!" Mit dieser offenen Willensmeinung kam man damals ungestört und ungetrübt und unbehelligt ein ganzes Menschenalter aus. . . .

„Unterhalten m'r uns lieber!" Das klang so bescheiden, war aber doch leichter gesagt als gethan. Allabendlich genau um dieselbe Zeit, an demselben Ort, dieselben Menschen und immer und immer wieder mit denselben Späßen, Einfällen und „Sprücheln", das mußte bei aller geistigen Genügsamkeit der Synedristen allmählich doch monoton werden, vorausgesetzt, daß nicht der Eine oder der Andere eine „Mordhetz" mit der Aufschreiberin, oder mit einem „Pomeranzenbub'n", oder mit einem „Bömaken" am nächsten Tische oder einem jüdischen Hausirer in petto hatte. Sonst ging's so ziemlich stets im gleichen Geleise. Die „Tapper" stritten oder lachten, und wer verloren

hatte, mußte soundsoviel Maß zahlen. Die trank man unter johlender Verhöhnung der „Patzer“ und der Abend war ausgefüllt. Morgen kam man wieder.

So ging's wohl Decennien lang und die „dicksten Freundschaften“ blieben aufrecht. Da fuhr plötzlich der Wettenfel in dieses harmlose Volkchen. Zuerst die Kraftproben. Lebesnier und andere Athleten producirten sich damals in den verschiedenen Arenen bei De Bach, Constant, Peterka ꝛc. und gaben den Wienern viel zu reden. Man stritt hin und her und nannte ein Kunstwerk kindleicht, was der Andere für unbeschreiblich hielt. „Der Vorth'l is All's!“ lautete die Hauptparole und nun begann die Recitation der scheinbaren „Unmöglichkeiten“. Funkelnden Auges lauschte man. „Wer hebt den Sessel unt' beim Fuß mit ein Arm' in d'Hoh? Fünf Maß zahl i gegen Eine!“ Man lachte. „Das wird do ka Hexerei sein?“ Und Einer nach dem Anderen probirte, Keinem gelang es ganz regelrecht; Wein gab's dafür in Menge. Erhitzt erhob sich nun ein muskulöser Fleischhauer und wettete zehn Maß, daß er den Sessel sogar dann emporhebe, selbst wenn der „Klampferer“ darauf sitzen bliebe. Großes Erstaunen. Die Wette wird angenommen, der Fleischer zieht den Rock aus, nimmt einen Schluck, spuckt in die rechte Hand, faßt den Stuhl mit nerviger Faust am untersten Fußende, ein Ruck — und der „Klampferer“ thront in der Luft. Welch ein Spectakel! Die Kunde von der gelungenen Heldenthat dringt in den nächsten Tagen in sämmtliche Bezirke und bald sieht man während der Abendstunden in den Vorstadtschwemmen die Sessel nur mehr in der Nähe des Plafonds schweben. Es gab allerlei Malheur, sogar ernste Unfälle, aber noch mehr Wettwein.

„Das is Alles nix!“ ruft dann nach einiger Zeit, als sich Wien über diese Forcetour genügend ausgesprochen, ein uniformirter Bürger, der soeben von dem Leichenbegängnisse eines „Waffenbruders“ zurückgekehrt und auf eine Halbe „G'mischts“ in der Stammkneipe vorspricht — „das 's Alles nix! Aber 's G'wehr beim Bankanet aufheb'n, das soll Einer probir'n! Zwa Maß gegen Eine!“ Man drängt sich spöttelnd herbei und versucht. Es geht nicht. Wuth, Aerger und Gelächter. „Ein' Vierteleimer gegen a Halbe!“ schreit ein Schottenfelder Bürger.

„Gilt!“ Dem hitzigen Kämpen gelingt es aber nicht, worauf der Schuster kalten Blutes sich zu seinem am Boden liegenden „Schießprügel“ neigt, die Bajonettspitze mit Daumen und Zeigefinger erfaßt, die Zähne über einander beißt und — das Gewehr auf den Tisch legt. Triumph! Der Vierteleimer kommt nach.

Die Gewehrproductionen wurden und sogar mit erschwerenden Variationen en vogue. Nach jeder Ausrückung folgten die Bajonettbravouren mit obligatem Wein- und Bierpönale. Was wurde damals in Wetten vertrunken! Aber — „das is Alles nix!“ rief nach einiger Zeit schon wieder ein neuerer Kraftapostel: „Da schaut's her! Wer macht m'r das nach: Ein voll'n Seitelstutzen zehn Minuten lang mit ausg'streckten Arm in der Luft halten! Was gilt die Wett'?“ Die Sache schien eine Spielerei; Jeder trug sich an, die Wenigsten blieben Sieger. Mancher vermochte das Glas nur zwei bis drei Minuten lang in der vorgeschriebenen Weise zu halten, stieß es unwillig auf den Tisch und bekannte sich lachend oder verstimmt zur Strafe. In welches Locale man trat, man sah meist nur horizontal ausgestreckte Arme, zitternd, mit überfließenden Gläsern. Die Wirthe und Graf Sedlnitzky waren beruhigt.

Aber auch dieser Sport kam außer Mode, nur das Wetten und — Disputiren nicht. Letzteres freilich nur über ungefährliche Stoffe. „Aber so spät!“ rief man dem Eintretenden, der als „Vierter“ schon längst erwartet wurde, vorwurfsvoll entgegen, worauf der Gerügte sich mit den Worten entschuldigte: „No, i hab' ja im Kaffeehaus g'sagt, daß i früher no am Rennweg geh'n muß. Is ja a Eselsweg bis zu der ‚Schützen‘“. — „No, wie weit is's denn, bis da übri? Keine zweitausend Schritt!“ lautete die Replik. „Was, zweitausend Schritt!“ schrie im Uebermaß des Aergers des Apostrophirte, „ja zehntausend, aber keine zweitausend!“ — „Oho!“ hieß es nun im Kreise der Ankläger, „höchstens fünftausend, hin und zurück!“ — „Was, fünftausend, hin und zurück? Was gilt's, daß's mehr als zehntausend sein?“ — „Ein' Eimer zahl i!“ brüllte ein dreistöckiger Hausherr, „ein' Eimer gegen fünf Maß!“ — „Gilt!“ — Und die Gesellschaft erhob sich, machte den Marsch nach dem Rennweg bis zur „Schützen“, zählte die Schritte und kam nach einer Stunde zurück, streitend und wüthend, weil man

über die Zahl doch nicht einig geworden, da schon beim achten Hundert einer behauptete, es wären erst sieben Hundert, welche Meinungsdifferenz sich sogar bei den Tausendern wiederholte, weshalb die Wette unter heftigstem Geschrei für heute als unentschieden erklärt wurde und man beschloß, schließlich den Weg am nächsten Abend nochmals zu machen, aber unter Mitnahme von Erbsen, von denen ein unparteiischer Richter nach jedem gezählten Hundert eine in einen andern Sack stecken mußte! Diese Wetten mit Gehübungen wurden lange und mit Leidenschaft cultivirt; man stritt und wettete über alle möglichen Distanzen und bei den arglosesten Geschichten und Redewendungen, und controlirte stante pede den — Lügner, wie den ehrlichsten Erzähler. Man wettete, wie weit es von der Zieglergasse in die Grohgasse sei, ob die Strecke von der Lerchenfelder- bis zur Matzleinsdorferlinie länger sei, als die von der Mariahilfer- zur Taborlinie. Man wettete, ob es vom Schmelzer Friedhof bis zum „Tischlerkreuz" so weit, als von diesem zur „Riesin" nach Breitensee sei. Man wettete über den Umfang des Bürgerspitales, Trattnerhofes und Freihauses und umging noch Nachts die drei Streitobjecte u. s. w.

So wurde man mit den Abenden fertig. War man doch sogar froh, wenn der Zufall es fügte, in das Einerlei des Beisammensitzens ein derlei animirendes Turnen zu bringen. Als man das einigermaßen doch ermüdende Wettgehen satt hatte, verfiel man plötzlich wieder auf „physikalische" Kraftproben. Es wurden, um auch den Nachwuchs staunen zu machen, neuerdings volle Gläser in der Luft gehalten, Balancenbungen mit dem rechten Fuß versucht, wobei die linke Seite des Körpers fest und regungslos an die Wand gedrückt sein mußte; man wettete über die Kraft und Ausdauer der Arme, wenn sie senkrecht ausgestreckt wären und was der lehrreichen Einfälle mehr sind.

Die Behauptung eines findigen Kopfes jedoch, daß es zu den größten Schwierigkeiten gehöre, zwei, wenn auch geringfügige Lasten, wie beispielsweise zwei Ziegelsteine, mit senkrecht ausgestreckten Armen eine gewisse (nur kurze) Strecke zu tragen, verursachte den einstimmigsten Unglauben. Niemand zweifelte an der Leichtigkeit der Ausführung. „Nur probiren!" meinte der Proponent und — ich erzähle eine Historie aus meinem

Bezirke — schlug vor, die Sache schon deshalb sogleich zu versuchen, als sich die beste Gelegenheit dazu darbiete, indem in derselben Gasse, ungefähr dreihundert Schritte entfernt, ein Haus im Bau begriffen sei und daselbst Ziegelsteine in Masse abgeladen lägen. Alles billigte den Vorschlag und fand ihn sogar sehr natürlich, ohne dabei durch die beabsichtigte „Enttragung fremden Eigenthums" an eine prosaische Defraudation oder gar einen brutalen Diebstahl zu denken. Es war ja nur ein Jux.

So schritt man denn, obwohl es schon Mitternacht, con amore zur That. Die Gesellschaft erhob sich und wanderte, nachdem der Preis der Wette vorerst genau fixirt war, nach dem Ziegelplatz. Jeder nahm seine zwei Steine, und zwar nach Vorschrift zwischen Daumen und Zeigefinger in die stramme, abwärts gesenkte Hand und trabte fort, um die corpora delicti, wie es ausgemacht, auf den Tisch des Hauses, das heißt auf den Wirthshaustisch niederzulegen, wo der Preisrichter, aus einem gewaltigen Ulmer dampfend, erwartungsvoll saß. Aber schon nach wenigen Schritten erlahmte oder ermattete der Eine oder der Andere; diesem entfiel ein Stein, worauf er den zweiten auch wegwarf, der Nächste schleppte die Lasten keuchend und schweißtriefend nur bis zur Wirthshausthür, wo sie ihm von selbst entsanken; der Dritte kam zwar bis an das Ziel, dort aber verließen ihn die Kräfte und war es ihm nicht mehr möglich, die Steine mit den erschlafften Armen bis zur Tischhöhe zu heben, auch ihm entfielen sie, und nur vielleicht der Vierte und Fünfte brachte die Belegstücke seiner Sehnen- und Muskelkraft unversehrt und regelrecht an Ort und Stelle, wo er sie allerdings etwas unsanft hinschmiß und wie gerädert in seine belederte Ecke sank. Hei, was wurde nun getrunken! Und wie sah es nach solchen Experimenten vor und in der Wirthsstube aus! Welche Ziegeltrümmer lagen da allseits umher. . . .

Das ging so eine Woche fort. Es wurde in jenem Kreise von nichts Anderem mehr gesprochen, als von ‚Hebkraft" und von „Tragkraft". Wenn ich Nachts durch die Straße heimwärts ging, begegnete ich ganze Trupps meiner theueren Grundgenossen, welche sich lachend oder fluchend mit den Ziegelsteinen abschleppten. Die ganze Strecke entlang war mit Bruchstücken der mißlungenen Wettversuche wie besäet und ich

weiß nicht, in welche Ausdehnung die neueste Liebhaberei noch verfallen wäre, hätte ihr nicht das unerbittliche Fatum in Gestalt des biederen Poliers Woditschka energischest den Garaus gemacht. Besagter Rächer seiner Ehre trat nämlich, nachdem der Spectakel schon zur höchsten Blüthe gediehen, eines Tages, oder vielmehr in einer sternenhellen Nacht urplötzlich, wie Peter der Große inmitten der zitternden Strelitzen, in den Kreis der Missethäter und donnerte folgenden Fluch: „Hab' ich endlich derwischt nixnutzige Diebsgesindel, elendige, was se acht Tag lang schon Ziegel schnipft, ganze Wagen voll! Hab' ich glaubt, sein se kecke Lehrbuben, miserabliche, was machen Spaßetl dalkerte mit Pulier brave, ehrliche, derweil sein alte Rauberbande! Gleich kummen mit mir auf Pulizei und in Kriminal! Marsch, vurwärts, sunst schrei ich um Patrul!" —

Selbstverständlich beruhigte und beschwichtigte man den gerechterweise Erzurnten, man zahlte ihm hundert Ziegel, die bei dem Privatsport wohl d'raufgegangen sein mochten und lud ihn ein, ein Glas Wein mitzutrinken, was „Vater Woditschka", freilich erst nach einigem Sträuben, schließlich denn auch that, worauf man noch bis zwei Uhr Morgens frohlichst beisammen blieb, nicht ohne neue Versuche anzustellen: welche Hand früher ermattete, jene, welche eine volle Maßflasche, oder jene, welche einen Ziegelstein ausgestreckt hält?

Was gab es damals für Wettspäße und mit welch tiefsinnigen Allotrias vertrieb man sich die obligaten Wirthshausstunden! „Glückliche Leut! Hab'n zu so was a Zeit!" Nun ja, ich weiß, ich weiß. . . . Aber vielleicht amüsirte sich der contemplative Zuschauer bei solchen idyllischen Spielen doch noch besser, als heute der stumme Zuhörer, wenn „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" etwa über die schlaue Orientpolitik des Grafen Andrassy, oder über die strategischen Pläne des Ranko Alimpics debattiren, und nach stundenlangem Wortgefechte doch wieder zu der historischen Aushilfsphrase kommen: „Lassen m'r's, wie's geht, mir können's eh nit ändern!" Ist's da nicht lustiger, wenn die Leute mit einem „därrischen" Krainer „Grad oder Ungrad" spielen? Ich denke. . . .

2.

Zur Naturgeschichte des Schmarotzers.

Das Geschlecht ist ein weitverzweigtes und hat der Varietäten eine unabsehbare Menge. Gefürchtet sind sie Alle, erkannt sind sie bald, aber sie wieder loszubringen ist eine schwere Arbeit, die entweder der Schlauheit oder der Schonungs- und Rücksichtslosigkeit bedarf, um sie von unserer Schwelle und — unserm Tische für immer fernzuhalten. Mit den befiederten Schmarotzern, den gefräßigen, auf- und zudringlichen Sperlingen, machte man in Amerika, als die Plage mit diesen kecken Gesellen zu arg wurde, kurzen Proceß: man schoß sie einfach allmählich ab und das Land ist von dieser lästigen Invasion ewig hungeriger Nichtsthuer befreit; mit dem menschlichen Gelichter dieser Branche kann man bekanntlich nach solch blutig-mörderischer Art nicht verfahren, und es bleibt uns deshalb, wie gesagt, nichts übrig, als mittelst einiger zahmer Kunstkniffe uns der unangenehmen Bürde zu entledigen oder die klebrige Klette mit einem energischen Ruck von uns abzustreifen und, was uns zur Qual geworden, „vor die Thür zu weisen", wie der gesittetere Ausdruck lautet, statt des bekannten landläufigen. . . . .

Schon vor einigen Jahren beschäftigte ich mich mit der Erforschung einer besonderen Species der leidigen Gesammtgattung und ich schilderte den ureigenthümlichen „Sonntagsschmarotzer", der mit Kind und Kegel und sonstigem Anhang die Sommerfrischler zu überfallen pflegt, um sie an ihren Vorräthen, wie ein Heuschreckenschwarm die Felder, kahl zu nagen; was in meinem mehr ehrwähnten Büchlein „Wiener Blut" ebenfalls sehr lehrreich beschrieben und mit Nutzen nachgelesen werden kann.

Dieser Sorte der „Ueberfallsschmarotzer" schließt sich, jedoch in höherem Style, der „touristische Einquartierungspirat" an, welcher der liebenswürdigen Sitte treu bleibt, seine Ferialmonate bei „Freunden" zu verleben, von denen er aus alpinen Ländern stets einige in Vormerkung führt, die nach seiner bescheidenen Meinung sich ein „unbändiges Vergnügen" daraus machen, ihn, den fröhlichst und überraschendst

Angekommenen, auf sechs bis acht Wochen zu beherbergen, d. h. ihm gratis Unterstand zu geben, ihn ebenso zu füttern und zu tränken und ihm bei der (endlichen) Abreise noch ein Gefährte beizustellen, das, ohne jegliches „Trinkgeld" für den Kutscher, den leutseligen schwatzhaften Erpresser an die Bahnstation zu befördern hat. Ahnt er etwas von den hundert Verwünschungen, die dem schmarotzenden Schmutzian auf seiner Heimreise nachgeschickt werden? Und wenn auch, was liegt ihm daran, wenn man am Schlusse auch etwas kalt und verdrießlich schien — er hat ja auch noch anderwärts „alte Freunde" mit hübschen Besitzungen, wo man ohne Zweifel ganz gut aufgehoben und es sich prächtig wohnen lassen mag. Ist man denn nach seinem unüberwindlichen Glauben eigentlich allüberall doch froh, von ihm mit einem längeren Besuche bedacht zu werden, denn er hat den scheinbar von aller Welt Abgeschiedenen gar viel zu erzählen und bringt auch die neuesten Anekdoten und wichtigsten Bonmots mit, die nach seiner jahrelangen Erprobung stets und allüberall mit stürmischem Gelächter aufgenommen wurden. Also an practischen Refugien in und während seiner Ferienzeit ist nie und nimmer Mangel.

Wer das Glück hat, ein Gütchen sein nennen zu können, hat gewiß auch das Unglück, von solchen Kostgängern in speculative Aussicht genommen zu werden. Ich kenne Rentiers, die trotz ihrer reichen Mittel sich kein stabiles eigenes „Sommerheim" gründen, nur um nicht in Obligo zu sein, Gastfreundschaft bis zum — Ueberdruß üben zu müssen. Denn nur an „ungebetenen Gästen" ist nie Mangel, auf Besuche, die uns lieb und werth wären, müssen wir zu unserm Bedauern gar oft verzichten, da für discrete Naturen nichts schrecklicher, als selbst dem leisesten Verdachte ausgesetzt zu sein, aus der gerühmten Hospitalität des Freundes Nutzen zu ziehen, auch nur für ein Vesperbrot und ein Nachtlager lang beabsichtigt zu haben. Von derlei sensiblen Scrupeln fühlen sich jene muthigen Charaktere befreit, die lachend in die Erimetage des städtischen Flüchtlings stürmen, die die oberflächlichste „Bekanntschaft" wie ein ertragsfähiges Geschäft zu behandeln pflegen, die aus der flüchtigsten Begegnung, dem gleichgiltigsten Gruß mindestens einen raschen Imbißprofit herauszuschlagen verstehen, die uns wie Schröpfköpfe im Nacken sitzen

und uns, wenn schon nicht das Blut abzapfen, aber unsere Flaschenkeller leeren helfen und unsere besten Cigarren rauchen. Ach, wie lachte ich über das dumme Gesicht eines meiner witzigsten Freunde, der es erst beim zehnten Male merkte, daß er der Dupe eines sicher calculirenden Pfifficus geworden, indem Letzterer just an jedem Ersten des Monats Nachmittags — natürlich „zufällig" — bei jenem gutherzigen Manne auf Besuch sich einfand, wo dieser, immer zum gleichen Termine, mit pedantischer Pünktlichkeit ein Fäßchen Bordeaux in Bouteillen abzuziehen und seinen renommirten Cigarrenkasten mit neuen Vorräthen zu sortiren und zu füllen die schöne Gewohnheit hatte. Da half ihm denn der Andere fleißigst bei der Arbeit, erschöpfte sich fast in Scherzworten und pikanten Einfällen und regalirte sich aber auch gleich selbst mit soundsovielen Regalias und soundsovielen Gläschen des köstlichen Nektars. Und wie lobte er Alles mit Kennermiene, wie selig schnalzte er mit der Zunge, wie heiter sog er den Duft des edlen Krautes in die Nase, mit welch wortreichem Feuer gratulirte er dem (verdutzten) Besitzer zur gelungenen Acquisition dieser diversen Deliciosa, und — wie spät kam man ihm auf seine Schliche!

All diese stets nur irgend eine „Nutznießung" ausklügelnden und den Erfolg mit seltenem Geschick berechnenden Subjecte gleichen sich, trotz der Verschiedenheit ihrer Inclinationen und der angewandten Manöver, doch in Betreff ihrer Hauptabsicht: der straflosen Ausbeutung des Nächsten, wie ein — Wucherer dem andern. Sie gehören Alle zur selben Sippe, sind Alliirte in derselben Kriegsführung, Genossen derselben Zunft, Meister desselben Metiers, Virtuosen in einer und derselben Kunst, die Repräsentanten des schundigsten Egoismus. Nur „Etwas umsonst", sei es Dies oder Das und sei's die winzigste Kleinigkeit, heißt ihr Lebensprincip. Und da sind die sogenannt „zahmen" oder „genügsamen" und „bescheidenen" Sendlinge dieser Profanwissenschaft auch noch die unausstehlichsten. Der Eine kommt regelmäßig, aber auch immer, wie er bei seiner Ehre schwört, „zufällig" zur Dessert- oder zur Kaffeestunde, um eine nichtige Frage an uns zu richten, oder in plumper Heuchelei sich um unser Befinden oder das unserer „lieben Angehörigen" zu erkundigen. Wie entzückt uns diese auf die Minute berechnete

Aufmerksamkeit des Biedermannes, der auch rasch an unserer Seite Platz nimmt, vom Wetter erzählt und nach der Thür schielt, ob die Magd Tellerchen und Messer oder die Tasse für den geehrten Ankömmling bringt. Sie bringt es und man bietet ihm das Wenige an. Er deprecirt zwar heftigst, läßt sich aber auf inständiges Zureden und Bitten der Frau des Hauses schließlich erweichen und — greift zu. Wohl bekomm's!

Andere, wenn sie auch nicht an unsern Mahlzeiten „redlich" zu participiren den Plan hegen (oder den Appetit haben), verstehen wieder andere Gelegenheiten zu ihrem Vortheile beim Schopf zu fassen; sie beehren uns in unserer Loge, und zwar schon um einviertel acht Uhr und verbleiben darin bis zum letzten Fallen des Vorhanges. Oder sie lassen ein aufrichtiges Faible für unsern sechssitzigen Landauer merken, der für sie immer noch ein Plätzchen hat, wenn sie ihren Ausflug (gleichfalls „zufällig") gerade nach jenem Punkte dirigiren, wohin wir zu fahren beabsichtigen. Denn diese Gilde ist unergründlich und unberechenbar in ihren jeweiligen Zwecken, Zielen, Wünschen und Bedürfnissen.

Und so gehören hieher auch jene ungenirten perpetuirlichen Petenten, welche als „Utensilienschmarotzer" bekannt, und die uns einmal um einen Reisepelz und Fußsack nebst Revolver, das andere Mal um unsere Bolzbüchse oder um einen Plaid, einen Koffer, eine Handtasche, einen Feldstecher, eine Pistole, den Bädeker und die einschlägige Alpenkarte u. s. w. „treuherzigst" und in rührender Zuversicht „anzugehen" — mitunter auch zu beschwindeln — die Stirne haben. Machte doch Einer dieser Branche erst in der jüngsten Pfingstwoche die ganz richtige Bemerkung, als er sich für den „Hochschwab" und die „Veitsch" mit fremder Rüstung, d. h. mit gepumpter Lodenjoppe, lederner Kniehose, genagelten Bergschuhen und Stachelstock touristisch-ferm ausstaffirte: „Wer wird so thöricht sein, sich solches Zeug um theures Geld anzuschaffen, wenn es ‚Freunde' gibt, die es besitzen und es im Bedarfsfalle mit Vergnügen uns leihen!" Mit „Vergnügen!" Woher der Schäker das weiß?

Doch von all diesen Specialisten der Gesammtgruppe, diesen Spielarten der Hauptrace, wollte ich hier eigentlich gar nicht sprechen, wenigstens nicht so summarisch, da sie besonderer Studien und ausgeführter Portraits werth wären. Ich hatte eine andere

Sorte im Auge, die bei längerer und aufmerksamer Betrachtung fast unser Mitleid rege macht: den „Wirthshausschmarotzer", der unter den Schutzmarken: „Geduldet" — „Ausgehalten" — „Mitgenommen" — „Abgefertigt" sein Dasein kümmerlich-lustig fristet, bis das Pfründnerhaus ihm zum Schlußasyle wird. Wie viele Existenzen stehen im Banne dieses „Pentagramms der — Noth"!

Es sind meist ebenfalls „Herabgekommene", die einst bessere Tage gesehen, die in Reichthum, Glanz und Ruhm gelebt oder mindestens in der „Gesellschaft", respective in ihren Kreisen eine geachtete Position eingenommen; die in den abendlichen Zirkeln, sei es im Salon, sei es am Stammtische der angesehensten Ehrengäste und Grundhonoratioren, vielleicht sogar den Ton angegeben, um die man sich schaarte und deren Worten man begierig lauschte. Das währte jahrelang, bis Krisen und Katastrophen, Krankheiten und andere Unfälle über sie hereinbrachen und es mit ihnen allmälich, zuweilen auch rapid, „bergab" ging. Die Fluth des Lebens warf ihre Barke an den Sand, da liegt sie leck und — unreparirbar. Wer kümmert sich um das Wrack? Einige Freunde erbarmen sich des Schiffbrüchigen und geben ihm mitleidsvoll oder weil sie an ihn gewöhnt sind und ihn nicht entbehren wollen, die nöthige Atzung. So wird er Pensionär der weiland Genossen seines entschwundenen Glückes, was in vulgärer Sprache heißt: man läßt ihn mitessen, mittrinken, man „hält ihn aus". Nach Uebereinkommen mit den Uebrigen.

Nehmen wir, die gefallenen und nun souteniten Ex-Größen aus höhern Regionen bei Seite lassend, die Exempel aus gewöhnlichen Sphären, die unsern Augen näher liegen und wo wir die Figuren deutlicher erkennen.

Da sind Theaterangehörige, mitunter Celebritäten von — ehemals, die aber ihre Stimme verloren oder die gichtkrank geworden oder sonst an einem Gedächtniß- oder Leibesgebreste laboriren die, engagementslos, ohne Sparpfennig, auf Collecten angewiesen, und in ihren vielen freien Stunden bei gewesenen persönlichen Gönnern oder notorischen Theatermäcenen überhaupt anzuklopfen pflegen, um, wenn vorgelassen, mit thränenden Augen, zitternder Stimme und die Hand auf die wogende Brust gedrückt,

von den strengen Anordnungen ihres Arztes zu declamiren, wie der Besuch des Heilbades Hall oder Krapina ꝛc. sie allein wieder vollkommen herzustellen und „dienstfähig“ zu machen vermöge, daß jedoch die Mittel für eine so kostspielige Reise u. s. w. u. s. w. Man kennt ja den Sermon dieser geschulten Supplicanten, man gibt, was man kann und will, ohne daß es jedoch den an zwanzig Orten Beschenkten je einfiele, ein so elendes Nest, wo „nur Kranke und Krüppel“ zu treffen, aufzusuchen. Er könnte ja auch gar nicht abkommen, er kann seine intimeren Freunde nicht verlassen und nicht missen, er muß allabendlich in ihrer Mitte, an ihrer Seite sein, in der altgewohnten Kneipe, bei der wohlbekannten Tafelrunde, wo man sich der Beständigkeit seines Eintreffens wegen zwar nicht freut, wo man aber so gutmüthig ist, den „armen Teufel“ zu dulden. Alles kennt seine trübselige Lage, aber man ist so delicat, diese Kenntniß ihn nicht fühlen zu lassen. Man macht anfänglich sogar Ausflüchte, um das „Ehr- und Zartgefühl“ des gewesenen „Künstlers“ und nunmehrigen professionellen Schnorrers und Schmarotzers nicht zu verletzen, und ersinnt allerlei Formen, um seinen Hunger in schonender Weise zu stillen. So ladet ihn heute A. ein, ein halbes Backhuhn ihm abzunehmen, weil ihm ein ganzes zu viel sei. Dasselbe geschieht morgen von B. mit einem Poulard, übermorgen von C. mit einem Schill u. s. w. Es wird Alles dankbarst, aber auch mit Grazie angenommen. Das gleiche rücksichtsvolle Verfahren beobachtet man hinsichtlich der Trunkdonation. Handelt es sich um Wein, so circulirt ohnehin die Flasche oder man wählt sich den Partner. Wird Bier getrunken, arrangirt man Pseudowetten, wobei man den Unterstützungsbedürftigen leicht gewinnen läßt. Daß abwechselnd Dieser und Jener ihm die Cigarrentasche offerirt und der Betreffende mit einer zierlichen Kopfneigung sich „bedient“, ist selbstverständlich.

All das geschieht, wie gesagt, anfangs mit gentilem Tact; alsbald wird man in der Wahl der Modalitäten lässiger und nimmt's mit der vermeintlich nöthigen „Rücksicht“ nicht mehr so genau. Später füttert man den stabilen Kostgänger einfach ab, und A. sagt laut: „Lassen Sie sich etwas zu essen geben!“ und B. ruft am Schlusse des Symposiums: „Jean, das Bier von Herrn X. zahle ich!“ Punctum. Das richtige Verhältniß ist her-

gestellt. X. erzählt dafür allabendlich seine Theatererlebnisse, alte Liebesabenteuer, Geschichten von knauserigen Directoren, bornirten Regisseurs und intriguanten Collegen; er begleitet die generösesten seiner wirthshäuslichen Wohlthäter in später Nachtstunde bis in die entferntesten Bezirke und versieht für sie nebenbei gewisse kleine Russiano- und andere Dienste. Solange es, wie geschildert, hält, steht sich der Mann nicht schlecht; reißt die Kette, fehlt nur ein einziges Bindeglied oder wird man seiner, einiger unsauberen Delicte wegen, überdrüssig und wendet sich von ihm ab, geht's mit ihm rasch zur Neige und die welke, schlotterige Gestalt schwankt dem Spitale zu. Allerdings bringen es Manche vorerst noch bis zum Vagabunden und versuchen sie ihr letztes Glück in Branntweinschenken.

Wie viele dieser Qualität lernte ich im Leben kennen und wie sah ich ihr unvermeidlich Ende immer voraus! Denn die „Schmarotzerkunst" nährt ihren Mann eben doch nicht für alle Zeit, und der Müßiggänger und Faulpelz muß noch erfahren, daß er allüberall zur Last geworden, die man endlich entschlossen abgeschüttelt. Was aber dann? Nun, ich zeigte es ja — ein Elend über alle Maßen.

Hat doch fast jede stabile Gasthausgesellschaft, namentlich wenn sie aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzt, ebenfalls ein derlei Anhängsel, das „frei" gehalten wird. Abgewirthschaftete Geschäftsleute, zu Grunde gegangene Speculanten, ausgebliebene Börsianer, alberne Väter, die durch ihre nichtsnutzigen Kinder um die schönsten Eckhäuser gebracht wurden; gutmüthige Tölpel, die für Lumpe „gut" gestanden; gewesene Hallodris und Jux-brüder, die ihr „Gerstel" bis zum letzten Kreuzer leichtsinnigst „verputzt"; unglückliche Lotterie- und Hazardspieler; Exfabrikanten, die von ihren getrennten Weibern ausgepfändet; Säufer, die ein ganzes Vermögen durch die Gurgel gejagt; Großthuer, die mit Equipagen und Villen, mit Jagden und andern Sportgelüsten paradirten und den „nobelsten Gawlier" verdunkeln wollten; sogenannte „Lebemänner", die ohne heimlichen „Techtelmechtel" mit Marchande de Modes- oder Ballettmädeln nicht existiren zu können glaubten; passionirte Heurigengeher, Kegelschieber und Tarokspumper, die sich den Teufel um ihr Gewerbe und ihr Hauswesen kümmerten, aber bei allen pro-

ponirten und ausgeführten Hetzen so lange mitthaten, als es eben ging. „Fertig“ geworden mit All und Jedem, ohne Hoffnung, sich wieder aufraffen zu können, auf dem „Bettelnutti“-Standpunkt angelangt, müßte er in's Wasser oder mit einem Strick im Sack auf den Heuberg gehen, würden sich die „Freunde“ nicht seiner erbarmen, die dem „alten Spezi“ gestatten, sich bei ihnen einzufinden, um zu essen und zu trinken, was ihm beliebt. Das thut er gewissenhaft, und da er auch bei Landpartien mitgenommen wird und die übriggebliebenen Fleischreste sein Extradeputat werden, so fühlt sich der also Begnadete förmlich verpflichtet, als Gegenleistung die traurige Rolle des ex offo-Spaßmachers zu übernehmen und die Gesellschaft mit Zotengeschichten ꝛc. zu erheitern. Ist er mit dem Vorrathe seiner Kunststücke zu Ende, wird er seinen Wohlthatern allmählich langweilig, oder wird er in seinen Anforderungen gar zu dreist, versucht man es mit eclatanten Demuthigungen, dann mit rohesten Vorwürfen. Nutzt dies Alles nichts und kommt der fatale Mensch nochmals und abermals, so erhält er das übliche „Briefel“, dem ein Zehner beigelegt wird — die Abfertigung. Findet er noch anderswo eine solch gastliche Aufnahme und lange Duldung? Vielleicht. Jedenfalls hat er tiefer zu steigen, bis er in irgend einer Schwemme den angetrunkenen Hausmeistern den „Narrentattel“ abgibt, was ihn wieder für einige Zeit, wenn auch nur nothdürftigst erhält.

Das Geschäft des Schmarotzens ist trotz alledem und alledem ein einträgliches und findet deshalb Anhänger bei allen Altersstufen. Sogar vacirende Commis, davongejagte Praktikanten, ausgestoßene Söhne ruinirter Familien huldigen schon in rosiger und kräftigster Jugend diesem Sporteldogma, ohne daran zu denken, eine feste und ehrenhafte Existenz sich zu gründen. Als ich dieser Tage in einem vielbesuchten Gasthause einen Trupp junger Leute unsinnigst „aufhauen“ sah, fragte ich den Zahlkellner, wer die ehrenwerthen Bürschchen seien? „Lauter Hausherren- und Fabrikantensöhn', brauchen viel Geld, sein g'rad' von Weidling am Bach in fünf Fiaker ankommen!“ — „Und der dort, an der Ecke, der den meisten Spectakel macht?“ — „Der is gar nix, den halten d'Andern aus — ein Schmarotzer!“ — Nu also; was ich mir beim ersten Blick dachte.

3.

Schmutzians.

Geiz, Knickerei und Schmutzerei ist nicht ein und dasselbe. Der Geizige kargt an seiner eigenen Person und kasteit sich; der Knicker zwackt so viel als möglich an seinen Obliegenheiten selbst ab, zu denen er für erwiesene Dienste verpflichtet ist, verkürzt die gerechtesten Ansprüche und schmälert den ehrlichst erworbenen Entschädigungslohn bis zum effectiven Verlust und anerkannten Schaden des Arbeiters oder Erzeugers oder sonst in einem Leistungs- oder Abhängigkeitsverhältnisse zu ihm Stehenden; der Schmutzian huldigt zwar dem gleichen wirthschaftlichen Programm wie sein Vorbild, der Knicker, aber er übertrumpft ihn noch mit dem ausgesprochenen Bestreben, sich bei jeder Gelegenheit, und sei sie die undenkbarste, ein „Extrabene" zu verschaffen und mit Auslöschung des letzten Fünkchens von Standes- und überhaupt Ehrgefühl mindestens ein kleines Profitchen herauszuschlagen. Der Schmutzian ist der verkörperte „höchste Grad" des gemeinsten Eigennutzes.

Wer von fremdem Fette sich nährt, gedeiht, und das durch einen findigen Kniff oder einen schamlosen Coup Erbeutete oder Erschlichene mundet manchem eigenartig organisirten Gaumen besser und dünkt ihm schmackhafter als der köstlichste Leckerbissen, wenn er auf normalem Wege angeschafft, das heißt gezahlt werden soll, und wäre es um einen Pfennig. Nur alles „umsonst" und den Nächsten ausgenützt, so weit und so oft er sich ausnützen läßt! Ich kannte einen seither verstorbenen, ebenso geistvollen als vermöglichen Eigenthümer und Herausgeber eines höchst lucrativen Blattes, der ein passionirter Raucher war, aber sich in diesem Gelüste selbst immer mehr und mehr reducirte und endlich nur während der Nachtstunden ein solches Verlangen hatte, weil — da alle Tabakläden und sonstigen Bezugsquellen geschlossen waren und er heute von diesem, morgen von jenem seiner ausgesaugten Mitarbeiter eine Gratiscuba sich erpumpen konnte. Wie leuchteten da immer seine Augen, wenn die stereotype Ausrede nochmals verfing und er einen armen Teufel

um lumpige vier Kreuzer zu bringen wußte! Im Brummchor der Umstehenden hieß es da freilich immer: „Die alte Schmutzerei!“, aber er achtete nicht auf derlei Glossen, wenn er sie auch vermuthete. Er „konnte nicht für sich und seine Leidenschaft“, obwohl letztere doch nichts als eine häßliche „Charakterkrankheit“ war.

Mitunter gibt ein solcher Kauz zu lachen, wenn man seine gierigen Bemühungen betrachtet, zu denen er sich verleiten läßt, um das Object seiner Absicht, und handelte es sich um einen „Pappenstiel“, zu erreichen. In dieser Beziehung erscheint der „Wirthshausschmutzian“ von erfinderischester Begabung. Nicht nur, daß es diesem ehrenwerthen Manne ein Labsal ist, ein Brot oder ein Glas Bier weniger anzusagen oder eine „Beilage“ zu verschweigen, den Kellner also zu betrügen, versteht er auch sonst noch der Situation die günstige Seite abzugewinnen und ebenfalls als Schmarotzer par excellence allüberall zu participiren, wo — zu schmarotzen ist. Er gebraucht bei diesen seinen tactischen Unternehmungen allerlei Witzworte, wechselt unter drolligen „Spaßetteln“ häufig seinen Sitzplatz und postirt sich als geübter Stratege jetzt zu diesem und dann zu jenem Essenden, um hier ein Spargelstangelchen zu kosten, dort ein Huhnbugelchen schmunzelnd vom fremden Teller zu escamotiren, und dem Dritten ein Tortenstück zu mausen. Dieser Jux ist zwar monoton und wiederholt sich allabendlich, aber er amüsirt sich dabei prächtig und belohnt seine drastischen Einfalle selbst mit dem beifälligsten Lachen. Die Andern und überhaupt die Betroffenen schneiden zu diesen angeblich unschuldigen Scherzen meist verdrießlich längliche Gesichter und Mancher schiebt ihm den halbgeplünderten Teller mit der etwas unfreundlichen Bemerkung zu: „auch den Rest zu nehmen und sich satt zu essen“! Diese Aufforderung erscheint ihm aber nicht als Insulte — im Gegentheile, er begrüßt sie mit freudigem Grinsen und verschlingt — unter stetem Gelächter — die delicaten, unentgeltlichen Bissen. Man kennt derlei Leute zur Genüge, sie fehlen nirgends und fallen dem kleinsten Zirkel zur Qual und Last.

Mit diesen Freibeutereien und Raubzügen ist aber die Aufgabe des netten Männchens nicht erschöpft. Er weiß an jedem Abende ein anderes Thema auf das Tapet zu bringen und ein

neues Motiv vorzuschützen, um einen „Bestgeber“, dem „an fünf Liter Petersdorfer nix liegt“, ausfindig zu machen und ihn zur Festgabe oder zum Pönale für eine verlorne Wette zu animiren. Er trinkt bei derlei abgenöthigten Libationen selbstverständlich am meisten und absentirt sich nur dann aus der Gesellschaft, wenn er, die momentane Stimmung erkennend, bei einem in diesem Fache passionirten Antragsteller die Absicht wittert, irgend eine Sammlung für einen wohlthätigen Zweck durch eine gefühlvolle Ansprache eröffnen zu wollen. In diesem gefahrdrohenden Momente füllt er sich noch rasch seinen geschliffenen Stutzen aus der communen Flasche, leert das Glas mit einem Zug und verschwindet unter den schalsten Ausflüchten. Es gelang uns einmal, einen solchen Saugegel, der uns unablässig schmarotzend brandschatzte und der Gesellschaft dabei nicht den mindesten geistigen Regreß bot, Knall und Fall aus dem Clubchen „auszubeizen“, was mit dem Vorschlage geschah, den Einer (auf Verabredung und nur pro forma) stellte: es möge nach jedem Symposium eine kleine Collecte, abwechselnd zu Gunsten einer Kinderbewahranstalt oder sonst eines humanen Instituts, veranlaßt werden. Nun mied er uns, als ob wir die schwarzen Blattern gehabt hätten, und entschuldigte sich, daß ihm „das lange Aufbleiben nicht mehr gut thue“! Der Schalk! Er beglückte hierauf in einem andern Bezirke einen generosen Künstlerkreis, wo noch mehr für ihn herausschaute.

Es ist fast unglaublich, bis zu welch widerwärtigen Gewohnheiten der enragirte Schmutzian sich versteigen kann; „keiner schreienden Katze“ — wie das locale Sprichwort lautet — „etwas geben“, aber selbst nehmen, wo zu nehmen ist, wenn es auch der simpelste Anstand verbieten würde — so lautet sein Dogma. Da er nicht, wie Hieronymus Lorm, aus Vernunftgründen, sondern nur aus filzigsten Schmutzereiimpulsen der geschworenste Feind des „Trinkgeldgebens“ ist, so wird er, um zwei Kreuzer zu retten, in einer halbstündigen Rede sein „Princip“ klarzustellen, seine eigentliche Absicht, eine „thörichte Sitte“ außer Cours zu bringen, wortreichst zu definiren suchen und, wie er es schon hundert Mal gethan, rechts und links anfragen, ob er nicht Recht habe? — wobei es ihn gar nicht alterirt, daß man ihn ungehört plaudern läßt, da man die wirkliche Tendenz des umständlichen Geschwätzes ohnehin kennt. Man nickt nur schweigend und nickt auch unter

gegenseitigen bedeutungsvollen Blicken, wenn der *usuelle* und Lieblingshandstreich desselben an die Reihe kommt und der heitere Strandräuber sich sein Büchselchen mit den „offentlichen" *Zündhölzchen* füllt, denn — „dazu sind sie ja da". Wer wird sich derlei Kleinigkeiten kaufen, wenn man sie „so" findet!

Man könnte einen dickleibigen Band: „*Der vollkommene Schmutzian, wie er ist, ißt und trinkt*" schreiben, aber das gelehrte Opus hätte doch Lücken, da der phantasiereichste Kopf sich all das nicht auszuklügeln vermag, was der speculative Geist seines Helden zu ersinnen im Stande ist, wenn ihm die Umstände erlauben, seinen Neigungen Spielraum zu lassen, d. h. ganz nach seinem Plaisir zu leben. Der raffinirte schmarotzende Schmutzian wird deshalb für den Turnus seiner häuslichen Absiedereien ein specielles, genau geführtes Repertorium besitzen und nach diesem Vormerkbuche Freund A. „zufällig" während dessen opulentem Dejeuner, die Familie B. beim mit „famosen" Dessertweinen adjustirten Nachtische, das Geschwisterpaar C. zur Kaffeestunde, und den lieben guten Onkel um die Zeit des „Vesperbrotes" — stets zufällig mit einem Besuche überraschen, wird ein paar Worte als Entschuldigung stammeln, sich aber auf die oberflächlichst stylisirte Einladung flugs herbeilassen, „Platz zu nehmen" und einen „Löffel Suppe" oder ein Schälchen oder ein Gläschen nicht zu verschmähen. Ach — verschmähen! Mit weit aufgerissenen Augen wird er das Terrain, das ihm zum siegreichen Schlachtfeld werden soll, überblicken und, sobald er die geeignete Position sich errungen, gleich dem muthigsten Reitergeneral wacker „d'reinhauen". Den staunenden Anwesenden vergeht Hören und Sehen und — der Appetit.

Und nun gelange ich zu der schmutzigsten Seite des Schmutzianismus, die dann zum Durchbruch kommt, wenn der also Abgefütterte, hinlänglich Getränkte und mit Regalitas und Panatelas generös Dotirte auch noch an die Reservecorps in seinem eigenen Heim gedenkt und nach einer *Emballage* späht, um seinen „*Kleinen*", oder seiner „*braven Gattin*" von einzelnen gebackenen oder gebratenen Raritäten oder besonders gelungenen Handerzeugnissen der „meisterhaften" Mehlspeisköchin die Musterbeweise höherer Kochkunst mitzubringen, demnach den gewöhnlichen Deputatsgewinn mit einer quasi Superdividende zu ergänzen.

Der geschulte Schmutzian versieht sich daher bei seinen fiscalischen Besuchen schon anticipando mit einem Bogen starken Papieres, den er, um für derlei Fälle vollkommen gerüstet zu sein, hübsch gefalzt in der Tasche trägt; eine praktische Methode, die er am wenigsten außer Acht läßt, wenn er von unvorsichtigen Bekannten zu einer Landpartie geladen wird, wobei er sich natürlich sämmtlicher Auslagen entschlägt und sich sogar von dem unvermeidlichen Kutscherdouceur durch vorzeitige Abschiednahme dispensirt. In voller Glorie der niedrigsten Habgier und rücksichtslosesten Ungenügsamkeit erscheint der Nimmersatt jedoch erst bei Banketten, bei großen Festtafeln oder auf Bällen und Picknicks mit „freier Credenz" und ditto Buffet. Betrachtet den Embonpoint dieses Mannes bei seinem Abmarsche; das Stanniol, das aus seiner Achselhöhlung hervorblinkt, gehört einer Flasche Cliquot an, die er dem ohnehin schwerbeladenen Garçon oder Aufwärter abzunehmen verstand. „A graus'licher Ding!" heißen ihn seine ihn beobachtenden Freunde und Collegen und schämen sich statt seiner, wozu er übrigens keine Veranlassung sieht. „Soll'n's Andere kriegen?" meint er. . . .

Aber die Schmutzerei als solche tritt nicht nur in der vorgeschilderten gastronomischen Form auf, sie documentirt sich in hunderterlei anderen Arten und Abarten und können namentlich Dienstmägde und Arbeiter die schaudervollsten Details berichten, mit was für „Schrullen" und „Eigenheiten" ihre respectiven „Gnä' Herren" und „Gnä' Frauen" und Chefs und Principale ausgestattet sind. Das leidige Capitel von unserer verrufenen „Dienstbotenwirthschaft" und den vielcitirten Gesellenmißständen und der Lehrjungenentartung erhielte in den meisten Fällen zweifellos seine Aufklärung, wenn die monströse Behandlung, Haltung und Pflege zur Würdigung käme, welche in manchem sogenannt „notablen" Hause dem unterstehenden Personale zu Theil wird. Ein Thier hat's zuweilen nicht schlechter, schon was Liegerstatt und Kost betrifft, von den sonstigen octroyirten Plackereien nicht zu reden. Und der Anstoß zu solchem bereits in den Bereich der Marter und Folter gehörigen unmenschlichen Verfahren ist nicht allein Gemüthsroheit und denkfaule Herzlosigkeit, man quält und verkürzt die armen Leute vielmehr nur aus angeborner und eingewurzelter Schmutzerei. Von welch'

haarsträubenden Scenen dieser Gattung mußte ich oft, und noch dazu in distinguirten und begüterten Familien, Zeuge sein, und wie stieg mir das Blut in die Wangen, wenn ich die Klagen hörte, welche fast unsinnig zu nennende „ökonomische" Maßregeln, Einrichtungen und drakonische Ordonnanzen den Gequälten erpreßten.

„Man muß dem Pack zeigen, wer Herr im Hause ist, und darf das Gesinde nicht übermüthig werden lassen!" sagte mir einmal ein derlei Hanstyrann, der nur finstere und abgezehrte Gesichter um sich sah, auf meine ergebenste Vorstellung und auf meine submisse Meinung, daß Kost und Unterstand und Lohn, womit er seine Untergebenen bedachte, doch eine kleine Verbesserung verdienten. Ich verneigte mich tiefstens auf seine Replik, wünschte ihm ein seliges Ende und ging meiner Wege, auf Nimmerwiederkehr. Welch impertinente Historien erzählt man sich ferner von einigen geschäftlichen Etablissements ersten Ranges, deren Leiter ihre üblichen Sonntagsausflüge von den schonungslos eingetriebenen Strafgeldern bestreiten, zu denen das Gros ihrer Arbeiter nach „altem Herkommen" an jedem Samstagabend unter den erbärmlichsten Vorwänden verurtheilt wird!

Und gerade das „edle Frauenherz" erweist sich in solchen Fällen mitunter noch härter und bringen es die zartestbesaiteten und ätherischesten Wesen, wenn sie „von Haus aus" dafür gestimmt und dazu angelegt sind, in ihren schmutzigen Allüren bis zum Fanatismus. Sollte doch die gute Cenzi zum Beispiele sogar die milden Spenden genau verrechnen und der kunstsinnigen Gattin des überreichen Particuliers X. abliefern, welche die treue Seele für das „Hinableuchten" von jenen Gästen bekam, die der Ehre theilhaftig wurden, den wöchentlichen wässerigen Theekränzchen beigezogen zu werden. Und die immer „rechnungsbeständige" Dame war vom mercantil-administrativen Standpunkte aus auch in ihrem Rechte, denn wie sie zur Legalisirung ihres ungewöhnlichen Begehrens anführte, „kaufe, d. h. bezahle sie die Kerzen, und nicht die Magd!" Gegen dieses Argument war wohl nichts einzuwenden, nur meinte die schnippisch gewordene Linzerin: „Da müssen halt E'r Gnaden auch jedesmal die drei Stöck' selber hinab- und wieder heraufsteigen, dann können 's Ihner den ganzen Rebach b'halten!" Ein resolutes Mädel, das auch

allsogleich den „vornehmen Platz“ kündigte und lieber zu einem plebejischen Fleckfieber in Dienst ging, mit der Motivirung: „Wenigstens bin i bei keine Schmutzian's, wann's auch im Haus nit gar so rein ausschaut, wie dort bei die hungrigen Noblichen!“ Und richtig hatte es die Kluge mit ihrer Wahl bestens getroffen! — —

4.

Knicker und Unverschämte.

„Vergelt's Gott tausend Mal! Küß' d'Hand 'r Gnaden! G'sundheit und a lang's Leb'n! Werd' fleißi bet'n! . . . Is das a Schmutzian! An Anserl! Pfui Teufel! Fünf Gulden zahl' i, wann's dem Knicker a urndliche Katzenmusi mach'n! Na wart, g'freu Di, was Du morg'n bei Deiner Thür für a Bindband find'st!“ — Kann der enthusiastischeste Humanist leugnen, daß es Lumpenkerle gibt, welche den Geber und die Gabe, wie angedeutet, tractiren, mit den vorcitirten, dem Lehrbüchel der Heuchelei und Unverschämtheit entnommenen Textworten in Hundedemuth begrüßen und in demselben Athemzuge voll kritischer Entrüstung — abthun? Kann der wohlmeinendste Menschenfreund es leugnen, daß es eine „Gaunerei der Armuth“ gibt, welche den Edelsinn schamroth macht und die zartesten Regungen des Herzens so impertinent blamirt, daß im Laufe der Zeiten von der Secte der Getäuschten sogar wiederholt die peinlichste Folter der „Selbstohrfeigung“ applicirt wurde? Ach, die ewigen Wahrheiten dieser sattsam bekannten Hypothesen werden ohnehin von sämmtlichen Wähler- und Diätenclassen der civilisirten Ansiedlungen dieses Planeten ohne jegliche Debatte anerkannt; die holdseligste und die fatalste Merkwürdigkeit an der Sache ist nur der Umstand, daß die Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit ihrer gerne vergißt, während die schofelste Knickerei zur Beschönigung ihres Seelenschmutzes sie unausgesetzt im Munde führt und sich unter gründlichstem Hinweis auf die mannigfache Tartüfferie und Unwürdigkeit von dem winzigsten Mitleide — pardonnirt.

„Ich geb' nichts, das ist mein Grundsatz!" lautet die Entschuldigungsphrase der Filze. Wie bequem und wie billig solche „Grundsätze"! Man wird nicht getäuscht, man wird nicht betrogen. Man kommt nicht in Gefahr, von Heuchlern im Geheimen verhöhnt und verspottet zu werden, man enthebt sich des unerquicklichen Gefühles, sich von Unwürdigen genarrt zu sehen, man assecurirt sich gegen den Verdacht, kein Menschenkenner zu sein. Wer nie und gar nichts gibt, unterstützt auch nicht die Faulheit; wer keinen Kreuzer verschenkt, spornt zur Arbeitslust an; wer seine Börse nie öffnet, ermuthigt auch nicht den dreisten Bettel; gewiß lauter löbliche Errungenschaften, mit denen sich der Knauser befriedigt zu Bette legt. Man kennt die Sorte und ihre Moral, die nicht zu den mindesten Auslagen nöthigt.

Ich muß nur immer lachen (da man gewisse Leute doch nicht niederschlagen kann), wenn jährlich die leidige Tributwoche im Anzuge und das mit allen denkbaren Segenswünschen armirte Heer der Geschenkspeculanten sich zum Aufbruche parat hält, um uns für die zugedachten „glücklichen Feiertage" und das bewilligte „glückselige neue Jahr" die übliche Taxe in gereimten und ungereimten Sprüchen abzufordern. In welchen schlauen Stylwendungen und mit welch syntaktischen Meisterstücken sich die des Angepumptwerdens Fürchtenden gegen die Zumuthung wappnen, auch nur einer winselnden „Mutterhündin" eine Brotkrume zu verabreichen. Wie sie da schon vierzehn Tage vorher über die schlechten Zeiten seufzen, von fälligen Wechseln, hohen Miethzinsen, Vormundschaftspflichten, Geschäftsverlusten und Familienkrankheiten die erschütterndsten Details zu erzählen wissen, wie sie über die eigentlichen Obliegenheiten der Humanitätsanstalten die salbungsvollsten Amendements declamiren, um nach solchen vertraulichen Mittheilungen zu der altgewohnten Resolution zu kommen: „Ich geb' heuer nichts!" — Als ob sie je einen Kreuzer verschenkt hätten! — —

Als ob sie überhaupt je Etwas verschenkt hätten! Als ob der erpichte Knauser, der fanatische Knicker zur Rechtfertigung seines egoistischen Cultus temporärer Motive bedürfte! Als ob man den Mann nicht kennte und seine Consequenz nicht begreiflich fände! Ich erwähne dieser Käuze auch nur, weil mich ihre Angst ergötzt, mit der sie der „Spendirsaison" entgegensehen,

zitternd, daß die Gratulationsepidemie endlich doch noch solch gefährliche Dimensionen annehme, daß schlechterdings keine Möglichkeit mehr vorhanden sei, dem Folgeübel zu entrinnen, d. h. daß durch unabweisliche Ausnahmsfälle vielleicht die Nothwendigkeit eintrete, wenigstens einige Zehnerln springen zu lassen und so seinen „heiligsten Grundsätzen" untreu zu werden.

Fern sei es von mir, dieser Unsitte des Massenpumps, dieser festlichen Gelderpressung, die sie trotz der gütlichen Form ist, dieser kalendarischen Attentate auf unsere Großmuth das Wort zu reden. Aber es sind hinwieder der wahrhaft Dürftigen so viele, deren bescheidenes Präliminare, deren bescheidene Hoffnungen durch herzlose Knauserei nicht gestört werden sollten. Wem durch die Gunst der Verhältnisse oder durch die Nachsicht des Himmels, durch blinden Zufall oder durch verdientes Glück die Mittel geboten, sein Scherflein zur Linderung der Noth seines Nächsten beizutragen, der möge es thun, denn auch Erbarmen trägt Zinsen. Seht Euch jedoch die Leute an, und ehe Ihr sie Eures Mitleids werth erachtet, prüft als unerbittliche Censoren Herz und Nieren. Namentlich gedenkt der armen Kinder, wenn sie keine dressirten Petenten; die Unbilden des Winters drängen sie noch mächtiger an die warmen Stätten des Wohlstandes; die kleinste Gabe wird zum unauslöschlichen Male der Dankbarkeit, denn was Ihr den Kindern thut, das wird nimmermehr vergessen, das bleibt eingeprägt in der Seele lebenslang und unvertilgbar.

Das wollte ich Euch zu Gemüthe führen, ehe die unabänderliche Katastrophe der Gratulationsüberfluthung hereinbricht, auf daß Ihr nicht aus der Haut fahret oder Euch im Ingrimme sonst ein Leid anthuet, sondern das Uebel traget, wie es honetten Christen (und auch anderen Confessionen) ziemt. Seht, jahrüber muthet Ihr Eurem Mit- und Nebenmenschen tausend Dinge und Dienste zu und fordert nicht selten ohne Fug und Recht und nur vermöge des Privilegs Eurer Selbstüberschätzung und Erniedrigung des Nächsten, von ihm schweigenden Knechtssinn und Duldung Eurer Anmaßung und die unbegründetste Ehrfurcht vor Eurer Größe oder Würde! Nun, wenn diese armen Teufel am Schlusse des Jahres eine kleine Abrechnung halten und für die zahllosen Demüthigungen, die Eure Eitelkeit ihnen auferlegt, ein, ohnehin

überaus mäßig beziffertes — Pauschale in Form einer milden Gabe erflehen, so liquidirt den Conto, und wäre es durch die dürftigste Spende, und Ihr seid einer wahrhaften Schuld quitt und ledig und könnt von morgen an wieder die Herren der Erde spielen. — Ich hoffe, daß man mir für diese uneigennützige Anwaltschaft der Armuth von gegnerischer Seite keine Prügel zuerkenne.

Würdigt Eurer Großmuth — (worunter auch die Prügeldotation begriffen) — überhaupt nur die Verdientesten. Vielleicht seid Ihr sogar Verschwender, indem Ihr Unwürdige beschenkt und Schmeichler und Speichellecker füttert und Faulpelze und nichtsnutzige Schlingel in der Sonne Eurer Gnade gedeihen lasset. Reducirt die etwaige Generosität deshalb auf die Hälfte und jagt die bettelnde Unverschämtheit von Eurer Thüre. Mit dem Reste Eures Wohlwollens könnt Ihr tausend Thränen trocknen und der aufrichtigste, segnende Dank ist Euch gewiß. Und daß die Unverschämtheit mit ihren Wahrzeichen nicht lange hinter dem Berge hält, das ist noch das Gewinnbringende für den Zweifler.

Ein kurzes Beispiel aus dem üppigsten Vorrathe. Der seither verstorbene Bäckermeister Franz, dessen Wohlthätigkeitssinn stadtbekannt, betheilte zu Beginn des Jahres 1871, wie's der kostspielige Zwangsgebrauch vorschreibt, auch die vielköpfige Schaar jener Ganymede, in deren Verwaltungsgebiet seine „reschesten" Fabrikate in Auflage erscheinen. Vier bis fünf Gulden für jeden Einzelnen seiner gefährlichsten Kritiker limitirte der Mann, der nebstbei Hunderte für hilflose Arme spendete. Aber jene Herren Kellner, zu deren genossenschaftlichen Gebräuchen es gehört, bei geheimen Symposien Champagner zu saufen — waren über die Zumuthung, sich mit dem „Bettel" zu begnügen, standesgemäß entrüstet und — sendeten in schönster Eintracht die Spende zurück, mit dem Bedeuten: „unter zehn Gulden nichts anzunehmen!" — Ich sagte es ja, daß es nicht schwer fällt, zu erkennen, wo die — Unverschämtheit beginnt.

5.

Lumpe.

„Von den Wienern sind Viele eher verschwenderisch als freigebig."
(Beiträge zur Schilderung Wiens. II. 1782.)

Man wird hart mit den Jahren. Die Summe von Enttäuschungen, die Einem die liebe Mitwelt zu bereiten versteht, ist denn doch eine allzu beträchtliche und überragt die Ziffer um das Hundertfache, wo wir mit unserem Mitleid und Erbarmen — nicht fehlgegriffen. Welch Beschämung und Aerger wird häufig unserem Herzen später zu Theil, wenn wir es in erster Wallung und Aufregung handeln ließen und die vernünftigsten und naheliegendsten „Wenn" und „Aber" nicht berücksichtigten. Nun liegt mir nichts ferner, als Lieblosigkeit zu predigen oder die Hand, die dem Armen zu geben Willens ist, zurückzudrängen, und der Mildthätigkeit im Allgemeinen abzuwehren, allein, ich möchte daran erinnern, daß es geradezu ein — Unsinn ist, wenn nicht gar ein Verbrechen, unterscheidungslos auch Unwürdige zu unterstützen, den professionellen Bettel zu ermuntern und das faulenzende Tagdiebthum, notorische Lumpe und Taugenichtse, unverbesserliche Trunkenbolde und sonstiges galgenreifes Gesindel durch Wohlthaten zu belohnen. Die wahre Armuth ist nicht schwer zu finden, der Segen des Himmels ruht auf Euch, wenn Ihr sie aufsucht und — oft mit kleiner Gabe — Hilfe und Rettung bringt; aber es ist, gelinde gesagt, thöricht, dem arbeitsscheuen Fechtbruder, dem vagirenden „Drahtzieher" und „Schnallendrücker", dem ausgesprochenen Habitué der „Gifthütten" auch nur einen „lucketen Kreuzer" zu schenken. „I küß' die Hand, i werd' fleißi dafür beten!" ruft der exemplarische Süffling Knieriem im „Lumpazi", als ihm Stellarius Geld gibt, aber er dreht sich in derselben Minute um und lallt: „Ein' Schnaps, Frau Wirthin!" Zeichnete Nestroy zu grell? Mit nichten. Seine Figuren, wenn auch zuweilen aus der untersten Hefe genommen, haben doch alle gelebt, sie leben leider heute noch.

Man muß in der Nähe einer Branntweinkneipe oder Surrogat-Kaffeeschänke wohnen, um die richtigen Porträts aus der

Galerie der „Lumpe“ zu sehen. Da gab es unlängst in einer südwestlichen Vorstadt behufs Tieferlegung des Hauptcanals auf einer langen Strecke eine mächtige Erdarbeit zu verrichten; der Polier war einigermaßen in Verlegenheit, denn es fehlte momentan an den nöthigen Kräften; es war also Geld zu verdienen, ehrlichst, wenn auch mit Krampen und Schaufel und Schiebkarren, aber es meldete sich Niemand, Keiner von all den müßigen Gaffern, die, knapp an, in der dumpfen, qualmigen Fuselhöhle herumlungerten, war zu bewegen, Hand anzulegen. Sie lächelten nur zu dieser naiven Zumuthung oder grinsten vielmehr den Aufforderer frech an, worauf der Abgerissenste der sauberen Gruppe, ein widerlich aufgedunsener, gelbwangiger Strolch von sechs Schuh Länge, ein baumstarker Kerl, das Wort als Sprecher übernahm und geringschätzig hinwarf: „Dös is ka Arbeit für Weaner Kinder, da g'hör'n Böhm' dazu!“ Und Alles nickte zustimmend und soff weiter.

Sie lächelten nur. Warum auch nicht? Ein paar Schritte um die Ecke, und die nöthigen Kreuzer sind in fünf Minuten erbettelt, um ein frisches „Stamperl“ sich füllen lassen zu können. Dauert's manchmal länger, bis der Betrag ergaunert, wird bei der Ankunft unter den Genossen nur etwas mehr geflucht und über die „schundige Bagaschi“ noch heftiger geschimpft, die für die „Armen“ gar nichts mehr thue. Dies ist die ganze Thätigkeit dieser Sippe, ihr Lebensprogramm: Bettel und Schnaps, ihre Nationalhymne:

„Was uns 's Fechten g'winnt,
Durch die Gurgel rinnt“,

ihr Domicil Tags über die brenzelige Spelunke, bis der „Herr Vater“ sie Abends schließt; d'rauf (zur Sommerszeit) ein Gang zur „grünen Bettfrau“ in den Praterauen, oder in den Liniengräben, oder in den Gebüschen des Heuberges und des „Laaerwaldls“, wogegen, wenn's fröstelt, oder naß oder schneeig ist, ein Auslaufcanal die willkommenste Schlafstätte gibt. Das Entsetzlichste ertragen sie, um das Allerentsetzlichste nicht probiren zu dürfen: die Arbeit! Wird ihnen schließlich . . . Manches am Leibe doch unbequem, meldet sich der Gepeinigte (mit schwerem Herzen) in's Spital, worauf nach dem Reinigungsproceß der „gesund Entlassene“ selbstverständlich seine ersten Schritte wieder

dorthin wendet, wo ihn die Andern bereits sehnlichst erwarteten. Wer zeitweilig auch einen Blick derlei Boutiken widmet und die mit Fetzen nothdürftig Behangenen, wenn auch nur flüchtigst, mustert, verdirbt sich freilich für den betreffenden Tag den Appetit, aber das Bild, so abscheulich es ist, dünkt mich doch belehrsam, mindestens regt es zu allerlei Gedanken an, worunter jene gewiß nicht die unnöthigsten, die sich etwa mit dem beliebten Modus unseres Almosengebens beschäftigen, der selten die Qualität der Würdigkeit zu untersuchen pflegt.

Wien, das als „gutherzig" und „wohlthätig" lärmendst ausposaunte Wien, schenkt zu viel und — zu wenig. Tausende von Gulden werden alljährlich in unausgesetzten Kreuzergaben verschwendet, da sie nur zur Stillung des Durstes der dreistesten Straßenbettler dienen, während die verschämte Armuth, die herzergreifendste Dürftigkeit, die wahrhafteste Noth und das unverschuldetste Elend in Dach- und Kellerlucken, in ausgepfändeten Kämmerleins, in feuchtkalten Krankenstuben und zwischen kahlen Wänden auf elendem Strohlager, ungesehen und ungehört und unaufgesucht verschmachtet. Macht, zur Abwechslung einmal, statt auf der eleganten Ringstraße zu flaniren, einen Rundgang in den entlegeneren Arbeitervierteln und seht Euch den Jammer an, der da aus den abgezehrten Gesichtern der Unbeachteten und Vergessenen beredter spricht, als das wortreichste Geplärre des geschulten Bettelvagabunden, der Euch die Hand entgegenstreckt und keck den Weg vertritt.

Ihr gebt den Obolus, um Euch von weiterer Behelligung loszukaufen. Ihr vertheilt auch jahrüber lobenswertheste Qualitäten von Holz und Kohlen und Kleidungsstücken, aber es ist auch in diesem Punkte die fatale Frage offen, ob denn zweifellos stets die Berücksichtigungswürdigen der edelsinnigen Betheiligung sich zu erfreuen haben, und ob nicht glatte Wohldienerei, Gleißnerei, Schönthuerei und Heuchelei sich vordrängen und die Rationen, die der verdienstlichen Armuth vermeint sind, sich zu erschleichen oder zu erwinseln verstehen, um — sie dem nächsten Biedermann, der in seinem Greißlerladen auch „Ungebleichten" und Rosoglio führt, um ein Billiges zu verkaufen. Waare gegen Waare. Man könnte Geschichten von derlei Tauschhandel erzählen. . . .

Und so verschenkt man auch Brot in Menge, die schönsten Stücke von unserem theuren Brote, das oft so schwer zu verdienen. Und man verschenkt es an Leute, die gar kein Bedürfniß und kein Verlangen darnach haben, da das Um und Auf all ihrer Wünsche doch immer nur Schnaps und wieder Schnaps ist, höchstens in der Kneipe noch dazu ein „Saueres“ und ein „Salzfleckel“. Brot, das ihnen zu trocken, „ästimiren“ sie nicht. Ich war neulich so . . . unüberlegt, einen Viertellaib besten Hausbrodes, das einem vor mir dahinwankenden, vollends zerlumpten Mitgliede der weitverzweigten Mendicantengenossenschaft aus seinem durchlöcherten Sacke fiel, aufzuheben, es ihm nachzutragen und ihm einzuhändigen. Der würdige Greis brummte Einiges in seinen Bart und meinte schließlich: „Hätten Sie's liegen lassen, wär' a ka Unglück g'west!“ Er steckte es im Dusel abermals in denselben Sack, es fiel wieder durch, er bemerkte es, schlotterte aber unbekümmert weiter. Nun vielleicht fand es ein ausgehungerter, abgezehrter Lehrjunge, oder ein abgemagerter Ziehhund erschnappte sich den Bissen, oder ein Comfortablekutscher hob es auf und machte seinem armen Gaul, der auf schmalste Diät angewiesen, damit ein unerwartet Cadeau. Es geht ja nichts verloren im Weltall. Und so verzinsen sich im schaffenden Haushalte der Natur ohne Zweifel auch jene fünf Stücke Brode, die vor ein paar Tagen ein anderer Repräsentant dieser Gattung, als er seine Säcke dieser lästigen Bürde entleerte, in den Ausguß warf. Ich hätte so gerne meinen Stock auf seinem Rücken tanzen lassen, aber ich hielt mich noch rechtzeitig zurück, denn erstens war es ein edles Rohr, um das mir leid gethan hätte, wenn es in Trümmer gegangen wäre, und zweitens sind derlei autonome Judicata auch nicht gestattet. Zudem ist der impertinente Fall auch nicht vereinzelt, ja nicht einmal selten: allwöchentlich Freitags, am üblichen Processionstage der Bettler, kann man schon in den Vormittagsstunden in den Rinnsalen und sonstigen . . . Abflußorten die prächtigsten Brote liegen sehen, die Donationen unserer weichherzigen Frauen und Mägde, genießbarste Stücke, die aber von den überdrüssigen Empfängern hier deponirt werden. Und hunderte ehrliche Menschen foltert der quälendste Hunger!

Seht Euch die Leut doch genauer an, bei denen Ihr glaubt, Dank zu ernten. Vor etlichen vierzig Jahren gab die Volkssängergesellschaft Jonas eine drastische Scene: „Ein Paar Wiener Bettler.“ Die Beiden saßen beisammen und erzählten sich ihre Erlebnisse: Wie grob man manchmal mit ihnen sei, wie man sie zwei-, ja sogar drei- und viermal „läuten lasse, bis's der Gnädigen g'fälli is, aufs'machen und ein' schlechten Kreuzer in Hut z'werfen“ u. s. w. „Ja,“ meinte der Eine, „die Zeiten wer'n schlecht, a orndlicher Bedlmann verdient si nit amal mehr sein' Rausch, denn — was kriegt m'r? Geld wunderselten, meistens lauter G'fraßt, was m'r nit mag. Ja, was g'schiecht m'r heut? A Haus, wo i schon zehn Jahr hingeh — s'is meiner Seel nit der Müh' werth, daß m'r um die paar Groschen Stiegen auf, Stiegen ab steigt, aber m'r thuat's, weil m'r's g'wohnt is — also, daß i sag, was g'schiecht m'r heut in St. Ulrich? I läut an und bet' mein' halberten Vaterunser, macht die Köchin auf und sagt, i soll warten. Denk i m'r, was gibt's denn da Neug's, sonst hat m'r sein Geld glei kriegt und hat können weitergehen . . . m'r is nit aufg'halten wor'n. Gut also, i wart, in der Meinung, es kommt a alter Kaput zum Vorschein, den m'r vergitschen könnt, oder so was dergleichen. Aber ka Spur! Ganz was anders! Der dienstbare Geist hätt's gar guat g'meint mit mir! Kommt die mit einer Rein voll Kraut — dös soll i essen! Fressen's den Gatsch selber, hab' i g'sagt und bin 'gangen und geh' in das Haus a gar nimmer hin. So a Volk! A alt's Kraut!“ Worauf der andere empört ausrief: „Wann mir das g'schiecht, hat's d'Rein mit sammt'n Kraut über'n Kopf! Die Leut' thäten sie schon All's erlaub'n mit uns!“ — Das lustige Genrebild ist nicht antiquirt, es paßt auch noch für heute.

Ja diese Leute sind nicht ohne Humor, trotz des angeblichen Elends, das sie in oft ostentativen Fetzen zur Schau tragen. Man kennt die Anekdote aus den Zwanziger Jahren, als Deinhardstein einem zudringlichen Bettler, der ihn an einem heißen Augusttage auf dem Wasserglacis mit seinem Geflenne molestirte, den Rath gab, zu arbeiten, und dieser trotzig erwiderte: „Mein G'schäft geht jetzt gar nit!“ — „Das gibt es nicht“, rief der Herr Regierungsrath und Hoftheaterpoet, „daß ein Geschäft in Wien gar nicht gehe; was treiben Sie denn für eine Profession?“ —

„I bin Schneeschaufler", replicirte der Schlaumeier, „i hab' sonst nix g'lernt und da is im Sommer a nix zu verdienen! A rechts Unglück, wann Ein'm die Eltern nit was G'scheidt's lernen lassen!"

Und so bekam ich vor etlichen Jahren selbst eine noch classischere Antwort, als ich in einer Taverne des Purkersdorfer Revieres Rast hielt — ich kam eben von Wien, wo man über den fühlbaren Mangel an Arbeitskräften klagte — und ein veritabler „Bruder Straubinger" mich unabweisbar attaquirte. Ich gab den üblichen Tribut, gestattete mir jedoch die Nebenbemerkung, warum ein so rüstiger Mann nicht lieber der Arbeit sich widme? „Ich fand keine," antwortete er kleinlaut. „Wer sind Sie?" — „Friseur." — „Und da geh'n Sie in den Wiener Wald Arbeit suchen?" — „Ich such' keine Arbeit, ich geh' nur betteln!" In diesem Momente fiel mein Blick auf die Inseratenseite eines vor mir liegenden Blattes und zufälligster Weise auf eine Annonce, die mit schreienden Lettern verkündete: „Friseure werden gesucht!" — „Da sehen Sie einmal," sagte ich, „in Wien fänden Sie Platz und anständige Beschäftigung!" Aber der schüttelte den Kopf und murrte: „Mein Gott! A Braut, a Haus und a G'schäft, was amal in d' Zeitung g'setzt wird, da is nie viel d'ran! Glauben Sie's mir, bester Herr!" Und er wandte mir den Rücken und ging an den nächsten Tisch — betteln.

Und ein unbewußter Komiker — wenn auch unerfreulichster Sorte — war der graubärtigste Veteran dieser promenirenden Zunft, der im vorigen Jahre an einem hohen Feiertage die Passanten des Haarmarktes arg behelligte und deshalb von dem aufgestellten Posten als arretirt erklärt wurde. Da traf es sich aber, daß plötzlich ein Wirrwarr von Wagen entstand, die von vier Seiten aneinander prallten und der Mann des Gesetzes genug zu thun hatte, um Ordnung zu schaffen. Diesen Umstand vollauf würdigend, beschwichtigte der zu Escortirende auch den Bedrängten und ermahnte ihn sogar, hier zu bleiben. Schau'n's auf Ihner'n Platz, Herr Sichermann, Sö sein da nothwendiger und bekümmern's Ihner nit um mi; mir g'schiecht nix, i bin a alter Bettelmann und bin schon hundertmal eing'führt wor'n und weiß, wo i hin g'hör'. Bleiben's da, i find' schon allan ins Polizeihaus. Wär' schad', wann's Ihner wegen mir strapezireten. Pfiart Gott, Herr

Sichermann!" Und der kaustische Selbstschätzer ging richtig an den „Ort seiner Bestimmung", um sich vorschriftsmäßig zu „melden". Und dann sage man noch: „Lumpe kennen keine Ordnung!" —

6.

„Mein Alter!"

Der Saxhofer Karl „verdefentirt" sich wegen vermeintlicher Unbildung:

„Was 's für verruckte Leut' gibt! Da erzähl' i gestern an G'spaß von mein' Alten, fragt mi a Herr — muaß a Ausländer g'west sein, a Preuß' oder so was dergleichen — fragt mi also der Herr: wer das is: ‚mein Alter'? Wer ‚mei Alter' is? sag' i, no, ‚mei Alter' is halt ‚mei Alter', worauf, wie's Eng eh denken könnt's, a unbändig's G'lachter losgangen is. — Der aber gibt nit nach und will justament wissen, wer ‚mein Alter' is, bis i gifti word'n bin und nach ein' ordentlichen Schluck, so g'wiß bagatellmäßig, g'sagt hab': A Seid'nzeugfabrikant, wann's nix dagegen hab'n, und auf dem Grund da sein m'r z'Haus, und das Dreistöckiche g'hört uns, und wann's no was wissen woll'n, so schau'n's in Grundbuach nach, schuldi sein m'r, Gott sei Dank, kein' Menschen was, und jetzt pfiart' Ihna Gott mit Rosenwasser und halten's Ihner hübsch bei der Mauer, daß Ihner nix in Sack einifallt', schamster Diener, wünsch' wohl g'speist zu haben, schaffen's ein andersmal, wann's nix brauchen!"

„Glaubt's, daß a Ruah war? Ka Red! Das Kreuzköpfel kennt si no immer nit aus und meint — natürli Alles hochdeutsch: — ‚Darum handle es sich nicht, sondern in welcher Beziehung ich zu jenem Alten stehe?' Jetzt bin i aber schiarch word'n und hab' gifti g'fragt: In welcher Beziehung i zu mein' ‚alten Herr'n' steh'? I bin halt sein Aeltester, im Ganzen sein m'r Fünfe, drei Söhn' und zwa Madl'n! Hat's no nit begriffen! — ‚Geh', laß'n steig'n, wie an Raffler!' sag'n d'Andern und stoßen mi mit'n Ellbog'n, i war aber nit aufg'legt zu einer

Frozzlerei und hab' dem Herrn Professor der höcher'n Dummheit gar ka Antwort mehr geb'n. Auf einmal geht ihm, wie er unser'n Discours weiter hört, a Flambo auf und er g'spannt endli, von wem die Red' war. Das hat a Arbeit kost't! Jetzt aber kummt der zweite Theil von der Rauberg'schicht'!“

„Der beutelt no alleweil mit'n Kopf, brummt was und ruckt auf einmal mit der Farb' außer und sagt, versteht si wieder hochdeutsch: ‚daß ihm dies unbegreiflich sei, wie man seinen Vater nur per: ‚mein Alter‘ tituliren könne, daß dies einen Mangel an Ehrfurcht und kindlicher Liebe bezeuge, daß es herzlos und gemüthlos sei, Denjenigen, welchen man . . . . .‘ Weiter hab' i 'n nit reden lassen und hab' nur g'fragt: Mit wem hab'n m'r denn die Ehre? ‚Medizinä Doctor N. N.‘ No, kraupeter Spitalbajazzo, sag' i drauf', glaubst epper, mir brauchen von Dir was z'lernen? Wann i zu mein' Alten ‚mei Alter‘ sag', und von mein' Alten als ‚mein Alten‘ red', wie's bei uns allgemein Brauch is, so hau i Den um d'Erd', dem's nit recht is und der da von Unbüldung red't und uns vielleicht gar a Unbüldung vorwirft! Wer is ungebüldet? Elendiger Pflasterschmierer, uns lernst ka Büldung! Mir sein Gott sei Dank a in d'Schul gangen, zu St. Anna, und hab'n g'rast gnua mit die protestantischen Buab'n auf der Glacis, wie's no eine geb'n hat, und brauchen von so ein' Klystierspritzenritter ka Büldung z'lernen! . . . . Daß i's kurz mach': Hat müass'n aussi g'feuert werd'n, war früher ka Ruah . . . . . A so a Mensch, der von Wean gar nix weiß, der nit einmal g'wußt hat, daß's bei der ‚Linden‘ jetzt 's beste ‚Bock‘ schänken, will uns — uns was Neug's d'erzähl'n!“

„No, mein Alter hat nit viel g'lacht, wie i ihm dö Hetz warmer z'Haus 'bracht hab'. ‚Hast'n aber a ord'ntli doppelt?‘ hat er g'fragt, mei Alter; no, sag' i, a Hausherrnsohn von der Kaiserstraß'n wird sie do von ein' daherg'loffenen Ausländer ka Büldung lernen lass'n! ‚Recht hast g'habt, Karl, nur nix einstecken von die sogenannten ‚Ganzg'scheidten‘, das ginget uns no ab!‘ — Geht's, weil m'r so fesch beisamm sitzen, laßt's no was einschänken! — Karl — ein Doppelliter, aber ‚ohne‘!“ —

7.

„Eing'steckt is nit g'stohln!"

Gast (klopft und ruft): Ein Abendblatt!

Jean (für sich): Ja, jetzt um Achte ein Abendblatt, bei uns! Kannst lang rufen und klopfen . . .

Gast (ungeduldig): Ein Abendblatt!

Jean: Geh, Mischko, sag' Du ihm's, wie die G'schicht is, i mag mi nit giften . . .

Gast (im Zorn): Ein Abendblatt! Kreuzsakr . . .

Mischko: Entschuldigen — 's is kein's mehr da — die Herren Gäst' hab'n schon alle eing'steckt!

Gast (verwundert): Wer — wie — was — eingesteckt?

Mischko: Die Abendblätter. Da is so Brauch bei uns. Das heißt, nit nur bei uns da, sondern überhaupt in Wien. Ein jeder Herr nimmt si a Blatt'l, wie er's am Tisch find't, und steckt's ein.

Gast (ungläubig): Zeitungen, welche Ihr Principal abonnirt?

Mischko: Nit nur die allein, sondern auch die, die mir extra um unser Geld kaufen . . .

Gast: Mit welchem Rechte?

Jean (geringschätzig lächelnd): Recht? Um das hat noch Keiner g'fragt. Die Herren glaub'n halt, daß's wenigstens ka Unrecht is.

Gast: Aber eine Zeitung, welche hier öffentlich aufliegt, ist ja ein Gemeingut Aller?

Jean: Sagen's ihner's; werd'n's seg'n, was für a Antwort krieg'n!

Gast: Welche Gäste haben Sie denn, daß sich die Herren nicht genieren, fremdes Eigenthum und wenn es auch nur einen Werth von zwei oder drei Kreuzern repräsentirt, sich anzueignen?

Jean: Welche Gäst'? Ich bitt' — die schönsten Leut' — Hausherr'n, Docter, Börsianer — was's woll'n . . .

Mischko: Herr'n mit Pelz, die ihner'n Wag'n draußt steh'n hab'n, steig'n ab, kommen herein, verzehr'n oft gar nix und hol'n si nur a Abendblatt, wann's wo ein's lieg'n seg'n.

Das is allgemeiner Brauch. Wunderselten, daß Einer oder der Andere alle heilige Zeiten a paar Kreuzer dafür auf'n Tisch hinwirft, und glaubt, daß er Ein'm damit seeli macht. I hab' aber 's Kreuz mit die ander'n Gäst — natürli — denn mir hab'n die Zeitungen nit nur für a paar Herr'n, sondern für Alle, aber das begreifen die Herren nit. Und so noble Herren . . .

Gast: Nobel? Bei solchen Gewohnheiten?

Mischko: No ja, nobel sein's ja doch, wann's a schmutzi sein und ein' andern Gast wegen drei Kreuzer um sein Recht verkürzen.

Gast: Und das ist allgemeine Sitte?

Jean: Allgemein. Was woll'n's denn? Der Herr von Darhuber is doch g'wiß a Mann, dem m'r sonst nir nachsag'n kann, aber — was's Zeitungeneinstecken betrifft, is er Einer von die Capo. Er selber lest 's ganze Jahr kein' Zeil'n, aber für die Seinigen z'Haus, sagt er, nimmt er gern a paar Blatt'ln mit z'Haus, und a Papier z'Haus, sagt er, kann m'r alleweil brauchen, sagt er, zum Unterzünden, sagt er, zum Einwickeln, oder sonst zu was. Und wann i sag': Herr von Darhuber, i bitt', es kommen noch Gäst', die's vielleicht lesen woll'n, da lacht er und sagt: Um Achte auf d'Nacht lest ka Mensch mehr a Zeitung! . . . Seg'n's, so sein die Leut' . . .

Gast: So . . .

Jean: Das will i grad net sag'n, aber so g'wiß —

Gast: Gedankenlos, rücksichtslos?

Jean: Wie m'rs halt nehmen will. Andere hab'n wieder andere Unarten. Da is z. B. der Herr von Goldsteiner, der noch kein' Tropfen bei uns trunken hat und der im Sommer nur fibitzt und im Winter sich beim Ofen wärmt, der füllt si alle Tag sein ganz' Büchsel mit Zündhölz'ln, die mir kaufen!

Gast: Das ist eigentlich auch ein Diebstahl!

Jean: Wann m'r's a grad nit ein' Diebstahl heißen will, obwohl's einer is, aber — schön is's nit, und für so ein Herrn schon gar nit. Ein Anderer, ein Hauslehrer, schneid't si wieder die Inseraten außer, die er brauchen könnt' . . .

Gast: Und schädigt dadurch nicht nur den Inserenten, sondern auch alle Uebrigen, für die das bezahlte Inserat bestimmt war — —

Mischko: Natürli, aber auf so was denken die Leut' nit. Ganze Fetzen reißen's aus die Zeitungen. Beilagen schon gar, und wann no so was Wichtig's oder Interessant's drauf steht, was für alle Leser g'hört, wird ausser g'rissen: is eh gnua Papier no da, heißt's nachher, ob das Blatt'l dabei is oder nit, das macht 's Kraut nit fett.

Gast: Unbegreiflich! Aber wenn den Leuten schon das Verständniß für die Sache mangelt, so sollte doch der Rechtssinn, der auch in kleinen Dingen . . .

Jean: Wie hab'n's g'sagt? Rechtssinn? Sie sein g'wiß ka Hiesiger? Bei uns is das ja a nix Unrecht's, es is nur so Brauch. Wie i gestern a Spectakel mach' und ruf': Wer hat denn schon wieder 'n „Figaro" g'stohl'n? schreit der Herr von Hartriegel: Was g'stohl'n? Moderir'n's Ihner a Biss'l! I hab'n eing'steckt, weil er eh schon ein' Tag daliegt, eing'steckt is nit g'stohl'n — bei einer Zeitung — verstanden?!

Gast: Und was sagten die übrigen Gäste?

Mischko: G'lacht haben's und hab'n g'sagt: Recht hast, Hartriegel! Weg'n einer Zeitung solche G'schichten! Sein ja gnua andere da — nimmt m'r si halt ane, da wird d'Welt nit z'Grund geh'n desweg'n! Fixen Faxen, weg'n ein' Bog'n Papier! Nein lächerli!

Gast (nachdenklich): Sonst aber soll es doch recht gemüthlich in Wien sein?

Jean und Mischko (lachend): O jehrrr! . . .

8.

Briefe und Besuche.

Was ist unangenehmer und lästiger: Briefe von gleichgiltigen oder gänzlich unbekannten Personen lesen, beantworten und die Antwort — frankiren zu sollen, oder während der Arbeitsstunden von Leuten überfallen zu werden, die uns nicht nur völlig uninteressant, vielmehr ihres nichtigen Geplauders oder ihrer steten Anliegen, Verwendungs- und Commissions-

bitten wegen häufig schon sehr fatal, ja sogar fürchterlich geworden? Ich lasse die Frage für Sachverständige, also fühlbar Betroffene, zur Entscheidung offen — vielleicht ist sie aber auch gar nicht zu beantworten.

Napoleon I. that den Ausspruch: „Es gibt Diebe, welche dem Menschen das Kostbarste stehlen und doch frei ausgehen, weil das Gesetz ihnen nichts anhaben kann — Jene, welche uns die Zeit stehlen!“ Diesem vernünftigen Dictum schließt sich die alte, weise kaufmännische Lebensregel an: „Zeit ist Geld!“ Aber wie unbekümmert schalten die Leute mit fremdem Eigenthum und wie verschwenderisch sind sie mit — unserer Zeit! An ein paar Stunden, die sie von uns gleisnerisch-hinterlistig oder brutal-gewaltthätig in Beschlag nehmen, liegt ihnen nicht das Mindeste, „uns ist es ja eine ‚Spielerei‘, sie wieder hereinzubringen!“ So lautet ihre frivol leichtsinnige, gewissenlose — dumme Rechtfertigung . . . .

Kennst Du, theuerster Leser, die stereotype Begrüßungs-, respective Ueberrumpelungsfloskel: „Nur auf zwei Minuten, wenn ich bitten darf!“ Zwei Minuten! Ach, es wird eine qualvolle Stunde, es werden anderthalb Stunden daraus, und Deine Stimmung, Deine Arbeitslust, Dein Schaffensvermögen — es ist Alles nach Absolvirung des Schwätzers (oder dreisten Schnorrers) für den Rest des Tages beim Teufel!

„Störe ich Sie vielleicht? Sind Sie gerade beschäftigt? O, da ist mir leid! Wahrhaftig leid! Da komme ich lieber ein andermal! Entschuldigen vielmals! Werde dieser Tage mir erlauben, wieder vorzusprechen! Bitte tausendmal um Verzeihung!“ Und so weiter, nach bekanntem Muster. „Ein andermal!“ Ein andermal kann der edle Fremdling noch viel ungelegener kommen . . . so brummst Du denn ein verdrießliches: „Bitte! Mit wem habe ich die Ehre und mit was kann ich dienen? Aber ich ersuche, sich kurz zu fassen, da ich thatsächlich pressirt bin und dieser Artikel, an dem ich, wie Sie zu sehen belieben, eben schreibe, mit dem Sechs-Uhr-zug abgeschickt werden muß!“ Wie thöricht Du in Deiner Herzensgüte bist und wie sehr Du es zu beklagen hast, daß Dir das „Abweisungstalent“ fehlt, und auch Deine Angehörigen so lammsfromm und unschuldsvoll sind, nicht lügen und Deine Anwesenheit nicht verleugnen zu können. So macht sich also der Andere ohne Deine

einladende Aufforderung bequem, stellt den Hut auf Deine noch nassen Scripturen, rückt den Stuhl dir vis-à-vis, läßt seinen Blick durch's Zimmer schweifen und lobt Dein geschmackvolles Arrangement, oder schöne Aussicht, oder den hübschen Stuck, oder den farbenreichen Teppich, oder den praktischen Schreibtisch. „Ich besitze einen ähnlichen Schreibtisch, ganz so gebaut; nur schwarz statt braun; aber mein Gott, wann kommt Unsereiner zum Schreiben! Schade um den Platz, den er einnimmt, wenn man ihn nicht als Zimmerzierde gelten lassen will. Was zahlen Sie hier Zins, wenn ich fragen darf? Wohnen schon lange hier? Ich bin im ewigen Umziehen begriffen, ja, bis mir etwas paßt!" — Du rückst schon längst während dieses unnöthigen Geplappers ungeduldig hin und her, beißest die Unterlippe, siehst nach der Uhr und frägst endlich ziemlich ernst und trocken: „Mit was ich dienen kann, bitte ich mir zu sagen. Aber gütigst rasch!" — „Ja so! Bald hätte ich vergessen, weshalb ich mir die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen und mir Ihren Rath zu erbitten! Aber — die Sache hat eigentlich Zeit, sie eilt nicht; wenn ich Sie störe, so komme ich doch — ja — ja — ich sehe ein, daß es unbescheiden wäre, Sie in Ihrer Arbeit, die wohl dringlicher ist, als meine Angelegenheit, auch nur einen Augenblick, doch was sage ich ‚Augenblick', nur einen Moment auf . . . auf . . . aufzuhalten, will ich sagen, hinderlich sein — ah — ah — das heißt zu stören. Bitte tausendmal um Vergebung!" Und der Unbekannte erhebt sich, und Du athmest auf. Leider hält der Quälgeist noch einmal an der Thür und meint: „Eigentlich wäre es doch thöricht von mir, Sie ein andermal wieder zu stören und nicht gleich jetzt, wo ich bereits das Vergnügen — ah — die Ehre habe, mit Ihnen sprechen zu können, frisch von der Leber weg, Ihnen mein Anliegen vorzutragen. Auch sind wir bald fertig. Ein einfaches ‚Ja' von Ihnen und dazu einige Zeilen von Ihrer Hand genügen vollkommen und ich bin Ihnen zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Es handelt sich nämlich — doch, daß ich mich kurz fasse: Sie haben vor einigen Jahren über das Bad X. geschrieben. Reizend! (Du verneigst dich stumm.) Allerliebst! Ich mußte es meiner Frau vorlesen und später auch der Schwägerin. Die war besonders entzückt. Meine Frau weniger, denn die hält nicht viel auf Zeitungsartikel, sie sagt — doch das gehört nicht hieher. Ich wollte Sie nur fragen, nachdem Sie

jenes Bad so genau kennen, ob Sie glauben, daß es räthlich sei, einen ganzen Sommer mit Familie und meiner Schwägerin — denn die verläßt uns nicht — also mit circa fünf bis sechs Personen dort zu wohnen; wie sich die Preise machen, wenn man früher abschließt, und ob Sie nicht so gefällig wären, mich an den Director der Anstalt mit einigen Zeilen zu empfehlen?" Nun ist Deine Geduld erschöpft und Du erwiederst mit scharfer Accentuirung: „Ich verstehe nicht, wie Sie sich in dieser Beziehung gerade an mich wenden können? Ich war Passant, wie hundert Andere, und schrieb nur meine Eindrücke nieder, unbekümmert, ob ich damit Jemandem einen Gefallen erweise oder nicht. Mit Reclamen befasse ich mich nicht und so habe ich auch nicht den geringsten Einfluß auf die Direction jener Anstalt. Auch sind Sie mir ja ganz fremd, und weiß ich noch immer nicht, wer mir die Ehre seines Besuches schenkt?" „O, ich bitte, die Ehre ist meinerseits! Mein Name thut hier gar nichts zur Sache! Wenn Sie mir nur Ihre Karte mit einigen Empfehlungsworten . . . ." Da rufst Du endlich barsch und ernsthaft: „Wollen Sie mich in Ruhe lassen!" deutest nach der Thür und setzest Dich an Deinen Schreibtisch. Jener entfernt sich kopfschüttelnd und erzählt in weitesten Kreisen von Deiner Bärbeißigkeit, Ungefälligkeit ꝛc.

Ist es Keckheit oder nur Dummheit, was Manche zu solchem Begehren verleitet? Und mit welch' weitern sonderbaren unerwartetsten Anliegen sie kommen! Die Einen wollen Deine Vermittlung bei Dir ganz fremden Redactionen; die Andern schleppen Päcke von Manuscripten herbei und erbitten Deinen Rath behufs Verwerthung ihrer dichterischen Versuche; wieder Andere wünschen Auskünfte über dies und das, weil Du so ein reiches Material zur Localgeschichte hättest; Andere begnügen sich damit, wenn Du ihnen das einschlägige Buch auf ein paar Wochen (d. h. auf Nimmerwiedersehen) leihen würdest; der bittet Dich gar um Deinen Paß und will auf Deinen Namen reisen, und Jener trägt sich an, daß Du bei Deiner Sommercampagne ihn als Theilnehmer acceptiren möchtest, weil eine größere Tour zu Zweien für den Einzelnen doch billiger käme, ohne Rücksicht auf die Frage, ob er Dir als Reisebegleiter angenehm wäre oder nicht. Und so fort. Von den professionellen „Pumpiers" gar nicht zu sprechen, die unter allerlei Wortgeflunker, unter Gestöhne und Geseufze, unter wirk-

lichen Thränen und der eidlichen Versicherung, Dich nie wieder zu behelligen, Dir die schönsten „Einserln" aus der Tasche zu locken verstehen. Ihnen reihen sich die Brüder und Väter der Debutantinnen an, welche Deine „mächtige" Protection überhaupt oder nur Dein Fürwort bei einem gestrengen Referenten erflehen; Concertgeber, die den anmuthigen Gedanken äußern, daß es Dir ein Leichtes sei, unter Deinen Bekannten mindestens fünfzig Karten verschleißen zu können; Leute, denen Du eine „Schrift aufsetzen", einen Beschwerdebrief über mangelhafte Bespritzung irgend eines Seitengäßchens, oder über das lärmende Treiben eines Nachtcafés verfassen, ein Hochzeitscarmen dichten, eine Nekrologiotiz schreiben, die Feier eines Arbeiterjubiläums schildern sollst, und wozu man Deine „Gefälligkeit" sonst noch in Anspruch nehmen zu dürfen den unumstößlichen Glauben hat. Und sie kommen Alle während Deiner Arbeitszeit, denn da trifft man Dich am „sichersten", und sie fühlen sich nicht im Geringsten „incommodirt", wenn das Zimmer noch nicht völlig aufgeräumt, und sie beruhigen Dich sogar, indem sie Dir versichern: „Macht nichts! Bei mir schaut's 'n ganzen Vormittag auch nicht anders aus!" Diese guten, nachsichtigen Menschen! Sagte doch erst dieser Tage eine derlei nicht wegzubringende Besuchsklette frohmüthigst; „Schenirn's Ihnen nit; schreiben's zu; i kann warten, bis's ferti sein; i schau derweil da Ihnere Albums an!" Und er blätterte hin und her, daß mir jeder Ton ins Herz schnitt und mir der Angstschweiß an die Stirn trat, denn ich hatte gegründete Sorge wegen Nichtbeschädigung einiger Deliciosa.

Noch liebenswürdiger benahm sich ein Anderer. Ich verständigte die Freundes- und Bekanntenkreise, daß ich, um die übrigen Tage ungestört arbeiten zu können (denn von der Arbeit muß ich leben), etwaige Besuche mir nur an Montagen Vormittags erbitte. Kommt Einer richtig inmitten der Woche und bringt die närrische Entschuldigung: „Ich weiß, daß es Ihnen heut' unangenehm ist, aber ich dachte mir, an Ihrem obligaten Audienztage haben Sie ohnehin viel Besuch, so kam ich heute, wo wir ungestört plaudern können!" Der Schäker! War es mir um's Plaudern? Und mit ihm? Welche Eitelkeit!

Und mit welchen Discursen muß man die kostbare Zeit vertrödeln? Namentlich bei Frauenbesuchen! Welch' geistreiche Be-

merkungen der „Gebildeten“ und welch' naive Urtheile eines „Weibes aus dem Volk“, wenn z. B. meine Bücherei Einer ins Auge fiel! „Ach, so viele Bücher! Das wäre auch meine einzige Freude! Aber ich habe mir nur meine Lieblingsdichter angeschafft und lese Jeden nur in der Ursprache! Nur keine Uebersetzungen! Es geht doch zu viel verloren dabei! Wo lassen Sie binden?“ — Oder: „Jessas, gibt's da Bücher! Wann dös mein' Loisʼ wüßt! Wissen's, die lest so viel gern! Wo's nur a Büchl derwischt, wird's g'lesen, von Anfang bis zum End! Sagen's m'r, hab'n's dös Alles schon ausg'lesen? Da g'hört aber a Kopf dazu, wann m'r si das Alles merken soll! Hab'n's Ihner aber a Alles g'merkt, was's g'lesen hab'n? No i gratulir! I hätt' kein' Kopf dafür! Ja mein Loisʼ!“ — Oder: „Schreiben Sö das Alles ausser, aus die Bücher, was's in die Zeitung einidrucken lassen? Finden's denn a Alles glei, was's brauchen? Ja, da is's freili leicht, a Zeitungsschreiber z'sein, wenn m'r Alles druckter vor seiner hat. Aber's Aufsuchen halt! Was?“ . . .

Sämmtliche angeführte Beispiele sind nicht erfunden, sie sind schaudernd selbst erlebt! Ich las im heurigen Frühjahre zweimal öffentlich „über die Dummheit“ vor, der Stoff, so sehr ich ihn neuerdings ausdehnte, ist noch lange nicht erschöpft, man könnte Bände voll schreiben, Bände in Folio und in hundertfacher Zahl und man würde mit dem drollig fürchterlichen Thema nicht fertig. Es gibt allüberall und in jeder Sphäre Leute, welche nicht zu denken vermögen, weder wenn sie sprechen, noch wenn sie schreiben. Man sollte gewisse Briefe drucken lassen und für ihre weiteste Verbreitung sorgen, um die Behörden aufmerksam zu machen, wie viele Tollhäusler noch nicht im Tollhause stecken, und wie viele Verbrechen ungestraft bleiben, denn es ist doch ebenfalls, wie es mit ungebetenen Besuchen geschieht, ein Verbrechen, oder mindestens ein Vergehen gegen die Sicherheit unseres häuslichen Behagens und unserer ungestörten Arbeitslust, uns mit vier und acht Seiten langen Zuschriften zu martern, die wir, wie bereits gesagt, lesen und frankirt beantworten sollen! Denn nur Wenige kleben eine Retourmarke bei, die Meisten glauben uns damit zu beleidigen oder überlassen die Portopflicht überhaupt sans gêne dem Attentirten und finden es ganz natürlich, daß wir nebst Zeitverlust auch noch effective Geldopfer für wildfremde Menschen tragen

sollen. Leider hat aber auch die großmüthig gespendete Postmarke ihren unangenehmen Beigeschmack, nöthigt sie uns doch wirklich zur Antwort, während im andern Falle es doch zuweilen ausführbar ist, ein langweiliges Geschreibsel halbgelesen in den Papierkorb zu werfen.

Es ist der Fluch eines bekannten und öffentlichen Namens, besonders eines publicistischen und schriftstellerischen, von aller Welt als Zielscheibe angesehen zu werden, wohin man seine geschriebenen Projectile abzuschießen hat. Anastasius Grün soll an Briefschreiben sich zu Tode gearbeitet haben, denn der edle, hochherzige Poet glaubte in seiner Güte, dem zudringlichsten Gesellen, dem albernsten Schmierer mit ein paar Zeilen antworten zu müssen. Ich fühle mich, im Vergleich zu dem genannten „gräflichen Dichterfürsten", wie mein nachbarliches „Hahnlbergl" zum Chimborasso — und dennoch, was leide ich, trotz meiner Unbedeutendheit, unter der Last einer vermaledeiten, sogenannten „ausgebreiteten Bekanntschaft!" Was kosteten mich seit dreißig und vierzig Jahren diese unabweisbaren Onera an Zeit, an Stimmung, an Federn, Tinte, Papier, Couverts, Visitkarten, Oblaten, Siegellack, Vignetten, Streusand und — Porto! Ach, dieses schöne, gräßliche Porto! Für den Rest meines Lebens könnte ich mit dem Ersatz dieser Unkosten mit Knaster, schwarzem Dreikönig und den nöthigen Cubas mich verproviantiren!

Und welche Schriftarten gibt es da zu lesen, zu enträthseln, zu enthieroglyphiciren! Welche schauderhaften, welche malitiösen, welche absichtlich schlechten, d. h. affectirt „originellen" Züge quälen unsere halblinden Augen; welche miserablen Tintensorten wählen diese Schreibpfuscher, oder welch' verrückte absonderliche Farben: blaßgrau, blau, violett, roth. Ja, auch roth schreiben diese forcirten Sonderlinge, wie Bertram's und Mephistopheles' „Contracte" so craß ausgestattet; und noch andere „Eigenarten" haben die Sakermenter, um uns vollends zur Verzweiflung zu bringen; der Eine „fuzzelt" und schreibt wie mit einer Spennadelspitze, und gelang es ihm richtig, achtundachtzig Zeilen auf eine kleine Octavseite zusammenzupressen, allerdings ohne jegliche Rücksicht auf die möglicherweise geschwächte Sehkraft des „geehrten" Lesers, der genöthigt ist, dieses Teufelsgekritzel mit der Loupe zu entziffern; der Andere coquettirt mit zollgroßen Hakenbuchstaben

nach Art der Zimmerleute; der Dritte schreibt Antiqua; der Vierte beginnt nach jüdischer und englischer Manier auf der vierten Seite; der Fünfte ist für Oblong eingenommen; während der Sechste damit zu brilliren sucht, daß er, allem Herkommen entgegen, sich der abscheulichen Querschrift (von links nach rechts gerichtet) bedient. Der benützt steifes Cartonpapier, ohne Kümmerniß, ob der Empfänger wegen Uebergewicht des Briefes zu einem Strafporto verurtheilt wird, und Jener erlaubt sich mit Dir auf Blättchen im Vierundsechzigstelformat zu correspondiren, da dies nach seiner Meinung ohne Zweifel „allerliebst" sich macht. Mit all' diesen „Eigenthümlichkeiten", recte Unarten, hast Du Dich stillschweigend abzufinden, und sei froh, wenn Du doch die genial „verzogene" Unterschrift Dir mühsam ausklügeln kannst, und der Absender, der Dich um eine Antwort ersucht, in seiner üblichen Zerstreutheit nicht vergessen hat, seine Adresse beizusetzen. Denn auch derlei passirt.

Und was ist der Inhalt all' dieses Wischwasches? Meist doch nichts Anderes, als ein Appell an Deine bewährte (und leider bekannte) „Gutmüthigkeit", an Deine so oft und allseits bewiesene „Gefälligkeit", wovon Dieser und Jener so rührend Zeugenschaft ablegte, was dem „ergebenst Gefertigten" den Muth gab, sich an Dich, und nur an Dich allein (welches Glück und welche Ehre!) zu wenden, um — und nun schleicht mit einem athembeengenden, langgewundenen Satze der hinkende Bote herbei. Es ist wieder und abermals ein Anliegen, das Dir aber momentan sehr unbequem kommt, das Dir sozusagen „überquer" liegt, dessen Erfüllung Dir Fatalitäten bereiten kann, und wenn schon dies nicht, so doch persönliche Opfer an Zeit, an Mühe, an octroyirten Geldauslagen fordert. Und wenn die Leute nur knapp bei der Sache blieben: wenn sie nur ohne viele Umschweife mit dem eigentlichen Gegenstande ihre Bitte frank und frei herausrücken möchten; wenn sie nicht so viel Wortgeschnörkel und Phrasenzierere verschwenden und die unbilligste Zudringlichkeit und mitunter sogar Unverschämtheit nicht in erheuchelt zaghafter Scheu formuliren würden! Aber nach confus langweiliger Einleitung beginnen erst jene unsinnigen Anschmeichelungen, die in ihrer Unmotivirtheit oder hyperbolischen Ausschreitung Dich mehr ärgern als der bösartigste Druckfehler in einem Liebesgedicht, bis Du nach Ablösung

der faulen Schale und Beseitigung der übersüßen fleischigen Lobhudelfrucht endlich auf die mehrfächerige Capsel geräthst, die den Kern, das heißt die Kerne des demüthigen Ansuchens enthält. Was nützen nun Deine grimmigsten Flüche, die Schröpfköpfe des „unterthänigsten" Petenten sitzen Dir doch im Nacken; so mache Dich denn an die Arbeit, sei abermals gefällig, „diene" dem Dir gänzlich Unbekannten, entledige Dich nach bestem Wissen und Gewissen der Dir zugeschanzten Aufgabe, ertheile (gratis) Rathschläge, laufe zu Pontius und Pilatus, kraxle auf Leitern herum, steige in Deinen Keller oder auf den Dachboden und wühle in allen Päcken Deiner entlegensten Repositorien, stelle werthvolles Memorial zur Verfügung, thue Alles, was in Deinen Kräften ist — nur vergiß auf die Hauptbedingungen bei Deinem Samaritanerwerk und in Deiner Auxiliarrobot nicht: erwarte nie einen Dank! Denn nur Wenigen ist es gegeben, sich solcher uneigennütziger Dienstwilligkeit später noch zu erinnern. In der Regel kennt man „nach gethaner Arbeit" Dich nicht mehr. Welch' herrliche Exempel muthvollsten und ungenirtesten Undankes könnte ich aus dem Kunterbunt meiner Erlebnisse und Erfahrungen erzählen!

Der Kukuk hole all' diese Briefe und Besuche, die uns nichts bringen als Verdruß, Ungemach und Schererei und zu Opfern uns verpflichten! Denn die Mäcenase, welche mit reichen Gaben beladen das Stübchen der armen Poeten betraten und die Virgile und Horaze gar mit Villen und Sabinischen Landgütern beschenkten, sind bekanntlich ausgestorben; was sich heute noch „an Leute von der Feder" wendet und sich mit ihnen befaßt, d. h. mit ihnen in Verkehr zu kommen sucht, rangirt ohnehin meist nur in die breite Rubrik der — Supplicanten. Mögen uns diese Unermüdlichen, Unersättlichen und Ungelegensten aller Erdengeschöpfe aus ihrer Vormerkliste endlich streichen, wir leisten Verzicht auf das Vergnügen, von ihnen gekannt und nach Verdienst gewürdigt zu werden; wir wissen, was dahinter steckt und welchen Textes die nächsten Strophen der enthusiastischesten Lobeshymnen sind. Außerdem, was die Sache für den Adressaten noch ermüdender macht, es sind diese Zuschriften nach ihrer Stylisirung fast alle gleich, sie ähneln sich wie ein Ei dem andern, das dieselbe gackernde Henne gelegt — es dürfte ein Autor diese sämmtlichen Huldigungs- (und Ersuchs-) Schreiben verfaßt haben. —

Was ich mit diesem Hilferuf will und an wen er gerichtet ist? Die liebwerthen Freunde, deren Anblick unser Herz erwarmt und unsere Seele erfreut, deren schriftlicher Gruß uns ein geistiger Genuß und in deren Verkehr wir ein erquickendes Labsal in der schrecklichen Dürre des Alltagslebens zu finden gewohnt sind — sie werden mich verstehen. Meine Epistel ist für Jene bestimmt, die . . . die . . . nun, die uns eben keine „liebwerthen Freunde" sind! . . .

9.

Allerlei Erzähler.

„Also, daß ich sag'! — Ja — was — hab' ich denn sagen wollen? Jetzt geht's gut — vergeß' ich in dem Augenblick, was ich . . . liegt mir auf der Zunge . . . nu, wird mir vielleicht später noch einfallen. Reden m'r derweil von was Anderm . . ."

Vielgeliebter Leser! Hast Du nicht schon tausendmal, oder doch wenigstens neunhundertneunundneunzigmal just in den kostbarsten Momenten Deines Erdendaseins mit solch' langweiligen Patronen zu thun gehabt, die ewig nie dazu kommen, uns das sagen zu können, was sie uns sagen möchten? Immer spielt ihnen ihr lahmgewordenes Gedächtniß, das bis zur letzten und vorletzt verlebten Secunde nicht mehr reicht, den mißlichen Streich, in der schönst angefangenen Erzählung stecken bleiben zu müssen, und so die direct herausgeforderte Aufmerksamkeit und Neugierde ihrer Zuhörer abermals genarrt zu haben. „Was ich sagen wollt' — ah, das ist classisch — g'rad' wie weg'blasen — nit um ein G'schloß fallet's mir ein — von was hab'n wir denn g'redt? Ja, richtig . . . nein, das war's auch nicht — zum Teufel hinein — eine verfluchte Dummheit, wann man so leicht vergessen kann!" — Entsetzliche Menschen! Wie geschaffen zur Qual ihrer Mitmenschen! Und sie hören nicht auf, unsere Geduld in Anspruch zu nehmen, ohne Ahnung, daß sie uns mit ihrer „Stigezerei" und „Gigel-Gagelei" auf die Marterbank legen, unsere Nerven in Aufregung bringen und uns in einen Zustand versetzen, der nicht unähnlich jenem ist, den der Gelehrte mit dem Gattungs-

worte „Katzenjammer“ und der Mindergebildete mit „Schädelweh“ bezeichnet. Und das Unglück will, daß derlei Leute nicht nur zeitweilig, nicht sporadisch, nicht plötzlich und unerwartet von solchen Gedächtnißunfällen betroffen werden, im Gegentheile, ihr Leiden wird vielmehr ein chronisches, ihre Denkorgane erschlaffen allmälig fast gänzlich, aber sie finden dies nicht sonderlich unbequem, sie gewöhnen sich sogar daran, wie der Hund, dem der Vivisector das Gehirn herausgenommen, und führen schließlich, quasi zur Entschuldigung, nur mehr die stabile, barocke Phrase im Munde: „Ja, da könnt' ich auch was erzählen“ — oder; „Da wüßt' ich auch a G'schicht', wann's m'r einfallet!“ Recht bedauerlich, obwohl der Verlust an den in suspenso gelassenen Erzählungen vielleicht doch kein allzu großer ist.

Andere laboriren nicht an einer completen Gedächtnißlosigkeit, sie haben sozusagen ihr „Gfrett“ nur mit der Festhaltung und Wiedergabe der verdammten „Namen“ und „Zahlen“. Nun ist wohl nicht zu verlangen, daß auch gewöhnliche Menschenkinder mit jener immensen Gedächtnißstärke ausgerüstet, wie etwa ein Hormayr oder Mühlfeld, die eine Million Jahreszahlen, Gesetzesparagraphen, Regesten, Daten und Personalien ꝛc. im Kopfe hatten und zu jeder Minute aus dem Stegreif und völlig unvorbereitet mit den legalsten Angaben aufwarten konnten; aber es wird doch unleidlich und ebenfalls zur Tortur für den Hörer, wenn der Erzählende unausgesetzt, wie über Löcher, stolpert, die die Zwischenzeit in sein stark lädirtes Gedächtniß gerissen, und man die peinliche Gewißheit hat, jede seiner Mittheilungen mit einem Manco gerade der interessantesten oder wichtigsten Daten hinnehmen zu müssen.

Schon im Beginn arbeitet der Unselige mit Deficiten. Im ersten Satze gleich stockt der Redefluß: „Das erinnert mich an eine ähnliche Affaire im Jahr . . . im Jahr . . . im Jahr — wann war denn das nur — das sollt' man sich halt Alles merken oder eigentlich aufschreiben, denn vergessen ist so etwas leicht. Aber liegt nir d'ran! Sagen m'r also: vor zehn, zwölf Jahr — 's is nit einmal so lang, denn mein Fanny war damals schon auf der Welt, und die is jetzt neun Jahr alt. Is übrigens Nebensach'! Bleiben m'r bei der Hauptsach'. Also: Ich komm' mit dem Nachtzug in . . . in . . . in Dingsda, wie heißt

denn nur das Nest? 's is a Badeort, liegt an der Bahn . . ." — „Ja, Badeörter gibt es eine Menge und Bahnen auch!" wirft Einer belehrend ein, „Sie müssen wenigstens angeben, wo beiläufig? Liegt der Ort in Oesterreich?" — „Da unten liegt er!" — „Wo unten?" — „Na, wann ich schon sag': da unten!" — „War's vielleicht in Villach? Weil Sie schon einmal von Villach erzählten? Oder . . . ." — „Mir scheint es war in Villach. Aber das is Nebensach'. Die Hauptsach' is, daß ich Ihnen das Abenteuer erzähl', was mir dort passirt is. Also hören's: (Alles lauscht.) Ich komm' also um Mitternacht mit der Bahn an. Wen treffe ich da im Speisesaal? Was glauben's, wen?" — „Ja, das ist schwer zu errathen, Sie haben viele Bekannte!" — „Nix Bekannten, kein unseriger Freund, sondern a berühmte Persönlichkeit — so schön, jetzt fallt m'r der Nam' nit ein . . ." — „Ein Staatsmann?" — „Nein!" — „Ein Dichter?" — „Nein!" — „Ein Militär?" — „Nein!" — „Ein Künstler?" — „Nein!" — „Ein Kirchenfürst?" — „Nein, ganz was Anders. 's ‚Extrablatt' hat einmal sein Bild bracht!" — „Ein großer Verbrecher?" — „Auch nicht! Schau'n Sie so a Malheur an! Wann man sich auf sein Posösenkammerl gar nicht mehr verlassen kann! Recht ärgerlich!" — Und die Gesellschaft, die bereits unruhig geworden und wie auf Nadeln gesessen, kommt wieder um eine effectvollst angekündigte Erzählung, denn der Mann wird über sich selbst unwirsch, schlagt sich ein paarmal vor den Kopf, murmelt einige unverständliche Flüche und gibt, da gar nichts helfen will, den Plan auf, den Genossen das frappante Ereigniß, das ihm plötzlich ganz entschwunden, mitzutheilen.

Im directen Gegensatz zu diesen Virtuosen der Vergeßlichkeit und solchen „Sprechbrodlern" ist der weitläufige und umständliche Erzähler, der sich bei seinem einfachsten Berichte in endlose, unwichtigste, mit der Sache nicht im mindesten Zusammenhange stehende Nebenbemerkungen und minutiöse Details auflöst, den Faden seiner Begebenheit nach und nach verliert und nie zur Pointe gelangt, um die es ihm doch vorzugsweise zu thun gewesen. Leute dieser Sorte, die nie das Hauptziel erreichen, weil sie auf den Zwischenstationen zu lange verweilen, die, wie gewisse Frauen mit ihrer Balltoilette oder der Arrondirung ihres Reisesackes, mit der simpelsten Geschichte nie fertig werden,

rangirt der Naturforscher unter das Geschlecht der „dialektischen Bandelkramer“. Sie gehören zu den weitaus gefürchtetsten Erzählern, da sie ihren in Delinquentenstimmung befindlichen Höropfern auch dann nicht Pardon schenken, wenn diesen der Angstschweiß an der Stirne, man allseits mit den Stühlen rückt, mit den Füßen scharrt, sich in den Haaren krant, räuspert, seufzt, den Oberkörper nach rückwärts wirft, zur Abwechslung das Haupt in beide Hände legt, und wie die Zeichen heißen, die den geehrten Redner mahnen sollten, „zum Schlusse“ zu eilen. Aber für ihn gibt es keine Eile, ihn pressirt nichts: das plätschert und rieselt so gleichmäßig fort und sickert vielmehr nur, wie aus einem morschen Hektoliterfaß tropfenweise in einzelnen Worten und Sätzen und Beispielen und eingeschachtelten zwecklosesten Gleichnissen, daß einem frischrasirten Auditorium die üppigsten Vollbärte wachsen, ehe der unermüdliche „Detailist“ mit seinem für die übrige Welt ohnehin ganz gleichgiltigen Erlebnisse zu Ende ist. Ich werde mich hüten, den Mann hier „par exemple“ redend einzuführen, da ich mir weder die Aufgabe gestellt habe, meine verehrten Leser „kunstvoll“ zu langweilen, noch der übliche Raum für eine Skizze es zuließe, um eine derlei abschreckende Mustererzählung in ihrer naturgemäßen Ausdehnung in ein paar Spalten placiren zu können. Außerdem ist die Species in weitesten Kreisen sattsam bekannt, die aber erst dann die richtige Weihe der Unausstehlichkeit erhält, wenn der Betreffende auch noch die schauderhafte Nebenunart besitzt, nach dem zweiten Worte ein „wissen's“, nach dem vierten ein „verstehn's“, nach dem sechsten ein „natürlich“, nach dem achten ein „alsdann“, nach dem zehnten und zwölften ein „sagt er“, „hat er g'sagt“, „sag' ich“, „hab' ich g'sagt“ und was der denkfaulen Redefüllsel mehr sind, anzuwenden und dieser Methode in derselben oder umgekehrten Reihenfolge treu zu bleiben, ohne zu merken, ohne zu fühlen, ohne zu hören, daß er mit diesem gesprochenen „Kaschernat“ ein verbrecherisches Attentat auf die Geduld der nachsichtigsten Hörer begeht. Und wie gerne erzählen gerade solche Vortragsstümper, solche Marodeure der primitivsten Plauderkunst, denen das nächste Capitel verehrt sei!

Eine gehörige Portion Ausdauer seitens der Zuhörer beansprucht auch der passionirte „Wiederholer", respective der „Wiederkäuer". Darunter soll nicht einmal jener großmüthige oratorische Verschwender gemeint sein, der ein und dieselbe Geschichte allwöchentlich zum Besten gibt, ja, wenn er besonders gut gelaunt ist, sie an demselben Abend jedem Einzelnen separat octroyirt und damit die Uebrigen nöthigt, sie elf Mal anzuhören; und auch Jener nicht, der eine erzählte Geschichte, sobald er geschlossen, flugs recapitulirt und sie Wort für Wort nochmals auf's Tapet bringt. Unter „Wiederkäuer" verstehe ich nur die sprachlichen Sonderlinge und Wortquetscher, welche, wie verliebt in einen Satz oder in ein Wort, sich von ihm nicht zu trennen vermögen, das unbedeutendste Dictum nacheinander zwei Mal, drei Mal und auch vier Mal wiederholen, um die vermeintliche Erhabenheit ihres Gedankens, ihres Anspruches oder ihrer Wahrnehmung darzuthun. „So ist es auch, hab' ich ihm zur Antwort geben! So ist es auch! Ja, so ist es auch!" Oder: „Richtig war er's! War's richtig! Richtig war er's!" Oder: „Da muß ich schon recht sehr bitten, war meine Antwort! Recht sehr bitten! Da muß ich schon sehr bitten! Aber schon recht sehr bitten!" Diese „Figura repetitionis", mit der bei mäßigem und vernünftigem Gebrauch und unter gegebenen Umständen zuweilen ein außerordentlicher Effect zu erreichen, wird im Munde des gedankenlosen Schwätzers durch hypertrophische Verwendung zur lächerlichen und für den Zuhörer schmerzhaften Angewöhnung, die für den Dritten nur dann ergötzlich ist, wenn etwa auch der Angesprochene dem gleichen Laster verfallen ist und als Echo antwortet: „Recht haben's g'habt! Recht haben's g'habt! Recht haben's g'habt!" Oder: „Wahr is's! Wahr is's! Wahr is's!" u. s. w. Welcher Art von Discursen ist man da oft preisgegeben!

Was zur Manie wird, ist zu rügen. Es kann Einer, der ein Witzwort in petto hat, im Vorgefühle der unausbleiblichen Wirkung siegesgewiß seine Erzählung mit einem bedeutungsvollen Schmunzeln beginnen, was der Sache mitunter insofern sogar einigen Reiz verleiht, als die Aufmerksamkeit der Horcher geweckt und auf die Gedankenspitze hingelenkt wird. Aber es gibt auch professionelle Vorlacher, die als Ouverture ein lärmendes

„Hahahahahahahaha!“ bringen, die den erwarteten Lachchor präoccupiren und die das allgemeine herzlichste Lachen schon vor ihrem ersten Satze anticipiren, bei denen der Gedanke an das kommende Gelächter einen unwiderstehlichen Lachkrampf erzeugt, denen, ehe sie noch das verheißungsvolle Zauberwort ausgesprochen, zur Selbstbelohnung vor Lachen die Thränen in die Augen stürzen und der Bauch wackelt, und die dann, wenn der Pfeil abgeschossen und der „urdrollige“ oder „classische“ oder „drastische“ Spaß unter unaufhörlichen Lachintervallen mit Mühe hervorgestottert, höchlichst verdutzt und verwundert d'reinschauen, dieweil die gesammte Zuhörerschaft vollkommen ruhig bleibt und sie ganz allein, als Lachsolisten, geglänzt haben. Beschämt den Durchgefallenen diese eclatante Niederlage? Mit nichten. Als Ersatz für den Ausfall sagt er den Capitalwitz noch ein Mal und begleitet ihn selbst abermals mit einem förmlichen Lachgewieher.

Wird ein derlei unheilbarer Lachfex für die Umgebung lästig? Sein Gegenstück, der Melancholiker, bringt diese Wirkung auch zu Stande oder kann für empfängliche Gemüther vielleicht sogar gefährlich werden. Da molestirte uns lange Zeit ein „Privatlyriker“, der etwas spiritistisch-hypnotisch-mystisch-idealistisch-pietistisch-clerical angehaucht, meist, wenn die Geisterstunde nahte, seine trübsinnigen Anwandlungen hatte und uns dann unter herzbewegendem Geseufze seine Träume zu erzählen begann. Diese Träume waren selbstverständlich alle symbolisch und mahnten ihn an ein baldiges Sterben. Anfangs versuchten wir, dem unerquicklichen Gespräche eine andere Wendung zu geben oder den schwermüthig Gewordenen von seiner fixen Idee abzubringen, aber das spornte ihn noch mehr an, sich in seine abergläubische Ansicht mit Eifer zu verbeißen und uns die Schrecken der letzten Stunden eines des ernsten Moments bewußten Menschen anschaulichst auszumalen. In der Kneipe! Bei perlendem Mailberger! Und so fast täglich, das heißt allnächtlich! Und immer dieselbe Litanei, dasselbe Gefühlsgedusel! Und dazu diese Leichenbittermine und die schwärmerisch erhobenen thränenfeuchten Augen! Eine Fliege, wenn sie in sein Glas fiel oder an der Flamme sich verbrannte, konnte ihn zu halbstündigen Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller irdischen Geschöpfe ver-

leiten. Ein larmoyanter Fadian! Endlich wurde es uns zu viel und der Unbarmherzigste gab ihm da einmal plötzlich in rauhestem Tone den Rath: „Sollten doch mit Ihnere Träum' zur ‚Agnes' nach Sievering 'nausgeh'n, dort is a berühmte Wahrsagerin, die deut' Ihnen Alles und gibt auch noch die passenden Nummern zum Setzen an! Fragen's halt nach!" Das half. Er stand auf, strafte uns mit einem unsäglich schmerzlichen und empörten Blicke und empfahl sich für immer. Er lebt übrigens heute noch und besucht in seinen Mußestunden die aufgelassenen Friedhöfe. Hol' der Kukuk solche schwatzhafte Selbstquäler, wenn sie auch Andere quälen wollen!

Da sind ja die bramarbasirenden „Aufschneider" eher noch zu ertragen, die eitlen Narren, die mit ihren illustren Bekanntschaften, ihren pikanten Abenteuern und Eroberungskniffen, ihren touristischen Bravouren und Kraftleistungen ꝛc. flunkern, und welche die haarsträubendsten Dinge zu erzählen wissen, wie sie auf ihren vielfältigen Reisen dort und da nur durch ihre Geistesgegenwart und ihren trotzigen Entschluß den eminentesten Gefahren entronnen und auch die übrige Gesellschaft im fürchterlichsten Augenblicke zu retten vermochten. Reine Teufelsmenschen, diese Waghälse und Glücksritter! Nun, man hört den Maulschwindlern lächelnd zu und spendet höchstens zeitweilig ein schüchtern „Ah!" oder „Unglaublich, aber möglich ist Alles!" Ja wohl! Ach, nicht nur der romantische Süden und der fantastische Orient haben ihre Improvisatoren und Märchenerzähler, auch in prosaischeren Zonen gedeiht diese edle Gattung inspirirter Plauderer, wie wir an der zahlreichen Nachkommenschaft und den gelungenen Copisten des lustigen Junkers Münchhausen ersehen können.

Die Kunst des Erzählens! Aber ist es denn überhaupt eine Kunst, eine kurze Geschichte rasch und frisch und lebendig zu rapportiren, oder über Gesehenes, Gehörtes, Erlebtes einem Häuflein von intimen Bekannten eine einfach schlichte Mittheilung zu machen, ihre Aufmerksamkeit für eine winzige Spanne Zeit wach zu erhalten und den Leuten weder zum Gespötte zu dienen, noch ihnen zum Folterknecht zu werden? Gewiß ist es eine Kunst, die gelernt, geübt und gepflegt werden will, wenn die natürliche Anlage für diese interessanteste Seite des gesellschaftlichen Verkehrs nicht vorhanden und der gütige Schöpfer dem Neunsonntagskind

die herrliche Gabe des „freien mündlichen Vortrags“ als Angebinde nicht bereits mitgegeben. Denn schon aus den paar Beispielen, die ich aus einem Schock von gräulichen Modellen gewählt, ist zu entnehmen, auf welche Ab- und Irrwege manche Menschen gerathen, wenn sie nur „das Maul aufzumachen“ haben, und wie schwer es so Vielen wird, nur einen geordneten Gedankengang beizubehalten, von ihren sprachlichen Unarten, stofflichen Mißgriffen (wozu auch der unappetitliche Genre gehört) und sonstigen Bêtisen gar nicht zu reden. Und die umförmigsten wie die langweiligsten Erzähler sind so „discursiv!“

Ein geordneter Gedankengang! Wie aber, wenn Einem an und für sich das Denken ungewohnt und unmöglich, oder wenn er gegentheilig zu den „Sprunghaften“ gehört, die in ihrer Plauderei vom Zehnten in's Hundertste und vom Hundertsten in's Tausendste gerathen, ohne einen einzigen „Fall“ ganz abzuthun und vollständig zu „erledigen“? Wie ein Wirbelwind reißt er Dich fort, Personen, Namen und Städte fliegen an Dir im buntesten Wirrwarr vorüber, Dir vergeht Hören und Sehen und es ist Dir zu Muthe, als ob die Seekrankheit sich bei Dir anmelden wollte. „Als ich in Detmold war und mit Krause zusammentraf — Krause müssen Sie ja kennen? Nicht? Der Schwager vom Legationsrath Schwarz in Tübingen! Den kennen Sie auch nicht? Schade! Ach, Tübingen! Wenn ich an Tübingen denke, geht mir das Herz auf. Ein prächtiges Städtle! Wo sind sie aber Alle, die famosen Bursche! Namentlich der gute Müller! In Luzern soll er noch vor einigen Jahren gesehen worden sein. Ja, dieses Luzern! Wenn sie nur nicht so viel Wesens von ihrem Thorwaldsen'schen Löwen machen möchten! Doch etwas Schwindel dabei! Ja, um wieder auf Krause zu kommen — aber so sind die Jugendfreunde! Aus den Augen, aus dem Sinn! Mit einem gewissen Emmerich in Stuttgart ging's mir ebenso. Wie oft schwur mir der brave Junge, meiner nicht zu vergessen! Dennoch that er's. Er begleitete seine Schwester nach Schwerin, die dort in's Engagement trat — mein Gott! Die Glanzzeit des Schweriner Theaters war längst vorüber! Ich kannte noch Director Krampe und Kapellmeister Schmidtgen! Das war Anno 35. Kam damals gerade von Arolsen. Ach, da muß ich Ihnen einen guten Spaß er-

zählen! In Arolsen ist nämlich ein Einkehrwirthshaus mit dem Schilde „Zum Adler". Aber wo trifft man keinen „Adler"? Sie wissen, was Zedlitz behauptete, zehn Jahre in Deutschland und Oesterreich herumzureisen, in jeder Nacht in einem andern Gasthof zu schlafen und dennoch immer im „Adler" zu bleiben. Der arme Zedlitz! Auch verschollen! Wer spricht heute noch von seinen „Todtenkränzen"! Und welches Aufsehen sie damals erregten! Mein Onkel war mit ihm befreundet und erzählte mir die wunderlichsten Geschichten von der Exzgier des freiherrlichen Dichters. Hätte ich übrigens meinem Onkel gefolgt, so säße ich auch nicht hier, es war ein Posten in einem Handlungshause in Canada offen und ich hätte nur zuzugreifen gebraucht, aber es hielt mich eine Liebschaft fest — doch davon später — und Sie wissen, was das heißt, wenn man jung und verliebt ist. Narrethei; nichts als Narrethei! Ja, so geht's, meine Herren! So ist es! . . . Sie haben da ein schönes Stück Lebensgeschichte von mir gehört! ist gerne geschehen; habe wohl viel erfahren, viel mitgemacht, und was ist das Resultat davon? Daß ich ein alter Kerl geworden und nur die Welt mit andern Augen anschaue, als einst, wo ich noch als fideler Bruder Studio in Jena die ersten Mensuren hatte. Ja, Jena, Jena, Jena! Alles vorbei! In Heidelberg war's übrigens noch toller. Doch davon später! Ging ja meinem Bruder Ernst ebenfalls nicht anders. Wackerer Bursch! Schade um ihn! Erinnerte mich viel an Theodor Körner und an Heinrich Kleist. Körner soll ja jetzt ein Standbild bekommen? Reine Modesache, diese Monumentsetzerei! Was wird nicht Alles zur Mode! Aber Jhering hat Recht, was er im Allgemeinen über die Macht der Mode schreibt. Wir erleben noch, daß wir Nasenringe tragen, wie mein Neffe Karl oft prophezeite. Ein Denker ohne Gleichen! Und witzig, den hätten Sie kennen sollen! Reiste lange für „Robert und Compagnie". Das habe ich mir von dem Hause auch nicht vorgestellt! Hundertzwanzig Jahre bestand es und würde heute noch bestehen, wenn nicht die Baumwollkrise . . . . ."

Und so weiter. Wo bleibt und blieb Krause? Wo Schwarz? Wo Müller? Was ist's mit Emmerich? Mit dem Spaß in Arolsen? Mit der Liebschaft? Mit den Heidelberger Paukereien? Niemand erfährt ein Sterbens-

wörtlein davon. Er schüttet nur Namen und wieder Namen vor Dir aus. Schwindelt Dir nicht? Und der encyklopädische Mann hält sich für den amüsantesten Gesellschafter, für den fesselndsten Erzähler. Möglich, daß er's wäre oder sein könnte, wenn man nur immer wüßte, von was er eigentlich spricht oder sprach? Der confuse Sprudelkopf! . . . . .

10.

„Weißt? Verstehst?" — „Wissen's? Verstehn's?"

Hast Du, geehrter Leser, unter einem Dutzend Deiner Bekannten nicht mindestens zwei oder drei Exemplare jener fürchterlichen „Dialectiker", die bei ihren Reden und Erzählungen der unausstehlichsten Redensart sich befleißen, nämlich zwischen jedem zehnten und eilften Wort — manchmal auch früher, also noch häufiger — das fatale „Füllsel" anzuwenden gewohnt sind, wie solches (je nach dem Du- oder Sie-Standpunkte, auf dem sie sich mit dem Hörer befinden), in der Ueberschrift genannt? Gewiß hast Du schon eine derlei Horchtortur durchgemacht und hast sie noch täglich zu leiden und fürchtest Dich, wie ich, wenn Der oder Jener den Mund öffnet, um Dir das Unbedeutendste, Gleichgiltigste mitzutheilen, weil Du weißt, daß Du im plattesten Zeug unaufhörlich mit der unnöthigen Fragefloskel interpellirt wirst: „Weißt? Verstehst?" — „Wissen's? Verstehn's?" Alle Teufel! Warum soll man die einfache Geschichte nicht verstehen? Welche Beleidigung liegt in dieser permanenten Unsicherheit, diesem steten Zweifel des Plauderers, ihn zu „capiren"? „Verstehst?" „Verstehn's?" Ja wohl; um's Himmelswillen!

Leider will das Unglück, daß dieses nationale, respective locale Sprachgebrechen nicht nur den mittleren und unteren Ständen anhaftet, es laboriren auch sogenannte „gebildete" und sehr „feine" und ansonst recht gescheidte Leute zuweilen an demselben Uebel und vergessen, sich im Erzählen zu überwachen, und sind aus gedankenloser Gewohnheit unfähig, zwei kurze Sätze ohne das lästige „Verstehst?" (oder „Verstehn's?") zu verbinden. Einzelne dieser oratorischen Stümper thun jedoch noch ein Uebriges,

sie fügen als weiteres Hilfsmittel, um im Reden vorwärts zu kommen, auch das Wort „natürlich" ein. Natürlich immer am unpassendsten Orte. Welche Qual, einem solchen Gallimathias geduldig sein Ohr leihen zu müssen und vor Verzweiflung nicht aufschreien zu dürfen!

Dann will's das Unglück noch weiter, daß just Menschen, bei welchen sich solch haßliche Angewöhnungen unausrottbar eingewurzelt, auch noch unermüdlich im Sprechen sind. Sie sprechen nicht nur gerne und sprechen viel und sprechen unausgesetzt, sie sprechen, da sie meist sehr leutseligen Charakters und überhaupt, wie bereits gesagt: „discursiv", mit Jedermann, der in ihre Nähe geräth und ihnen zu Gesichte steht. Sie apostrophiren das Opfer an der Straßenecke, bei der Lecture der Anschlagzettel, im Omnibus, im Coupé, als Sitznachbar im Parterre, oder bei der Frühmelange oder beim Vormittagsschoppen, oder beim abendlichen „Marker", und beginnen ihre Anrede mit dem üblichen: „Ja, wissen's, verstehn's, bester Herr!" und schließen den burlesk verworrenen Speech mit dem unbegreiflichen „natürlich"! Dir surrt's im Kopfe, es wird Dir siedendheiß um Stirn und Schläfe; Du ringst nach Athem, es zuckt Dir in allen Gliedern und Du möchtest die Wände hinanklettern, doch der Andere kennt kein Mitleid, keine Schonung; es quirlt und sprudelt aus seinem Munde ein betäubender Wortgischt hervor, untermengt mit zahllosen: „Wissen's? Verstehn's? Natürlich!" — Haben diese Leute selbst keine Ohren, oder sind sie anders construirt und vernehmen sie nichts von diesem kauderwelschen Mischmasch? frug ich mich oft in dumpfer Resignation. Aber die Götter geben keine Antwort und lassen den Schuldlosen leiden.

„Wissen's?" „Verstehn's?" Man könnte ein Narr werden, schon der Monotonie dieser „Redewendung" wegen! „Wissen's?" „Verstehn's?" Es liegt eine satanische Bosheit darin, von dem Hörer zu verlangen, knapp nach jedem gesprochenen einzelnen Satze sich legitimiren zu sollen, ihn begriffen zu haben. „Wissen's?" „Verstehn's?" Ja, wenn der stereotype Frager die Antwort abwarten würde, aber er kümmert sich gar nicht um das Geständniß, daß man ihn verstanden, er hat keine Zeit, sich so lange zu gedulden, bis Du in Deiner Naivetät Ja oder Nein sagen möchtest, und er hat auch gar

kein Interesse daran, es zu erfahren, ob seine Erzählung für Dich faßbar; er fragt nur unabsichtlich, zwecklos und unmotivirt: „Wissen's?" „Verstehn's?" Eine echt Wienerische „façon de parler". Wenn sie nur nicht so geschmacklos und albern wäre. . . .

Man warf uns einst sammt und sonders das Wort „halt" vor und denuncirte uns vor dem sprachlich so gebildeten Norden, als ob wir ohne das dumme Wort uns gegenseitig gar nicht verständlich machen, gar nicht leben könnten. Das Stigma blieb uns lange haften und man nannte uns schließlich in Bausch und Bogen „Holter" (sic!). Diese Titulatur war unser Kennzeichen und unterließen es namentlich die humoristischen, satirischen und überhaupt „witzigen" Schriftsteller und Publicisten nie, von dieser gang und gäben Bezeichnung der gemüthlichen Phäaken ausgiebigst Gebrauch zu machen. Nanu; der Berliner spricht vielleicht auch nicht ganz correct und auch anderwärts hat der vulgäre Sprachgebrauch etwa doch Ausdrücke, die nicht völlig conform mit den Rederegeln der diversen Akademien und linguistischen und philologischen Autoritäten, aber unser — ja, wir dürfen sagen: unser „wissen's? verstehn's" bleibt doch die Perle in dem chaotischen Potpourri der internationalen Sprachungeheuerlichkeiten, welche von denkunfähigen Plapperern in gewohnheitsmäßigem Schlendrian verübt werden.

„Wissen's? Verstehn's? Natürlich!" Was soll man wissen? Was soll man verstehen? Was ist natürlich? Das Allersimpelste. Und da lasse ich — obwohl es ebenfalls zum Haarausraufen — noch das unschädlichere „natürlich" großmüthigst gelten, das dem vom Engländer nicht minder häufig gebrauchten „all right!" so ziemlich die Waage hält. Aber „wissen's?" „verstehn's?" Was will man damit? Man kennt das drollige Hilfswort des deutsch sprechenden Ungarn, der sich mit dem perpetuirlich eingeschobenen „Sachen" durch das Gehege einer ihm fremdartigen Satzbildung zu winden sucht, doch hat der Wiener sein „Weißt?" „Verstehst?" — „Wissen's?" „Verstehn's?" gar so dringend nöthig, um den schlichtesten Gedanken zum Ausdruck zu bringen? In jüngster Zeit bemühen sich lobenswerthester Weise einzelne Puristen, die „Unreinlichkeiten" unserer Schreibart mit eclatanten Beispielen zu brandmarken,

allüberall wimmelt es von Warnungsartikeln mit den verdienten Schmähtiteln: „Wie wir schreiben!" Warum ersteht kein „Sprachfeger" und eifert im heiligen Ernste gegen das andere Uebel, das nicht weniger ansteckend und Verderben bringend und zeigt den Leuten zum abschreckenden Exempel nach ihren eigenen Mustern: „wie (und nebenbei auch was) sie reden?" Ahnt denn Mancher, daß seine Sprechweise, seine „Gigesgages"-Erzählungsmethode zu den barbarischesten Widerlichkeiten gehört, mit denen ein solid organisirter Hörer gefoltert werden kann? „Wissen's? Verstehn's?" Er weiß es nicht. „Natürlich!" . . .

Da klügelte ich mir unlängst einen Plan aus, um doch Einem vor Augen zu führen, was er in der kürzesten Spanne Zeit im Genre des hirnverwirrendsten Wort- und Satzgemengsels zur Qual des kleinen Auditoriums geleistet, und bat einen nebensitzenden Freund, unauffällig den merkwürdigen Monolog zu stenographiren. Die Geschichte war inhaltlich sehr einfach, es handelte sich um seine Ueberraschung, als er erst aus der Zeitung von der unerwarteten Ueberschwemmung durch die Wien erfuhr. Und der Mann erzählte (buchstäblich genau) das Factum also:

„Wissen's, i bin g'wohnt, um sechse in der Früh, verstehn's, mein' Zeitung am Bett lieg'n z'haben; natürlich. Wissen's, da steh' i auf, natürlich, und les's beim Kaffee, verstehn's, und jetzt denken's Ihner mein' Verwunderung, natürlich, wie ich da erfahr', verstehn's, was das Wasser Alles ang'richt hat. Unerhört! Wissen's, verstehn's, mi hat's halt gar so ungeheuer frappirt, weil i no Abends vorher beim Kießling in Tullnerbach g'sessen bin, wo m'r noch, wissen's, gar keine Ahnung davon g'habt hat, daß so was in der nächsten Nacht passiren kann; natürlich! Ich also, wissen's, zieg mich gleich an, verstehn's, und fahr 'naus, um mi selber zu überzeugen, ob die Zeitungen nit vielleicht übertrieben haben, verstehn's, und da hab' i die Bescheerung selber ang'schaut und hab' g'funden, daß si' Alles leider so bestätigt, wie sie's 'neing'schrieben hab'n, verstehn's, und wissen's, verstehn's, natürlich, ich, der ich draußen sehr bekennt bin, verstehn's, i hilf gleich selber mit, wo was zu helfen war, verstehn's, und deshalb bin i auch erst mit'n letzt'n Zug hereing'fahren, wissen's, wo ich dann in die Abendblätter das Uebrige auch d'rin g'funden hab'. Natürlich.

Wissen's, a so a Unglück anschau'n, is allerweil, verstehn's, a unangenehme G'schicht, b'sonders, wanns' so viele Bekennte troffen hat. Verstehn's?"

Er plauderte, d. h. „stigerzte" noch fort, ich winkte aber meinem Geheimschreiber, daß es genug sei, und auch der geehrte Leser hat ohne Zweifel genug. und der Betreffende selbst mag sich nun daran erquicken. Verstehn's?

V.

Charaktere und Originale.

1.

Ein lobscheuer Poet.

In meiner Gedachtnißmappe sind auch einige gar sonderbare „Grillparziana“ aufbewahrt. Soll ich sie hervorholen? Soll ich sie einem verehrungswurdigen Publicum bekannt geben? Soll ich sie erzählen? Es sind ein paar „Anekdoten“ darunter, die mir nicht zur Ehre gereichen, und es ware vielleicht klüger, wenn ich, der ich allein um sie weiß, sie verschweigen würde. Aber da höre und lese ich, daß eine „ausführliche Biographie“ sammt Charakteristik der angeblich „wunderlichen“ Persönlichkeiten des größten österreichischen Dichters von einigen dazu eigens designirten Schriftstellern in „Arbeit“ genommen sei und daß man endlich daran gehe, ein erschopfendes Quellenwerk zum genauern Verständnisse, ein gewissenhaft ausgefuhrtes Bild des Wiener Pindar „anzufertigen“, und da ist es denn möglich, daß die kleinen Sandkornlein, die ich liefere, bei dem Aufbau dieses projectirten literar-geschichtlichen Monumentes etwa doch verwendet werden könnten. Dieser Gedanke läßt mich die Rücksicht auf meine eigene Person vergessen und ich erzähle, was ich weiß und selbst erlebte, unbekummert darum, ob ich mich nun vor den Augen der streng denkenden „Weisen“ — lacherlich mache oder nur

ihr geheucheltes Mitleid mir erwerbe. Denn ich habe unter Anderem auch von Malheurs zu berichten, die mir passirten, indem ich — freilich in unschuldigster Weise — den Dichter der „Ahnfrau" und „Medea" aus zwei Wiener Gasthäusern — „vertrieben" habe, dagegen aber auch wieder bei anderer Gelegenheit die directe Veranlassung war, daß der seit Jahren schweigsam Gewordene plötzlich und unerwartetst mit einem epochalen Poëm in die Oeffentlichkeit trat.

Mein erster „Unfall" datirt in das Jahr 1841 zurück. Es war am 20. Juni, am Tage der Eröffnung der Südbahn, die ich in jugendlichster Ungeduld mitmachen zu müssen glaubte, obwohl meine Angehörigen, im Hinblick auf die drei Jahre vorher geschehene Nordbahnkatastrophe, vor solchem Wagstück mich warnten. Aber ich war nicht zu halten, versprach jedoch vorsichtig zu sein, beim Auf- und Abstieg die Trittbretter in Acht zu nehmen und überhaupt in tollkühne Sprünge ꝛc. mich nicht einzulassen. Außerdem mußte ich hoch und heilig schwören, weder den Kopf noch die Hände bei den Fenstern hinauszustecken und was der Reisecautelen in jener naiven Zeit noch mehr waren. Als es mir thatsächlich glückte, von Baden mit heiler Haut zurückzukommen, wollte ich meine Leute noch Nachts von dem wunderbaren Ereignisse vergewissern und ich lief stracks in die Stadt, Himmelpfortgasse, in das Gasthaus „Zur ungarischen Krone", wo ich wußte, daß sie nach ihrem beendeten Dienst im Hofoperntheater ihr frugales Vesperbrot einzunehmen pflegten. Rasch riß ich die Thüre auf und sagte: „Da bin ich!" Meine Schwester, immer lebhaften Temperamentes und zu Witzeleien aufgelegt, rief in drolliger Rührung: „Ach, mein Bruder!" worauf ich in gedämpftem Pathos erwiderte:

„Ja, ich bin's, Du Unglückselige,
Ja, ich bin's, den Du genannt!"

„Zahlen!" zirpte es aus dem Hintergrunde der Gaststube, die nur vier Personen beherbergte, meine Eltern sammt Schwester und einen in der letzten Ecke verschüchterten Gast. Mein Vater winkte mir, ich wendete den Kopf nach dem „Rufer in der Wüste", es war — Grillparzer. Er beglich seine Zeche, erhob sich eiligst, entfernte sich, ohne zu grüßen, und — kam nie wieder.

Mit einem harmlosen Scherze verscheuchte ich ihn und vertrieb dem braven Wirthe einen „anständigen" Gast! Was ärgerte ihn? Was verletzte ihn? Daß sein geliebter Jaromir, mit dem ihm noch in späten Tagen auch Löwe so viel Freude gemacht, wirklich „populär" geworden, daß seine Trochäen im „Munde des Volkes" leben? oder daß sie an einem — unwürdigen Orte gesprochen wurden, daß man den gefeierten Dichter am Wirthshaustische citirte? Bei Apollo! Was gäbe mancher landläufige vaterländische Versmacher dafür, wenn nur eine einzige seiner vermeintlichen Effect- oder Kraftstellen als „geflügeltes Wort" paradiren möchte, eine einzige lyrische Sentenz in der „Oeffentlichkeit" sich bleibend erhalten könnte? Und Franz Grillparzer wurde verstimmt, wurde „böse", weil die ihm am meisten aus Herz gewachsene Dichtung thatsächlich volksthümlich geworden und das damalige, das Theater besuchende Wien die melodisch klingenden Monologe und sonstige rhytmische Prachtstücke derselben fast „auswendig" kannte! Denn die crasse „Ahnfrau" war einst ein gern gesehenes und namentlich unter Palffy's Glanzregierung oft und mit ungeheuerstem Erfolge gegebenes Stück. Spielten doch darin neben dem unvergleichlichen Heurteur auch die große Sophie Schröder, der gewaltige Lange, der geniale Küstner und Fritz Demmer, der auch noch nicht ersetzt wurde. Was erzählte mir mein Vater nicht Alles von jenen Wundervorstellungen der Jahre 1817, 1818 u. s. f.! Und nach vierundzwanzig Jahren schmerzte es förmlich den Dichter, daß das „Volk" mit seiner Schöpfung noch vertraut war! Wie eine Mimose bei der leisesten Berührung, zog sich der zaghafte Mann bei dem kleinsten ihn störenden Eindrucke scheu zurück. — Und das Intermezzo störte ihn.

Ich war beschämt und that dem Wirthe fast Abbitte, als ich an den nächsten Abenden sah, daß der Entflohene für ihn auf immer verloren sei. Aber Johann Kahla — der brave Mann starb hochbetagt erst vor Kurzem — beruhigte mich selbst in seiner gewohnten Güte und schüttelte nur lächelnd den Kopf und meinte: „Der Herr v. Grillparzer ist halt ein gar ein wunderlicher Herr!" Und nun ging's ans Erzählen. Grillparzer, der vormals in der Dorotheergasse Nr. 1118 wohnte, wechselte Anfangs der Vierzigerjahre sein Domicil und bezog ein

bescheidenes Stübchen bei einer Schneidermeisterin im obersten Stockwerke des Fink'schen Hauses Nr. 960 auf der Seilerstätte. Die gute Frau kochte auch für ihren schweigsamen Zimmerherrn zu seiner vollen Zufriedenheit, nur als einmal ein Waschtag und andere Zwischenfälle eintraten, gab sie ihrem Kostzögling den Rath, in das (um die Ecke) nebenan befindliche Gasthaus („Zur ungarischen Krone") zu gehen und dort das Essen zu nehmen. Das that denn auch der also Beorderte. Er kam um die Mittagszeit still und geräuschlos, setzte sich abseits, begehrte ein Glas Tischwein und deutete dem Kellner drei „Gänge" des Tarifes mit dem Finger an: „Reissuppe, Rindfleisch mit Sauce und Kalbsbraten". Das Verlangte wurde gebracht und dem Gaste servirt. Der aber saß, ohne etwas zu berühren, stumm und starrte regungslos nach der Decke. Nach einer Stunde entschwand er, ohne daß sein Abgehen im selben Augenblicke wäre bemerkt worden. Nur als der Kellner sah, daß ihm ein Gast abhanden gekommen war, der nicht gezahlt habe, schlug er Lärm und wollte, daß man den Flüchtling verfolge. Kahla frug: „Wer ist abgefahren?" — „Der dort im Winkel." — „Was hat er verzehrt?" — „Nix hat er verzehrt, hat ja All's steh'n lassen!" — „Nun, wenn er nichts verzehrt hat, so haben Sie keinen Schaden, die Sachen werden abgeschrieben. Gar ist's!" — Am nächsten Morgen kam die Schneidermeisterin und verlangte den Wirth zu sprechen: „Sö, dös is a schöne G'schicht, machen's nur ka Aufseg'n! Der Herr v. Grillparzer schickt mich her und laßt um Entschuldigung bitten, daß er gestern Mittags auf's Zahlen vergessen hat. Ich soll sein' Zech jetzt richtig machen!" — „Ja, der Herr — wenn es der Herr v. Grillparzer war — hat ja gar nichts gegessen, uns ist er nichts schuldig!" — „Was? Gar nix g'essen hat er? Jessas, der arme Mann! Und ka Wort hat er g'sagt! Ein' ganzen Tag kein' Bissen im Leib! I sag's ja, die Dichter — wissen's, mein Zimmerherr is a Dichter — leben rein nur von der Luft! No, i dank' in sein' Namen; der wird schau'n, wann i ihm's Geld wieder bring'! Thun's nur nix dergleichen, wenn er vielleicht einmal wieder zu Ihnen hereinkommt; er hat das nit gern, wann m'r von seine Eigenheiten red't; nit einmal sein' Nam' soll m'r öffentlich laut rufen! So viel g'schreckt is er! Wann er a Frau'nzimmer wär', saget i, daß er g'schami is!"

Und die Plauderin lief kichernd und lachend davon, die daheim gewiß schweigsam zu sein verstand, sonst hätte es der „sonderbare Zimmerherr“ nicht einen halben Tag lang bei ihr ausgehalten.

Und in der That besuchte der wortkarge Gast diese Wirthsstube — meist Abends — nun häufiger, die ihm durch den „Tact“ des Wirthes sympathisch wurde, der ihn insoferne „rücksichtsvoll“ behandelte und behandeln ließ, als man auf sein Thun und Lassen (nach seinem Wunsche) eben — keine Rücksicht nahm. Wie oft saß er da, in seine Träume versunken, und ließ den Wein warm und den Braten kalt werden, und wie lächelte er sanft und milde, wenn er aus seinem Hinbrüten erwachte und er seine „Zerstreutheit“ gewahr wurde, und er den Garçon, der ihn bereits verstehen gelernt, bat, ohne Aufsehen abzuräumen und die Rechnung zu machen. Darauf bestand er allmälig, auch wenn er zeitweise von dem Aufgetragenen nichts genossen. An „Respect“ ließ man es nicht fehlen, aber auf Geheiß des klugen und gebildeten Wirthes mußte jede Ostentation und Aufdringlichkeit vermieden werden, man ließ den Einsamen sein, wie er sein wollte, und belästigte ihn weder durch Fragen, noch durch das beliebte übliche begaffende Umstehen der Kellnerjungen. Es grenzte dies Alles beinahe an ein völliges Ignoriren seiner Anwesenheit, aber es war das stylgemäße „Nichterkennen“ einer vornehmen Persönlichkeit, welche — „incognito“ zu sein und zu bleiben den Wunsch hatte. Diese Rücksicht wurde ihm in vollstem Maße angethan, das Zimmerchen wurde ihm dadurch traulich und ihm daselbst heimisch wie daheim, da — mußte *ich* in meiner Einfalt, allerdings absichtslos, aber auch ohne Ueberlegung ihn „*laut citiren*“ und — aus war's mit seinem abendlichen Asyle!

* * *

War meine That denn wirklich so arg, daß ich nun wie ein Verbrecher herumschlich, den Leuten nicht mehr ins Gesicht zu schauen wagte und den ganzen Rayon der Himmelpfortgasse auf Lebenszeit meiden zu müssen glaubte, weil — *Franz Grillparzer* meinetwegen aus einem Gasthause wegblieb? Aber *meinetwegen*! Da liegt's! Und nun drohte mir, falls die Sache ruchbar würde und in den Bereich der Biographen und Literarhistoriker käme, mich — allerdings unfreiwillig — un-

sterblich zu machen, mich mit dem gefeierten Dichter auf die Nachwelt zu schleppen, aber (leider!) nur in beschämendem, wenn schon nicht in völlig herostratischem Lichte! Ein entsetzlicher Gedanke, ein Bewußtsein, das mich fast zu Boden drückte . . .

Die Alles heilende Zeit ließ auch diese Wunden meines Gemüthes vernarben, und ich glaube, daß ich nach einigen Jahren sogar wieder lachen konnte, denn es lachte ja auch der gemüthliche Kahla selbst, wenn ich ihm begegnete und er auf die tragikomische Affaire zu sprechen kam. Ja, ich lachte wieder zeitweilig, wenn es zu lachen gab, und als das „tolle" Jahr 1848 anbrach und ich von Gott begnadet wurde, die glorreichen Märztage und Wiens Erhebung und Metternich's und Sedlnitzky's Sturz zu erleben, da lachte ich nicht nur, ich jubelte laut auf und vergaß, hingerissen von der Größe des Augenblicks, von der Erhabenheit der Geschehnisse, im Taumel der freudigsten Begeisterung all' der Misère, die mich im Leben bisher verfolgte, all' der kläglich kleinen Geschichten, die mich geärgert, all' der läppischen Abenteuer, die ich ruhmlos bestanden. „Diesen Kuß der ganzen Welt" — mit Ausnahme der Geistesschergen und übrigen Tröpfe, die ohnehin zum Teufel gejagt wurden! Bis in die Wolken drangen die Rufe brausenden Entzückens! Man muß jene Zeit mitgemacht und Zeuge der Scenen und jung und warmfühlend gewesen sein, als eine Constitution verliehen, Preßfreiheit verkündigt und überhaupt „Alles bewilligt" wurde. Es waren wohl Wiens schönste Tage!

Da kam das „Schreiben" über die Leute. Jedermann hatte etwas auf dem Herzen und etwas zu sagen, und Jedermann griff zur Feder und schrieb seine Gedanken nieder, in Versen und in Prosa, und — Alles wurde gedruckt! Auch das Dümmste. Aus diesem Chaos, diesem unorthographischen, ungrammatikalischen, unsyntaktischen und unmetrischen Unsinnsbrei leuchteten nur wie einzelne Perlen die Geistesmanifeste berufener Poeten und Schriftsteller tröstlich hervor, und waren es namentlich Ferdinand Kürnberger, Anastasius Grün, Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Karl Beck, L. A. Frankl, Eduard Bauernfeld, Siegfried Kapper, Emil Kuh, Johannes Nordmann ꝛc. ꝛc., die ihre tönende Stimme in dem allgemeinen Charivari zur Erbauung zu Gehör zu bringen wußten.

Nur Einer schwieg; Einer, nach dem sich Aller Augen wandten, nach dessen leisestem Lispeln Alles lauschte. Franz Grillparzer hatte nichts zu sagen.

Da ritt mich abermals der Teufel, mit dem hehren Namen anzubinden, und ich faßte mir ein Herz und warf — die Musen mögen mir die Missethat verzeihen! — in noch immer jugendlichem Ungestüm und in überströmender Verehrung, die mich zeitlebens für den theuren Mann erfüllte, einen versificirten und gereimten Aufruf auf das Papier, den ich „An Einen!" adressirte und — o der Dreistigkeit! — mit meinem vollen unberühmten Namen fertigte. Das Poëm, die lauterste und zweifellosesteste „Gymnasialpoesie" (obwohl ich der betreffenden Charge längst entwachsen), war wohl ehrlich gemeint und beschwor in aufrichtiger und glühendster Inbrunst den geliebten Dichter, mit einem einzigen Liede hervorzutreten und der Stunde der erlangten Preßfreiheit damit die Weihe zu geben; aber es war trotzdem eine schmähliche Pfuscherarbeit, die mich heute erröthen macht und die des erlauchten Adressaten wahrlich nicht würdig war. Um dies zu erkennen, fehlte mir die ruhige Einsicht, die prüfende Ueberlegung, ja jegliches Verständniß, das mir im Taumel der Verzückung völlig abhanden gekommen. So lief ich denn athemlos zu — Adolf Bäuerle, dem Mäcen aller nicht zu honorirenden Beiträge, und übergab ihm mit wogender Brust das fast noch nasse Manuscript. Bäuerle las, las funkelnden Auges, las laut, in Gegenwart von zehn bis zwölf mir unbekannten Herren und Damen, und umarmte mich! Der Schäker!

Wer war glücklicher als ich! So mußte Hutten zu Muthe gewesen sein, als er in Augsburg vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. Bäuerle hörte nicht auf, mein Opus zu loben, er las einzelne (besonders schwulstige) Stellen zum zweitenmal, und als er die (närrische) Passage:

Rustan war nicht der Letzte Deiner Helden,
Den du geschöpft aus Der Begeist'rung Bronnen!

mit nachdrücklicher Betonung sprach, da weinte der Heuchler und alle Anwesenden weinten mit. Es müssen Komödianten gewesen sein, weil sie die Grimasse so a tempo und so packend zu machen verstanden. Ich stürzte ab. Ich irrte planlos durch die Straßen, dann über die Basteien. Meine Füße schlotterten, meine

Pulse pochten hörbar. Da drang im Mondenschimmer das Giebeldach des Thesenstempels aus dem kahlen Geäste des Volksgartens hervor. Eine olympische Form! Warum hat Wien noch keine Walhalla? . . . . Plötzlich durchfuhr wie ein Blitz mich ein fürchterlicher Gedanke: Ich hatte keine Abschrift von dem Gedichte! Bäuerle, der leichtsinnige Mann, besaß mein Alles! Wenn es verloren ging! Ach, die Götter verstehen auch boshaft und grausam zu sein, sie verhüteten es, daß dieses befürchtete „Unglück" eintrat und sorgten vielmehr dafür, daß es auch den — lachenden Epigonen erhalten bleibe, denn am nächsten Morgen stand das Gedicht gedruckt an der Spitze der noch allmächtigen „Theaterzeitung!" Nun schien's doch um mich geschehen zu sein. Ich verlor die Sprache und lallte nur mehr; das Gedicht nun gedruckt zu lesen, war mir unmöglich, denn es flimmerte mir vor den Augen. Warum sehen die Leute mich so staunend an? Weiß man bereits allüberall davon? Freunde und Bekannte schütteln mir auffallend die Hand und grüßen mich fast ehrerbietig. Wenn der Vater meiner Braut erfährt, welch' ein Glanz auf meinen Namen gefallen. . . . .

Erst nach drei Tagen hatte ich den Muth und die Kraft, bei Bäuerle wieder vorzusprechen. Er empfing mich mit übertriebener Freundlichkeit, gab mir zwei Frei-Exemplare jener Nummer, wofür ich mich tief verbeugte, und erzählte in seiner Plauderweise, wie Grillparzer erfreut von dieser „Huldigung" gewesen, wie er mir danke dafür und wie er angedeutet, daß mein Wunsch bald erfüllt werden würde. Auch wollte er mich persönlich kennen lernen. „Ich begreife Sie nicht, junger Mann, daß Sie die Gelegenheit, die sich Ihnen so günstig und so ehrenvoll (!) darbietet, nicht benützen und Grillparzer Ihre Aufwartung machen! Sie hören ja, daß er Sie sprechen will! Gleich gehen Sie hinauf zu ihm!"

Ich ging, aber ich ging (mit den zwei Freiexemplaren) heim in mein Kämmerlein, schloß hinter mir die Thüre und begann mein „Werk" zu lesen. Das erstemal in gedruckter Form. Ich las es auch nur einmal. Meine Brust drohte zu zerspringen, alles Blut drängte zum Herzen und um die Schläfe perlte mir kalter Schweiß. Die Krisis war vorüber. Ich stand auf, mein Blick fiel zufällig in den Spiegel — mein Gesicht

war kreideblech und ich zitterte am ganzen Leibe. Ein namenloses Schamgefühl erfaßte mich, ich trat vor das Bild des Dichters, das zu Häupten meines Arbeitstisches hing (und noch hängt) und stammelte: „Verzeih', Gütiger, was geschehen! Auch das ist eine Art der ‚Jugendeselei', die Heine so spöttisch besungen, und sie ist bedenklicher, als in ein süßes Wesen bis über die Ohren verliebt zu sein. Aber an dieser Unthat, die an Dir (Stylistisch- und Metrisch-) Reiner, nun öffentlich begangen worden, trifft mich nur der kleinere Theil der Schuld, die größere Verantwortung fällt auf Jene, die, als erfahrene Männer, ein solches Zeug in Druck gaben! Und nun kein Wort im Leben mehr davon!"

Nun kam aber erst die eigentliche Ueberraschung. Grillparzer, der seit dem Unglücksabend am 6. März 1838, wo man durch verkehrte Besetzung sein köstliches „Weh' dem, der lügt!" so brutal zu Fall brachte, mit Wien und den Wienern schier unversöhnlich grollte, trat ein paar Wochen nach meinem naiven Appell wirklich „mit einem Liede, einem einzigen" hervor, es war — der Ruf an Radetzky:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!"

Das Lied durchzog die Welt und wurde genugsam commentirt. Wie Grillparzer übrigens zu vertrauten Freunden später geäußert, erfüllte es ihn mit „Wehmuth", daß man seine nur „patriotisch erdachten" Strophen vielfach mißverstanden und theilweise sogar eine „rohe" Tendenz hineingelegt habe, die ihm unbekannt gewesen. Ungeachtet dieser posthumen Abwehr klang der Vorwurf an die Jugend:

„Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als Du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist,
Als Weisheit wagt zu benennen —"

nicht sonderlich freundlich, und stach merkwürdig ab von den Jubelhymnen, die der todesmuthigen akademischen Legion, die das alte verhaßte System gestürzt und die „Freiheit" geschaffen, allerorten gesungen wurden. Genug an dem, Grillparzer brachte damals der gewaltigen Erhebung und dem „Segen der freien Presse" wirklich nur ein „einzig Lied", das „Radetzky-

lied", als Weihespende dar. Nachmals opferte er noch manche einzelne „Gnomen", Glossen und gallige „Vierzeilen".

Dennoch blieb er uns Allen theuer, und wenn eines seiner gedankenvollen Dramen zur Aufführung kam, so drängten wir uns doch in den Pferch des alten Burgtheaters und lauschten und horchten mit feuchten Augen und mit gehobener Seele. . . .

Und es verflossen wieder fast anderthalb Decennien, und zum dritten Male brachte mich mein Unstern in unerfreulichsten Contact mit dem Dichterfürsten, der noch dazu schon recht mürrisch geworden, theils körperlicher Leiden, theils widerlicher Familiengeschichten wegen, die dem feinfühligen Manne stark an die Ehre gingen.

In den ersten Sechziger Jahren war es. Grillparzer hatte mittlerweile seine „Sterbewohnung" in der Spiegelgasse Nr. 21 bezogen, wo er tagsüber „hoch oben", wie ein Aar in den Lüften, weilte und nur Abends die stille Behausung verließ, um mühsam die vier Stockwerke herabzukeuchen, worauf er in das letzte Zimmerchen der im Parterre gelegenen Restauration (heute zur „Stadt Amberg" genannt) trippelte und daselbst sein Mahl einnahm, ruhig und einsam, bescheiden und — karg. Mayr, der prächtige, intelligente Wirth, der damals das Geschäft leitete, erzählte uns nachträglich, daß der „Herr Hofrath" allabendlich nie mehr als ein einziges Wort, eine einzelne Silbe spreche: das Wort „Weich!", das sich auf die gewählte Speise bezog, die er dem Kellner (nach alter Gewohnheit) mit dem Finger auf der Karte bezeichnete. Hatte er seine Fleischration, vorsichtig und mit Anstrengung kauend, genossen und sein Gläschen Wein getrunken, dann langte er nach einer (beliebigen) Zeitung und hielt sie, ohne eine Zeile zu lesen, wie „geistesabwesend" eine Stunde lang vor sich hin. Geistesabwesend? Ach, welche Phantasien, welche Gedankensymphonien mögen das Haupt des Edlen in solchen Ruhepausen durchschwirrt haben! Hatte er die Traumgebilde von sich abgeschüttelt, oder sie in seinem Innern festgehalten und zu Gestalten geformt, die Fleisch und Blut werden und Mark in den Knochen haben sollten, hatte er geschaffen und beendet, was er schaffen wollte, dann legte er die Zeitung, die ihm als Schild gedient und ihn von der Außenwelt abgetrennt, bei Seite, tippte an das Glas, was für

den Garçon das Zeichen war, die Rechnung — wortlos — zu ordnen und das knapp bemessene Douceur schweigend einzustreichen. Dann erhob sich der „Herr Hofrath“ und kletterte ächzend „nach oben“. Und auch dieses wirthshäusliche Stillleben des genügsamen Poeten sollte ich Pechvogel stören!

Wir saßen abseits, an einem sogenannten „Katzentischchen“, die übrigens in dem „kleinen Casino“, wie sich die schmucke Taverne damals titulirte, in der Majorität waren, und plauderten, selbstverständlich ohne Lärm zu machen. Wir sprachen über dies und das und kamen hiebei auf ein heikles Thema, auf „literarische Jugendsünden“, zu welchen sich fast Jeder, wenn auch seufzend, bekannte. Nur Einer, der in Selbstliebe und Aufschneidereien groß war, gab derlei Schuldbewußtsein auch in Bezug auf seine Erstlingsarbeiten nicht zu, obwohl männiglich bekannt war, daß just er mit einem Liebesgedichte, das in einem Buchbinderalmanach im Vormärz erschien, sich schaudervoll blamirt hatte, worüber er seinerzeit viel gehänselt wurde. Nun aber glaubte er die Sache längst vergessen und renommirte mit seiner „Frühreife“, die ihm einen lyrischen Fehltritt angeblich ersparte. Diese gänzlich unmotivirte Großthuerei und Prahlerei verdroß mich und ich rief, ziemlich laut, den Finger warnend erhoben, scherzweise:

„Jason, ich weiß ein Lied . . .!“

„Zahlen!“ klang es mit zitternder Stimme aus dem Winkel des Stübchens. Alle Heiligen! Der zaghafte Ton machte mich erbeben; vor länger als zwanzig Jahren vernahm ich ihn ebenfalls und heute wie damals scholl er mir wie ein Klageruf, wie ein Vorwurf entgegen, der mir und meiner vermeintlichen Rücksichtslosigkeit galt. Scheu blickte ich nach dem Mahner, es war — Grillparzer; er erhob sich, wankte fort und kam nie wieder. Er wählte sich als sein Kosthaus nun den „Matschakerhof“, dem er bis an sein Ende treu blieb. Wie weh that mir diese Flucht und wie verwünschte ich meine wiederholte — Unvorsichtigkeit. . . .

Und es vergingen wieder zehn Jahre. Mittwoch den 24. Januar 1872 kehrte ich aus zeitungsarmen Districten von einer Reise zurück, als ich die Straßen von einer dichtgedrängten, lautlosen Menschenmasse erfüllt fand, durch die ein imposanter

Leichenzug sich bewegte. Ich sprang aus dem Wagen und frug, wem die Feier gelte. „Dem Dichter Grillparzer!“ Ich erschrak, ich zog den Hut, da kam der Sarg und Thränen entströmten meinen Augen. Todt! Todt! Todt! . . .

Im Januar 1817, vor fünfundfünfzig Jahren, führte mein Vater den aufgeregten Dichter, der sich in der Nähe des Theaters an der Wien versteckt hielt, nach der glorreichen ersten Aufführung der „Ahnfrau“ Nachts nach Hause. Grillparzer dankte gerührt. Der Sohn handelte, wenn auch absichtslos, nicht mit gleicher Liebe und bereitete dem Edelsten der Edlen Verdruß und Aergerniß. Grüßt' es dennoch verzeihend aus dem Sarge? Erkennst Du den unschuldigen Missethäter? Ich glaube, ich stotterte damals zerknirscht und demuthsvoll und beschämt die Variante:

Ja, ich bin's — der Unglückselige?

2.

Vom Canonicus Veith.*)

„Er war von mildem Geiste.“ So hieß es in der kurzen Notiz, die den Tod des würdigen Mannes anzeigte. Von mildem Geiste. Gewiß! Und wenn er sprach, so lauschte Alt und Jung seinen sanften, versöhnenden Worten und namentlich die Jugend fühlte sich mächtig hingezogen zu dem edlen Greise, der es, wie Wenige, verstand, sie zu erheben, zu begeistern, zu fesseln. Die Studenten drängten sich förmlich um die Kanzel, wenn es hieß, Veith werde predigen, und die von lebenslustigstem Uebermuth Durchtobten blickten in Demuth und Ehrfurcht empor, wenn seine Lippen sich bewegten.

Er liebte die Gleichnisse. Wenn er mit leiser Stimme eine Parabel zu erzählen begann und zur scharfsinnig zugespitzten, liebenswürdig witzigen Pointe kam, da gleitete ein unbeschreiblich freundlich Lächeln über seine Wangen und seine häßlichen Züge wurden dem still schmunzelnden Hörer und Beschauer sogar sympathisch und alle Herzen flogen ihm zu. Dann wurde er warm

*) Gestorben November 1876.

und wärmer, aus einer Parabel wuchs die zweite, die dritte, die vierte, bis er, nach einer trefflichen Kunstpause, zuweilen plötzlich abbrach, die Lösung der Räthsel den Zuhörern überlassend, die sich diese auch verständnißinnig leise zuflüsterten, worauf er die Hände zum Schlußgebete faltete, in das die Gemeinde bewegt einstimmte.

Er haßte die Störung und strafte sie im Momente, wenn auch auf heitere Weise. Als Ende der Fünfziger Jahre an einem großen Festtage in der Alserkirche ein illustres Hochamt celebrirt werden sollte, bei welchem Wild, der Unvergeßliche, dann eine Tochter der Sonntag und noch einige Gesangskoryphäen mitzuwirken hatten, Veith aber wohl eine Viertelstunde länger auf der Kanzel verweilte, als nach der Programmordnung normirt gewesen, da wurde es auf dem Chore allmählich unruhig, die Herren Musici stimmten, unbekümmert um den Prediger, ihre Instrumente, die Sängerinnen rückten geräuschvoll die Notenpulte hin und her u. s. w. Das Publicum lauschte aber noch in ungeschwächter Spannung dem Prediger. Da wendete sich Veith, als der Lärm thatsächlich ärgerlich wurde, zum Abgehen, besann sich aber wieder und begann abermals eine Parabel, diesmal über die Geduld, zu erzählen. Es war eine Geschichte von einem Araber und seinem Pferde, die packend geistvoll war. Alles horchte, auch die heißblutigen Mademoiselles auf dem Chore wurden ruhig, beugten sich vor und liehen ihr Ohr den sinnigen Worten des schlauen Priesters. Die Erzählung dauerte über eine Viertelstunde und erst um halb Zwölf verließ Veith die Kanzel, worauf allerdings ein gewaltiger Introductionsrumor seitens der freigelassenen Musikanten losbrach.

Mit Parabeln wirkte er auch in ernsteren Lagen seines Lebens. Als er vor etlichen zwanzig Jahren eine Sommerfrische in Neuberg bezog, da war es seine Lieblingsgewohnheit, „mutterseelenallein“ in den Wäldern, Schluchten und Gräben herumzuwandern. Er lehnte jede Begleitung, die sich als Schutz dem schon damals gebrechlichen Manne anbieten wollte, dankend ab, er wollte in seinen Träumen und Gedanken ungestört sein. Wie oft traf ihn Vater Schum, der Veteran der Touristen, auf seinen unermüdlichen Wanderungen, wie oft trafen ihn Jäger, wenn sie den Karlgraben, den Krampen, den Hirschbachgraben

oder das „Tyrol“ durchstreiften, erschöpft auf einem Baumstrunk oder Felsblock kauern, und wie oft warnte man ihn vor einigen Vagabunden, die damals die Gegend unsicher machten und worunter namentlich der „schwarze Peter“, ein davongejagter Holzknecht, der frechste und gefährlichste war, auf der Hut zu sein. Richtig attaquirte ihn der Strolch eines Tages, als Veith aus dem Veitschbachgraben mühselig hervorkam, und forderte von ihm mit derbem Ungestüm Geld. Veith gab, was er bei sich hatte, rief ihn aber, als er sich mit der Beute rasch entfernen wollte, zurück und begann mit ihm in sanftem Tone zu sprechen. Er frug ihn um seine Vergangenheit, um sein bisheriges Leben, um seine Schicksale und was ihn auf den Weg des Lasters gebracht. Der Unhold wurde stutzig, begann aber zu erzählen. Veith horchte und sprach kein Wort, ruhig gingen sie neben einander, bis Peter mit seiner Beichte zu Ende war. Dann sprach Veith. Er erzählte zuerst ein indisches Märchen, dann ein evangelisches Gleichniß und zum Schluß die schöne Parabel vom „verlornen Sohn“. So kam man bis gegen Neuberg. Die scheidende Sonne vergoldete die Berggipfel, das Glöcklein des Dorfes läutete das Ave Maria, Veith entblößte das Haupt und lispelte ein kurzes Gebet. Peter that desgleichen. Dann wollte sich Veith von seinem unheimlichen Begleiter trennen und winkte diesem zum Abschied. Der aber sank zu Füßen des Priesters, bat mit aufgehobenen Händen um Verzeihung, beschwor Veith, das ihm gewaltthätig abgenommene Geld zurückzunehmen und rief heulend, vor Schmerz und Reue: „Segnen Sie mich, hochwürdiger Herr, daß ich wieder ein anderer Mensch werde!“ Veith legte die Hände auf das Haupt des Verlornen und wieder Geretteten und versprach, bei Gericht für ihn zu bitten, daß ihm seine Unthaten verziehen werden mögen, weil er wieder ehrlich werden wolle. Und so war es auch.

Freilich hatte Veith mit seiner „milden Gesinnung“ und seinen „rein menschlichen“ Ansichten öfter auch — Malheur. So ließ er sich einst von seinem überströmenden Gefühle hinreißen, in einer Predigt öffentlich die „kühne“ Hypothese aufzustellen, daß der Segen des Vaters mehr werth sei, als — u. s. w. Seine geistliche Oberbehörde soll ihm damals derlei „unkirchliche“ Aeußerungen strenge verwiesen und ihm sogar mit dem Predigtverbot gedroht haben.

Veith, der „aufgeklärte Humanist", wie man ihn allseits nannte (von seinen zelotischen Gegnern natürlich spottweise), ließ sich durch derlei Ordonnanzen nicht einschüchtern und blieb bei seinen Grundsätzen und Anschauungen, die ihm sein Leben selbst verschönten und ihm die Liebe und Verehrung aller rechtlichen Menschen eintrugen. Als die finsterste Zeit über Oesterreich und speciell über Wien hereinbrach und Veith den Cyclus seiner berühmten „Fastenpredigten" eröffnete, da athmete jedes seiner Worte doch den Geist der Versöhnung und Tausende schieden getröstet von der Stätte der Erbauung.

Auch als Schriftsteller wirkte Veith in hochverdienstlicher Weise. Nebst seinen zahlreichen medicinischen Werken von bleibendem Werthe haben sich auch seine theologischen, „von ungeheuchelter Frömmigkeit" durchwehten, wie seine schönwissenschaftlichen Schriften einen Ruf und einen Rang errungen, welchen die scurrilen Pamphlete oder die von aberwitziger Bigotterie durchtränkten Publicationen mehrerer seiner lärmendsten Standesgenossen -- dem Himmel sei Dank! — wohl nie erreicht haben. Als ihn Schreiber dieses vor ein paar Jahren das letzte Mal sprach, war es bei einem hiesigen Antiquar, wo er eben eine Serie römischer und griechischer Classiker auswählte, die er als Weihnachtsgeschenk für einen talentvollen Knaben bestimmte. „Nur das Studium der Alten führt zur wahren Bildung und Gesittung", meinte Veith, der ehemalige Redemptorist und nachmalige — Weltpriester.

Veith gehörte zuerst der jüdischen Confession an, welche er 1818 verließ. Sodann dem Studium der Veterinärkunde sich widmend, wurde er, seiner ausgezeichneten Kenntnisse in diesem Fache wegen, zum Professor und später zum Director am hiesigen Thierarznei-Institute ernannt, wo er bis 1823 blieb, um, seinem inneren Drange folgend, in den geistlichen Stand zu treten, dem er bis an das Ende seiner Tage im edelsten Sinne treu blieb. Veith war auch ein renommirter Homöopath und erfreute sich einer starken „Kundschaft", der er seine Ordinationen jedoch gratis ertheilte. Die letzten Jahre seines prüfungsreichen Lebens mußte der arme Greis in vollständiger Blindheit verbringen, welch entsetzlichen Zustand er sich aber dennoch wieder erträglich zu machen wußte, indem er eine Schreib-

maschine erfand, mittelst welcher er seine Gedanken zu Papiere bringen konnte, denn unthätig konnte der Mann nicht sein. Ueberdies lebte er allzeit als wahrer Weiser einfach und bescheiden und begnügte sich mit Wenigem und theilte dies mit den Armen, deren Freund er war. So dürften den auch seine Vermögensverhältnisse nie glänzend gewesen sein, wenigstens wurde oft erzählt, daß er sogar zeitweise Mangel litt, weil er nicht selten den Bedürftigen schenkte, was er eben besaß. So war denn auch in dieser Richtung sein Wirken segensreich — Liebe und Ehre seinem Andenken! —

3.

Der Wirth von Margarethen.

Es war Montag den 17. Jänner 1876, als in den ersten Nachmittagsstunden ein förmlicher Menschenstrom über die Wieden nach der stillen Gartengasse in Margarethen und nach der Pfarrkirche St. Josef sich wälzte, um einer ernsten Feier anzuwohnen. Die Leute, es waren alle Stände vertreten, sputeten und drängten sich, als fürchteten sie in Erfüllung einer Gewissens- und Herzenspflicht zu spät zu kommen. Frug ein Fremder, was der ungeheuere Zug und Andrang bedeute, so sah man den Frager verwundert an, denn man glaubte, ganz Wien müsse es wissen, daß man den „Margarethner Wirth" begrabe.

Nun, den sie an jenem Tage unter Betheiligung von Tausenden zur ewigen Ruhe bestattet, kannten auch gar Viele, und wer ihn kannte, liebte ihn, und dem er einmal die Hand zum Gruße geboten und zum Abschiede ehrlich geschüttelt, der vergaß ihn auch zeitlebens nicht und hielt ihn in seinem Herzen eingeschlossen. Und diese Liebe und Verehrung ward ihm nicht nur von seinen engeren Landsleuten; weit über die Wälle seiner Vaterstadt, weit über die Grenzen des Reiches und in ferne Welttheile trug die Kunde von den merkwürdigen und trefflichen Eigenschaften dieses Mannes seinen Namen; hervorragende Geistesgrößen standen mit ihm im freundschaftlichsten mündlichen und schriftlichen Verkehre, und gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mit-

gliede. Und der vielgefeierte Mann war nur ein schlichter Wiener Bürger, ein einfacher vorstädtischer Wirth? Jawohl, aber er hieß Franz Haydinger und war der glückliche Besitzer der seltensten und kostbarsten Bücherschätze, der gründlichste Kenner von Alt-Wien, der leidenschaftliche und für seinen Cultus begeisterte Biblioman.

Der Tod dieses Mannes, der an der Schwelle des achtzigsten Jahres stand, aber noch immer geistesfrisch und rührig war, ergriff nicht nur Wien auf's Schmerzlichste und setzte alle Federn der Nekrologisten in Bewegung, er war auch auswärts Anlaß zu aufrichtigster Betrübniß, denn Haidinger's Verbindungen erstreckten sich, wie bereits erwähnt, „so weit die deutsche Zunge reicht".

Am 21. September 1797 zu Wien geboren, mußte er schon in seinem zwölften Jahre, nur mit nothdürftigem Schulunterrichte ausgerüstet, seinen Bildungsweg verlassen, um im Geschäfte seines Vaters, der Wirth in Matzleinsdorf war, auszuhelfen. Es war im „Franzosenjahre", als der kleine Franz, der treffliche Anlagen und das Zeug für einen Gelehrten in sich hatte, ein — simpler Kellnerjunge wurde und dem aufgenöthigten Stand treu bleiben mußte. Dies wurmte den stets lernbegierigen Mann noch in seinen späten Tagen, der für sein Leben gern „Latein" sich eigen gemacht hätte, schon der nachmals in ihm erwachten Bücherliebhaberei wegen, die er zu seinem argen Schmerze nur in einer und zwar seiner Muttersprache befriedigen konnte. Nichtsdestoweniger wurde aus dem „Unstudirten" ein Mann von ausgezeichnetem Wissen, namentlich auf historischem Gebiete, wenn auch nur in dem engen Rahmen der Heimatskunde.

Diese Neigung entstand, als der Jüngling Pater Fuhrmann's Schriften über Wien zu lesen bekam, und bemächtigte sich seiner mit Allgewalt, da Hormayr seine zwanzig Bände der „Geschichte Wiens" veröffentlichte, auf die der leidenschaftliche Verehrer seiner Vaterstadt mit Begeisterung abonnirte, die er mit gleicher Wärme las, ja völlig verschlang und die den Grundstock seiner riesigen Büchersammlung bildeten.

Franz Haydinger war nach dem Tode seines Vaters, der schon im „Bancozetteljahre" das Haus in Margarethen an sich brachte, selbständig geworden und im Besitze eines nicht

ansehnlichen Vermögens, das er durch die reellste Gebahrung in seinem Wirthsgeschäfte noch zu vermehren wußte. Aber der Mann mit der blauen Schürze, dem weißen Zwilchkittel und der grünen Sammtmütze, der die besten Tropfen schänkte und schon deshalb viel Zuspruch hatte, vernachlässigte trotz seiner Kellerpflichten und sonstigen Geschäfts- und Familiensorgen doch nicht den Bücher-cultus; im Gegentheile: nun begann das Sammeln erst recht und erstreckte sich auf alle Zweige der eingeschlagenen Lieblings-richtung.

Aber auch diese erweiterte sich und erzeugte neue Wünsche, deren Erfüllung den in seiner Leidenschaft ruhelosen Mann Tag und Nacht mit neuen Aufgaben quälte oder — erfreute. So entstanden wieder Specialfächer, die er gleichfalls nach Möglichkeit zu completiren suchte und wofür er mit seinem unvergleichlichen Fund- und Aufstöberungstalente Acquisitionen machte, um die ihn die gelehrtesten Bibliothekare beneiden konnten. Wurzbach erwähnte bereits im Jahre 1861 — in einer schön geschriebenen Biographie dieses seltenen Mannes — der reichen Schätze aus dessen merkwürdiger Sammlung; was wuchs in den nächsten Jahren noch Alles hinzu, da er bis in die letzte Stunde seines Lebens für deren Ergänzung bedacht war! Und so besaß denn der einfache Margarethner Wirth nicht nur eine fast vollständige Collection aller auf Wien und seine Entwicklungs-, seine Kriegs-, Sitten- und Culturgeschichte bezüglichen Schriften, Pläne, Ansichten, Volks- und Trachtenbilder, es waren auch die einzelnen Länder des Kaiserstaates und Deutschlands reich vertreten, ferner die Geschichte der Reformation und Gegenreformation, des dreißigjährigen Krieges und der Gewerbe, das geistliche und weltliche Lied, die Schwank-, Spruch- und Volksbücher alter und neuer Zeit, Freimaurerei, Astrologie, Dämonologie, Theosophie, Philosophie, Naturkunde, die Hexen- und Zauberliteratur, Gedichte, Romane und Anekdotisches, Chroniken, Kunst- und Handelsgeschichte, Biographien, Monographien und Topographien, die Geschichte der alten und neuen Literatur, die deutschen Classiker in den ersten und seltensten Ausgaben, das deutsche Theater seit 1510 und hierin speciell das Wiener Theater, einschließlich der Schul- und Hanswurst-Komödie; weiter kostbare Einblattdrucke, worunter viele Unica, Flugschriften, Todesurtheile, Epithaphik,

Satyren und Pasquille, Diebs- und Gaunergeschichten und sonstige zahlreiche Curiosa.

Was sammelte der Mann seit fünfzig bis sechzig Jahren nicht Alles, was trug er nicht überglücklich Alles in sein Stübchen und wie viel Werthvolles wurde, wie Schröer nothwendig bemerkt, durch seine Sorgfalt vor Vernichtung gerettet! Wie Viele kamen, von denen es heute etwa Mancher leugnet, und schöpften aus diesen nie versiegenden Quellen; welches Materiale fanden wieder Andere in diesen Allen offen gestandenen Vorrathskammern an Hilfsstoffen, und wie nutzvoll war den Forschern und Suchenden der classische Ordnungssinn, das immense Gedächtniß und das richtige Urtheil des anspruchslosen Besitzers! H. Richter meinte: „ein Herder oder Goethe würde sich des Mannes herzlich gefreut haben, eine solche richtige Auffassung hatte er über Geschichte und Culturgeschichte.“ — Daß man übrigens auch „auswärts“ den Werth dieses liebenswürdigen Sammlers zu würdigen wußte, beweisen die intimen Verbindungen, welche Schade, Hoffmann v. Fallersleben, Liliencron, Hirzel und andere Männer der Wissenschaft und des ernsten Forschens mit ihm pflogen und bis zum Tode aufrecht hielten, und wie sein Name nicht nur in der Bibliographie des „Serapeums“ unter den Autoritäten zählte, sondern auch sonst in strittigen Fällen von Gelehrten, namentlich von Literarhistorikern, wie Gödeke, Weller ꝛc., stets als maßgebend genannt wurde.

Ja, was sammelte der Mann nicht Alles und welche Summen verwendete er für seine Neigung! Allerdings hatte er es in den ersten Jahren leicht, da er in seiner Liebhaberei fast ohne Concurrenten war und selbst Gräffer noch nicht den „Viennensiasport“ betrieb. Damals gelang es Haydinger noch, um wenige Kreuzer herrliche Druckkleinodien bei Käsehändlern, Fragnern, Trödlern oder im Nachlaßgerümpel einiger Sonderlinge zu erhaschen; allmälig aber erwachte der gleiche Trieb auch bei Andern, Kaltenbäck, Feil, Hauslab, Karajan, Dub, Kabdebo, Camesina, Widter ꝛc. und schließlich auch die Commune selbst wurden seine gefürchteten Sammelrivalen und da hieß es häufig alle zu überbieten. Das that denn auch Haydinger und opferte zuweilen hunderte und mehr Gulden,

um in den alleinigen Besitz eines „Marissimum“ zu gelangen, wenn dieses auch nur ein paar Bogen stark war. Nie reute ihn ein solches Opfer, der Gedanke des Besitzes verscheuchte alle übrigen Scrupel und seine Augen funkelten vor Freude, wenn er das eroberte Wunderstück seinem langjährigen Freunde, dem gediegenen, seither leider auch verstorbenen Germanisten J. M. Wagner, der die Katalogisirung der merkwürdigen Bibliothek (aus persönlicher Zuneigung für den Besitzer und die Sache) in seinen Mußestunden besorgte, zeigen konnte.

Was sammelte der Mann nicht Alles und — über was konnte er nicht Auskunft geben! Wenn ich zu Zeiten die Gartengasse betrat, fand ich nicht selten einen oder mehrere Wagen vor dem Häuschen stehen. Links im Hofe, dessen zwei Eckwände ein riesiger Epheu, welchen Haydinger einst selbst gepflanzt, ganz bedeckt, führt die Stiege nach dem ersten Stockwerk, der Wohnung des wackeren Schatzmeisters. Ein schweres Eisengitter öffnete sich und in einem barock bemalten Gang unter zwitschernden Vögeln saß der kugelrunde Mann im leichten Trillkittel und mit der blauen Schürze angethan und — schabte wie Cincinnatus Rüben oder wusch Salat, oder beizte einen delicaten Lungenbraten. Und neben ihm kauerte auf einem Holzblock etwa ein Maler und forschte nach einem Costüm aus der Zeit Wallenstein's, oder auch ein geistlicher Herr, welcher nach Daten über die Gründung einer Kirche oder der ältesten Todtenbruderschaft frug; oder es war ein mit Orden und goldenem Kragen geschmückter Krieger, welcher sich über die ersten Feldschlangen und Karthaunen oder ein Manifest Tilly's orientiren wollte; oder es war ein Literarhistoriker, welcher die Spur eines Volksliedes verfolgte; oder einer von den akademischen Unsterblichen, welcher eine Varianet in einer seltenen Textausgabe zu vergleichen wünschte; oder es war nur ein simpler Zeitungsschreiber, der auf einer nekrologistischen Parforcetour fruchtlos von Pontius zu Pilatus gelaufen und schließlich zu „Vater Haydinger“ kam, um hier das Ersehnte zu finden.

Und jeden der Petenten hörte der unvergleichlich gutmüthige Mann mit nicht zu trübender Geduld an, schmunzelte nur und meinte etwa nebenbei: „Ja, habn's denn „d'rin“ nix g'fund'n?“ Und als man ihm versicherte, wie der Liebe Müh' bei dieser und

jener illustren Bibliothek umsonst gewesen, da — trocknete er sich die Hände, stellte das Gericht bei Seite, nahm eine wuchtige Prise, murmelte sein sterotypes „Werd'n m'r halt nachschau'n'", trippelte in sein Aberheiligstes und erstieg mit schweren Seufzern die Leiter.

Bald war er zurück, pustend, keuchend und mühsam ein Ungeheuer von einem Pack daherschleppend. Wehe dem Ungeduldigen, der in der Freude, das Gesuchte nun vor sich zu wissen, rasch nach dem Packe langte! Das durfte nicht im ungestümen Feuereifer geschehen, sondern — gemach! Zuerst eine Prise, dann wurde der nach einem eigenen System geschlungene Knoten von Haydinger selbst gelöst, hierauf wurden die einzelnen Bände oder Hefte des Packets mit pedantischer Genauigkeit zur Seite gelegt, bis das von dem Eigenthümer wohlgekannte Unicum in Sicht kam. Herrlicher Augenblick! Noch eine Prise, ein vergnügtes Lächeln und die freundliche Resolution: „Da is das, was's brauch'n, is sehr selten, hab' m'r's aus einer Pariser Auction verschreib'n lass'n, hab'n's drinnet nit — no — nehmen's es halt mit, wann's Ihner von Nutzen is, aber schreib'n's Ihnen früher da ein und bringen's es bald wieder z'ruck, es könnten's a and're Leut' brauch'n. 'Geb'nster Diener, war m'r a Vergnüg'n, is recht gern g'scheg'n!" — Und er band den Pack wieder eigenhändig zu, ängstlich geglättet und gestrichen, knüpfte die Schleife nach traditioneller Methode und schleppte die theure Last an ihre alte Stelle. Und nun die fröhlichste Prise! —

Dieser Anhörungs-, Auskunfts- und Entpackungsprocedur unterzog sich der seelengute Mann in unverdrossener Laune an manchem Tage wohl ein dutzendmal. Welche Namen birgt sein historisches „Leihbüchel" und wie undankbar und hochnasigst vergalt man dem lieben Greise oft seine Bereitwilligkeit, sein immenses Wissen und seine sauere Mühe! Wie klagte er mir mitunter über diesen und jenen „Romancier", der ein geliehenes Quellenbuch nach sechs oder acht Jahren trotz wiederholter Mahnbriefe nicht zurückzustellen für gut fand! Und dennoch blieb Haydinger der gefälligste Bücherfamaritan. . . .

So verlief der Tag, jahraus, jahrein. Ein unentgeltliches Leihamt, ein offenes Auskunftsbureau in allen Angelegenheiten und Fragen, die seine Lieblingsfächer betrafen, war sein trauliches

Domicil. Wurde es Abend, so kam er mit der festgesetzten Minute herab in das von seinem musterhaften Sohne, dem „Margarethner Riesen", geleitete Wirthsgeschäft, wo ihn ein Rudel Enkel lärmend und das Synedrium der Stammgäste treuherzigst bewillkommte. Allerdings gab's da immer einige lustige Bemerkungen, denn der „Papa" erschien ausgerüstet wie weiland Robinson. In der einen Hand die alte „Leiblaterne" für den Heimgang über die Stiege, in der andern Hand seinen Abendimbiß, der ihm nach seinem speciellen Recepte zubereitet werden mußte; in einem Seitensacke den geschliffenen Ehrenstutzen, den er über Nacht nicht im Locale ließ, im anderen Sacke ein Stück Landbrot von seinem alten Lieferanten, dann zwei Büchselchen mit Pfeffer und Paprika, die Originalsorten von ihm selbst gekauft und gestoßen. „Allseits guten Abend! Is Alles g'sund?" Nach diesem gemüthlichen Appell ging's an das Essen, das einfach, aber nahrhaft und ausgiebig war, dann wurde eine Cigarre, an welcher die Altersreihe war, angezündet und nun kam das Erzählen. Man muß diese unerschöpfliche Fundgrube von (nicht erdichteten) „alten Wiener Geschichten" gekannt haben, um die Würze solcher Stunden verstehen zu können.

Der „Boccaccio von Margarethen" war übrigens auch ein lustiger Schalk, namentlich in jenen Momenten, wo er sich von einem richtigen „Schmock" nur aus persönlicher Neugierde mit Besuch und Fragen gequält sah. Ich vergesse sein kaustisches Lächeln nie, als er mir einst in der Laube seines Hausgärtchens einen argen Streich beichtete, den er einige Stunden vorher ausgeführt. Ein extrem zudringlicher „Interviewer", der seine Absicht, den merkwürdigen Mann, dessen Ruf auch nach Deutschland gedrungen, für „sein Blatt" textlich zu porträtiren, kaum verhehlte, war seinem Opfer endlich zur Last, und dieses erklärte offen und frei, nun nicht mehr zu Gehör sein zu können, da er den ärztlich angeordneten Spaziergang zu machen habe. Selbstverständlich genirte dies die literarische Wanze nicht im mindesten, sie heftete sich an seine Seite. So kam man in das Belvedere. Auf dem ganzen Wege Fragen und wieder Fragen, ohne Zweck, ohne Ziel und ohne Sinn. Da riß dem guten Mann die Geduld, sein Racheplan war fertig, und er blieb vor einer Statue plötzlich wie nachdenklich stehen. „Wissen Sie, wer das is?"

— „Ne!“ — „Das hab' i mir denkt; no, wann's kein' weitern Gebrauch davon machen, so will i Ihner a Geheimniß anvertrauen, was nur i allein weiß: die Statuen, die's da seg'n, das sein nix ander's, als — lauter Geliebte vom Prinz Eugen, die er in sein Garten hat verewigen wollen. Aber sagen's es nit weiter, i hätt' Verdruß bei die Herrschaften!“ Der Jüngling empfahl sich rasch. — Nach drei Wochen erschien in einem stark gelesenen auswärtigen Blatte ein „pikanter“ Essai über „Prinz Eugen's steinerne Maitressen im Belvedere zu Wien“. Wie erschrak da der arme Haydinger und wie bedauerte er, den geistvollen Causeur und Historiker nicht auf andere und „ungeschichtliche Art“ abgefertigt zu haben.

Derlei „Jocosa“ trieb der Vielbelagerte übrigens doch nur selten und nahm zu solchen derben „Aufsitzern“ nur Zuflucht, um sich vor der ärgsten Zudringlichkeit zu retten, oder die platteste Neugierde einigermaßen zu züchtigen. Ansonst war der prächtige Mann die Bereitwilligkeit selbst und stand nicht nur mit seinem Bücherschatze, sondern auch mit seinem privaten Wissen, seinen reichen Erfahrungen, seinem außerordentlichen Gedächtnisse und den trefflichsten Einfällen und Entschlüssen dem ehrlichen Forscher allzeit gerne zu Diensten.

Denn wenn schon nicht mit thatsächlicher Hilfe, so verließ doch Niemand wenigstens ohne glücklichen und erfolgreichen Rath das freundliche Stübchen des findigen Patriachen, der stets und immer den besten Bescheid wußte. Kam doch, um aus hundert Beispielen nur eines, aber das drolligste zu wählen, sogar der Fall vor, daß er einem Supplicanten die ersehnte „alte Weise“ von dem richtigsten Manne — vorpfeifen ließ. Es wurde nämlich bei Gelegenheit der Errichtung des Schwarzenberg-Monumentes von maßgebender Seite der Wunsch geäußert, bei der Feier zu Ehren der anwesenden Veteranen den alten „Wiener Aufgebotsmarsch“ spielen zu lassen. Nun war guter Rath theuer, d. h. schwierig. Niemand wußte mehr die Melodie und der Armee-Capellmeister Leonhardt war in Verzweiflung. Da verfiel man in der Noth, wie schon so oft, auch diesmal wieder auf „Vater Haydinger“; ein Ablegat von hohem militärischen Range erschien in der bescheidenen Klause bei dem blaugeschürzten Wundermann, der eben über alles „Wienerische“ Auskunft zu geben wußte,

und trug sein Anliegen vor. Haydinger hörte dem schmeichelhaften Antrage schweigend zu und war sichtlich verlegen. Beklommen kratzte er sich hinter dem Ohre, nahm eine Prise nach der andern und sagte endlich kleinlaut: „Das geht schwer, Excellenz, Noten hab' i nit g'sammelt, aber — warten's — da fallt m'r was ein: da geht alle Tag Punkt Zwölfe z'Mittag ein alter Mann durch die Gass'n, der wo umsonst z'essen kriegt, der hat die Franzosenkrieg' no mitg'macht, der könnt' uns vielleicht helfen. Schicken's halt morgen z'Mittag 'n Herrn von Leonhardt zu mir, werd'n seg'n, was sich thun laßt!" — Tags darauf um die bezeichnete Stunde saß der Armeecapellmeister bei Haydinger, dieser ging an das Fenster und meinte: „Glei wird er vorbeigeh'n, der Mann is pünktli — richtig, da is er schon — Sö — hör'n's, kommen's a bißl zu mir auffer, i hab' mit Ihnen was z'reden!" — Der Gerufene erschien und vernahm zu seiner Verwunderung, um was es sich handle. — „Nix leichter als das!" rief nun plötzlich das Orakel, „der Marsch is halt so g'angen!" und begann die Melodie schüchtern zu — pfeifen. „Halt, Sie Gottgesandter!" schrie der entzückte Kapellmeister — „langsam, um's Himmels willen!" nahm ein Stück Papier und den Bleistift zur Hand, skizzirte rasch die Weise, beschenkte den verdutzten Mann und eilte davon. „Z'helfen muß sich der Mensch wissen!" murmelte vergnügt Vater Haydinger und entließ den überglücklichen Pfeifer. — Als nun der Festtag gekommen, die Enthüllung des Standbildes geschehen und die Trommler und Pfeifer mit einem Male jenen uralten Marsch zu spielen anfingen, da wurde bei der wohlbekannten, nur längst vergessenen Weise so manchem der Hörer warm um's Herz, ein paar Tropfen fielen da und dort in einen Graubart und die Augen funkelten in wehmüthig-stolzer Erinnerung. Man erzählte, daß der Kaiser von der Genesis der originellen Wiederauffindung der alten Melodie Kenntniß bekommen und leutselig gesagt habe: „Ich lasse mich beim Herrn Haydinger bedanken!" Der aber lächelte nur, gab und that er ja überhaupt gerne, was er hatte und vermochte, und edirte er z. B. auch zur „Eugenfeier" auf seine Kosten und zur Gratisvertheilung jenes allerliebste Büchelchen, das all die „Kriegs- und Siegeslieder" enthält, die man zur Verherrlichung des

„edlen Ritters“ und Helden von Zenta, Temesvar, Belgrad, Peterwardein ꝛc. einst sang, Lieder, die man längst vergaß oder für verloren hielt, bis Haydinger seinen „Eugenfascikel“ öffnete und mit den Originaldrucken von 1697—1734 zum Vorschein kam.

Haydinger brüstete sich nicht mit seinen bibliographischen und Kunstschätzen, er war nur glücklich im Bewußtsein des Besitzes, wollte aber alle Welt daran theilnehmen lassen. Deshalb ärgerte es ihn auch, wenn Geschichtschreiber, Monographisten und Bibliographen bei Verfassung ihrer Werke und Arbeiten sein einschlägiges Material keiner Ein- und Durchsicht würdigten und ihn nicht zu Rathe zogen, wo die Quellen zu finden und zu benützen wären. Denn was Haydinger nicht selbst besaß, das wußte er doch, wo es stecke, in welchem Privatbesitz oder auf welch öffentlicher Bibliothek, ob in Klosterneuburg oder in Palermo, ob in St. Florian oder Petersburg, ob in Kremsmünster oder in London. Und so verstimmte es ihn denn gewaltig, daß sowohl Laube bei Verfassung der Burgtheatergeschichte ihn nicht zu Rathe gezogen, als auch, daß Eduard Devrient das bekannte dramaturgische Opus geschrieben, ohne auf seine Belege und Daten Rücksicht genommen zu haben. Als nun nach Jahren der junge Devrient den „Papa Haydinger“ mit einem Besuch „beehrte“, konnte dieser seinen Unmuth über solch „leichtfertige Schreiberei“ nicht zurückdämmen und er brummte in etwas verdrießlicher Weise: „Schad' um das Buch! Wenn aber Ihna Herr Vater wieder einmal was über die Theater von Wien schreibt, so soll er früher den alten Haydinger fragen, daß er nit was bringt, was nit wahr is. Da schau'n's her, das is Alles g'fehlt!“ Devrient überzeugte sich später von der Richtigkeit der Haydinger'schen Angaben und rectificirte seine eigenen.

Der trotz seiner Corpulenz ungemein lebhafte und rührige Mann war bis zu seinem Tode unermüdlich thätig und besorgt, seine unvergleichliche Sammlung nach Thunlichkeit und Möglichkeit zu completiren. Wie er jedes einzelne Stück seines Besitzes kannte und genau wußte, wo es liege, so wußte er auch genauestens, was ihm zur Ergänzung jedes einzelnen Faches noch fehle, und war er unabläßig bemüht, das Mangelnde zu acquiriren. Als fortwährender Inserent des „Buchhändler-Börse-

blattes" war er auch in unausgesetztem brieflichen Verkehr mit allen namhaften Antiquaren und Kunsthändlern des In- und Auslandes, welche seine pia desideria zu befriedigen hatten. Einen Tag vor dem Schlaganfalle ließ er noch bei Bretzner ein Buch um sechs Gulden kaufen, das ihm gefehlt und nun unerwartet im Katalog erschienen. Welche Freude, als er es in Händen hielt! Und welche Freude hatte der Mann noch im letzten Winter, als ihm ein anderes Curiosum zufiel, das er seit fünfzig Jahren suchte. Ein dünnes Heftchen war es, die Posse: „Vier Narren in einer Person", die J. F. Müller (Schröter) — nach einer anderen Version Jester — gegen Kurz-Bernardon schrieb, die bei Trattnern 1770 erschien und damals um sieben Kreuzer zu haben gewesen, wenn nicht die ganze Auflage bis auf zwei Exemplare, die sich im Laden befanden, bei dem Brand des Trattner'schen Magazins verbrannt wäre. Nun galt es, die Existenz eines dieser geretteten aufzustöbern! In alle Welt versandte er seine Klage und Lockrufe, umsonst. Decennien lang quälte ihn die Sorge nach dem Broschürchen, bis ihm der brave Wilfort die Ueberraschung machte und es ihm plötzlich auf den Tisch legte. Nicht für den Cohinoor hätte er das Büchlein vertauscht! . . .

Eine Materie complet, das war seine Lebensaufgabe. Ob Wiener Postbüchel oder die gesammte Zauber- und Hexenliteratur, ob Kriegsgeschichte oder Handel, Gewerbe und Trachten, ob geistliches und weltliches Volkslied oder „Todesurtel", ob Landkarten, Ansichten, Aufrisse, Pläne, Porträts und bildliche Scenen, oder die Archive und Publicationen der Akademien und sonstigen kunst- und wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften — die Sammlung mußte vollständig sein, man mußte Alles bei ihm finden, weil er in seiner Herzensgüte Allen mit Allem dienen wollte.

So war denn dieser Sammeleifer keine sinn- und zwecklose Marotte eines begüterten Quidam, es war die mit seltenem Verständnisse für die geliebte Sache gepaarte helle Lust an dem Streben, mit seiner fast erschöpfenden Collection der Gemeinschaft nützlich zu sein. Daß er mit Vorliebe das sammelte, was Wien betraf und betrifft, mag seinen Werth als „echten, treuen Wiener" noch erhöhen.

Das Schicksal von Haydinger's unvergleichlichem Büchernachlasse ist bekannt. Man schätzte die Zahl auf sechzehntausend Bände, ungerechnet die werthvolle Sammlung bildlicher und sonstiger artistischer Kleinodien. Der eigenartige Mann verfügte in einer letztwilligen Anordnung, die wohl ein Ausfluß einer durch Enttäuschungen erzeugten morosen Laune, daß all das, was er durch ein Menschenleben mühevoll zusammengetragen, einzeln veräußert werde, damit „die Sachen wieder unter die Leute kommen", und bestimmte den Schätzmeister Prandel mit der Auctionirung des gesammten Nachlasses. Der Wunsch eines richtigen Patrioten und Bibliophilen ging jedoch dahin, die ganze Collection in ihrer Totalität, welche den eigentlichen Werth repräsentirt, für die Commune zu retten. Der tüchtige Gemeinderath Garber (und Genossen) stellte auch in warmen Worten einen diesbezüglichen Antrag, welchen die Väterversammlung in der öffentlichen Sitzung vom 18. Jänner 1876 sogar einstimmig genehmigte. Leider standen diesem hochherzigen Entschlusse allerlei Hindernisse in dem Wege, worunter der vorzüglichste der Kostenpunkt gewesen, da von den Erben (wohlmotivirt) die Summe von sechsunddreißigtausend Gulden gefordert wurde. So wurde denn beschlossen, nur zwei Abtheilungen u. zw. „Viennensia" und „Deutsches Theater" um den Pauschalbetrag von achttausend Gulden anzukaufen, dann für sechshundert Gulden aus den übrigen Abtheilungen jene Werke zu erwerben, welche für die Wiener Stadtbibliothek von Wichtigkeit wären. Der Rest kam unter den Hammer, auf welche Weise denn auch dieser unvergleichlich werthvolle Schatz zersplittert und nach allen Weltecken zerstreut wurde. Wie Wien sich auch diesmal wieder vom „Auslande" überbieten und die herrlichsten Stücke entreißen ließ, darüber schrieb ich am 21. Juni 1876 im „Wiener Tagblatt" ausführlichst und gab auch die Preise der gesuchtesten Nummern an, die man — auswärts gerne dafür bezahlte.

Wie dem auch sei, ob das eine reiche Arsenal von Behelfen zur „Chronik Wiens und der Wiener" in seiner Gesammtheit für Wien auch erhalten blieb, der Mann, der es aufgebaut, er ist dahin und man wird ihn schwer missen. Denn es fehlt ja doch die wissende Seele des Ganzen, es fehlt der

bewahrende und ordnende Sinn des bisherigen Verwalters, es fehlt der Mann, der selbst der lebendige Index seiner Schatzkammer war und der als Supplemente zu dem effectiv Vorhandenen seine persönlichen Erfahrungen gab und sein wunderbares Gedächtniß, der seine ausgebreiteten Kenntnisse nicht nur in dem Zweige der Localhistorie, sondern auch noch in vielen anderen Culturfächern für den Forscher so nutzbringend zu verwenden verstand.

Ein stilles, bescheidenes und dennoch reiches Leben ist mit dem Manne erloschen, dessen Leiche auf dem nun verlassenen Friedhofe vor der Schönbrunner Linie eingesargt wurde. . . So steigt denn Einer nach dem Anderen zur Grube und das kleine Häuflein „alter Wiener", das noch Red' und Antwort geben konnte aus der Zeit und über die Zeit von „anno damals", es schmilzt immer mehr und mehr zusammen und man steht bald allein unter fremden Gesichtern, verwaist und unverstanden mit seinen Gefühlen und Empfindungen, ja ob mancher Wehklagen und Kümmernisse vielleicht sogar gehöhnt und verspottet. . . .

Mögen sie's thun. Wer aber weinte, als dieser brave Mann die Augen schloß, braucht sich seiner Thränen nicht zu schämen, sie flossen einem der Würdigsten. Mir selbst ist, als ob ich in ihm meinen Vater verloren, so theuer war mir der Entschlafene und so sehr erschütterte mich der Verlust. Ich und Viele haben ihm ja viel zu danken und ich thue es hiemit öffentlich. Alle aber wollen wir — seine Vaterstadt im Großen und Ganzen — ihm ein ehrend Andenken bewahren: wir werden nimmer seines Gleichen sehen! —

4.

Graf Sandor.

Und es war eine dumme Zeit, als ganz Wien sich mit nichts Anderem zu beschäftigen wußte, als mit den barocken Reit- und Kutschirbravouren des Grafen Moriz Sandor, des einstens tollkühnen Reiters und Springers, der am 23. Februar 1878 in seinem Palais auf der Seilerstätte an Gehirnerweichung

gestorben. Lange, lange Jahre sind vergangen, da er in Wien Aller Augen auf sich gelenkt und es war — wir müssen es wiederholen — eine herzlich dumme Zeit, da man sich in Wien mit nichts Anderem zu beschäftigen wußte. In Nord und Süd, in Ost und West gohr es längs der schwarzgelben Grenzpfähle, aber das „Capua der Geister" colportirte unablässig nur die neuesten Sandor-Abenteuer. Barbier schrieb seine „Geißelhiebe", David Strauß sein „Leben Jesu", Herwegh seine „Gedichte eines Lebendigen", Leopardi seine „Canti", Puschkin seine „Ode an den Dolch" — aber das „gemüthliche Wien" las nur die Bäuerle'sche „Theaterzeitung" und darin mit flammenden Augen die brühwarm gebrachten Sandor-Anekdoten. In allen Gast- und Kaffeehäusern sprach man nur von den jüngsten Wetten des Grafen Sandor; beim Lever, während der Basteipromenaden, in den Logen und Abendzirkeln waren die verrückten Kunststücke des Grafen Sandor das Plauderthema und er selbst der Held der Gesellschaft, der Held Wiens. Eine dumme Zeit.

Die Wiener und Pester Localgloire machte dem blaublütigen Kunstreiter den adeligen Kopf endlich ganz wirblich. Tellerlecker, Hauptalleegecken, Notizensudler und sonstige Tröpfe dieser Qualität erklärten den Herrn Grafen Moriz Sandor von Slavnicza ungescheut für den „ersten Cavalier des Reiches", während gewisse Stallorgane ihn zur Abwechslung zum „Toryvollblut" avanciren ließen, und Alles nur aus dem einzigen, freilich triftigen Grunde, weil er der keckste Roßbändiger der glorreichen Epoche war. Was Wunder, daß der Herr Graf — der Schwiegersohn des allmächtigen alten, und später Schwager und Schwiegervater des jungen Metternich (eine merkwürdige Verwandtschaft) — sich diverse Freiheiten erlaubte und sich unter Anderem auch gestattete, die gesammte misera plebs, welche zu Fuß durch dieses Jammerthal pilgerte, als willkommenes „Hinderniß" bei den Springübungen seiner „Gestütsnovitäten" zu betrachten. Von hundert Beispielen nur eines: Eine Magd ging mit zwei Kindern über die „De Bach-Wiese". Sandor, der in der Reitallee die Gaffer durch seine Courbetten eben entzückte, ersah die Drei, sprengt hinzu, gab dem jungen Rappen die Sporen und setzte unter lautem Halloh der Umstehenden über

— die arglose Gruppe. Zu Tode erschreckt, sanken die Drei mit einem fürchterlichen Aufschrei zu Boden. Aber der edle Graf befahl ihnen in barschem Tone, sich zu erheben und ruhig stehen zu bleiben. Die Aermsten, von Angst ergriffen, wollten entfliehen, doch da riefen die classischen Zeitgenossen: „Stehen bleiben, der Herr Graf befiehlt es!“ Und die Auserwählten der gräflichen Laune mußten, wenn auch zitternd, gehorchen, und der Herr Graf sprengte nochmals und ein drittes und viertes Mal über die Drei, und das wackere Publicum applaudirte und rief enthusiasmirt: „Bravo Sandor! Bravo Sandor!“

Dann kam das Jahr 1848 und mit dem Freiheitsdrange bei gewissen Individuen ein förmlicher Uniformirungsschwindel. Selbstverständlich ließ sich der Herr Graf, dem die ganze Geschichte wohl nur eine bizarre Komödie war, bei der berittenen Garde enrolliren. Er sah auf seinem zierlichen Renner über alle Maßen schmuck aus und der weiße Busch flatterte lustig in den Lüften. Dann wurde die Sache wieder einmal etwas ernster. Der 18. Mai war da, der Hof auf der Flucht, halb Wien in starrer Betäubung, aber eine verwegene Partei toll genug, gleich in den ersten Vormittagsstunden in den Arbeiterbezirken die Republik proclamiren zu wollen. Die Dioskuren Häfner und Tuvora besorgten dies Geschäft, wurden aber verjagt oder vielmehr in Gewahrsam gebracht. Das Volk ihnen nach, um sie zu „massacriren“, aber — Graf Sandor erschien, hoch zu Roß und im Officierskleide und beschwor die Menge, von der schönen Absicht abzustehen. „Sie müssen ordentlich gehenkt werden!“ rief er den Leuten begütigend zu, „und sie werden gehenkt, dafür stehe ich Euch, ich, der Graf Sandor!“ Und so wurden denn auch die „armen Sünder“ in zwei Fiakern nach dem „Kriminale“ befördert und der Herr Graf commandirte siegestrunken die Escorte und beschwichtigte unaufhörlich die tobenden Massen mit den Worten: „Beruhigt Euch, liebe Leute, sie werden gehenkt, dafür bürge ich Euch!“ — Die feierliche Zusage blieb unerfüllt, nach acht Tagen war die Stimmung umgeschlagen, die „Verbrecher“ wurden von der wankelmüthigen Menge selbst befreit und Graf Sandor, den das fatalste Geschick auch mitten in die Wogen der neuesten Empörung brachte, sah sich plötzlich auf's Aergste bedrängt, sprang

vom Pferde und begab sich allereiligsten Schrittes, den störenden Schleppsäbel unter dem Arm, durch die Kärntnerstraße, Johannesgasse, in sein Palais auf der Seilerstätte, das er sehr bald nach dieser unangenehmen Scene in tiefstem Incognito auf lange Frist verließ.

Mit der Rückkehr seines „gerächten" Schwiegervaters wurde auch der Schwiegersohn in den Straßen der Residenz wieder sichtbar. Aber zu eigentlichen Triumphen — nach früherer Weise — brachte er es nicht mehr. Die Gesellschaft beschäftigte sich nun meist doch mit ganz anderen Affairen, als den Stallpassionen und Reiterstücklein der verschiedenen in- und ausländischen Pferdefexe und es interessirte sie demnach auch blutwenig, daß der Graf in seinen „besseren" Jahren eine Stiege hinauf- und hinabgeritten, in Pest einen Leiterwagen, und beim Praterstern die alte „Tebstlerin" übersetzt habe; daß er die Wette verloren, die ihm ein „Zeiselbauer" angeboten, von der Matzleinsdorfer Linie in siebenundfünfzig Minuten zur „Stadt Wien" in Baden zu fahren, daß „der Graf" den preisgekrönten „alten Schecken" des „Zeiselbauers" um tausend Gulden erstanden und seinen fünfjährigen Araber, der bei der ignobelen Concurrenz so schmählich unterlag, erschossen habe, und was der einstigen vaterländischen Denkwürdigkeiten mehr sind. Kein Sterbenswörtlein wurde, trotz des berühmten Pester Albums, dem antiquirten Stoff gewidmet und der Graf war aus der Mode.

Leute, die sich mit dem Physiognomienstudium auch der unwichtigsten Personen beschäftigen, wollten nun bemerken, daß es mit dem Grafen, der Exzierde der Metropole, körperlich und geistig rasch bergab gehe. Dann verbreitete sich die Nachricht von einer ernstlichen Erkrankung dieser weiland so populären Celebrität, aber selbst diese schmerzliche Kunde wurde von der Mehrzahl völlig gleichgiltig aufgenommen. Endlich hieß es, der kühne Reiter von Einst liege im Sterben. Aber dieses Sterben währte fast ein Decennium, was dem verehrungswürdigen Publicum langweilig wurde, so daß es schließlich auf ihn ganz vergaß, bis wieder nach einiger Zeit in intimen Jockeyclubkreisen die hochwichtige Neuigkeit erzählt wurde, daß der Graf „in einem lichten Augenblick" zum Pester Rennen am 12. Mai 1874 einen Preis im Werthe von hundert Ducaten „für ein Hurdlerace über sechs

Hindernisse" (das alte Faible) ausgesetzt und die gentile Donation mit der poetischen Devise begleitet habe: „Bátran előre lovag! Hol utad nincs menni, ugorj át!" Zu Deutsch: „Kühn, vorwärts, Reiter, wo Du keinen Weg zum Gehen findest, springe!" — Es war seine letzte öffentliche That, dann wurde sein Name ganz vergessen, bis urplötzlich die Meldung kam, daß der leidenschaftliche Sportsman gestorben.

Von gemeinnützigen, segensreichen und humanitären Thaten aus dem Leben und Wirken des nun Verewigten wird, obwohl Wurzbach sein „gutes Herz" rühmt, die Nachwelt dennoch kaum Vieles im Gedächtnisse zu behalten haben. Sein Streben in dieser Richtung blieb auch so ziemlich unbekannt, desgleichen die löbliche Absicht, überhaupt durch menschenfreundliche Züge, geniale Schöpfungen oder großmüthige Handlungen zu glänzen. Vielleicht war seine einzige Hardiesse, sein glühender Wunsch, den ersten „Lebemann des Vormärz", respective das „enfant terrible" des Wiener high life, den populären „Pepi Eßterhazy" zu verdunkeln, und das gelang Sandor wohl auch zeitweilig, namentlich wenn er solch' „drastische" Streiche ausführte, wie damals, wo er — von zahllosen ähnlichen hochadeligen Einfällen und Launen nicht zu sprechen — sich als Vagabund verkleidete, in der Surrogatkaffeeschänke unterm alten Kärnthnerthore einen Hunderter wechseln ließ und hierauf (dies galt eben die Wette) als „verdächtig" arretirt wurde. Wie entschuldigte sich nach der Demaskirung des Pseudoverbrechers der gute Hofrath Amberg, wie wüthete Graf Sedlnitzky über diesen polizeilichen Mißgriff und wie lachte das liebe Publikum über den „gelungenen Spaß". Ein volles Jahr sprach Wien von dem geistreichen gräflichen Coup, der in den Annalen der damaligen Aristokratie als „cause célèbre" galt.

Graf Sandor war am 23. Mai 1805 geboren, hatte also das dreiundsiebzigste Jahr erreicht. Seine Gattin Leontine, eine geborene Metternich, starb, fünfzig Jahre alt, am 16. November 1861. Der einzige Sprosse dieser Ehe, eine Tochter, Pauline Clementine, geboren 26. Februar 1836, ist mit Fürst Richard Metternich, dem gewesenen Botschafter, vermählt. Sie ist nebenbei Mutter dreier Töchter. Mit den Sandor's selbst aber ist's zu Ende.

5.

Ein anderer Pferdefreund.

Das edle Fleischhauergewerbe, das er zwar meines Wissens nie „eigenhändig" betrieb und das nur zu den ererbten Functionen seiner Dynastie gehörte, lehrte ihn schon früh die ritterliche Kunst des — Kutschirens üben, wozu sich, natur- und sachgemäß auch die Begeisterung für einen zeitweisen Ritt gesellte, die ohne Zweifel ebenfalls in seinem jugendlichsten Busen bereits loderte, wenn er Zeuge sein konnte, mit welch' herrlichem Anstande der „Bruckknecht" das Bräunl bestieg, um in die Schwemme zu galoppiren. Ich meine den von hunderttausenden Wienern gekannten und ob seiner Biederkeit und Leutseligkeit gern gesehenen Privatier Raumer, der erst hochbetagt seine fahrmüden Augen schloß und der am 3. März 1874 auf dem Marxer Friedhofe eingesargt wurde.

Welchem Wiener war Raumer fremd! Ein halbes Jahrhundert ist's fast, daß das stets zusammengekrümmte, erdfahle Männchen mit den zahllosen Furchen und dem farblosen Barte tagtäglich seinen Ritt oder seine Fahrt, zuletzt immer nur mittelst des „unsterblichen Schimmels" (der allein neununddreißig Dienstjahre zählte) machte; während hinwieder kein nur halbwegs namhafter Gaul in einem Wiener Stalle stand, dessen genealogische Verhältnisse und sonstige Memoiren Raumer nicht kannte. Sein Gedächtniß in dieser Disciplin war frappirend, er wußte nicht nur jeden Renner zu citiren, der seit Decennien auf dem Prater oder Freudenauer Turf sich Lorbeeren errungen, er hatte auch die Secundendifferenzen im Kopfe, und war in strittigen Fällen eine Autorität, wenn es sich darum handelte, nachzuweisen, daß im Mai 1863 der lichtbraune Wallach des Hofmann aus Salzburg nur sieben Minuten, und die schwarzbraune Siebenbürger Stute des Würth im Mai 1869 sieben Minuten achtunddreißig Secunden benöthigte. Seine Classiker, die er unablässig im Munde führte, waren Zizelsberger, Bergauer, Auböck, Danzer, Valentin ꝛc., wie das Um

und Auf seiner Gespräche sich auf den „Matsch“ zwischen Kinsky und Szapary von „anno damals“, die feste Hand des „Has“, die „Hetz“ mit der „Sofner“, die weiland Bravouren Sandor's und ähnliche hippologische Ereignisse beschränkte.

Warum machte das tückische Fatum Raumer nicht zum — „Gawlir“? Wenn er zur Saison in Baden oder in der Osterwoche durch die Jägerzeile auf dem erwähnten „contemplativen“ Schimmel langsamst dahin ritt, so grüßten ihn zwar die Zierden der Sportswelt auf's Cordialste, aber der Wurm des Bewußtseins seiner Unebenbürtigkeit, seiner „Blaublutleere“ nagte doch an seinem Herzen und dieses Gefühl vergällte ihm sogar die hehre Freude, mit welcher ihn z. B. die Auszeichnung erfüllte, wenn der juxige Baron X. ihn loyal frug, ob er heuer seinen Schimmel „laufen“ lasse. Der gute Raumer! Mit welcher Wärme wußte er da seine Absicht, das arme Thier „heuer zu schonen“, zu vertheidigen, mit welcher Pietät sprach er von den früheren glorioſen Leistungen desselben, und mit welchem Feuereifer ging er ins Zeug, wenn er den staunenden Zuhörern begreiflich machen wollte, daß der Schimmel „eingespannt noch schärfer geht, als im Sattel“. Ach, zeitlebens mit Mitgliedern des Jockeyclubs im intimsten Verkehr, die Mysterien Tattersall's wie nur Wenige kennend, seit Jahren bei großen und kleinen Rennfesten am „Pfosten“, von den ersten Roßkämmen consultirt, bei schönen Wetten engagirt und doch — „ka Gawlir“! Das mußte den Mann schmerzen. . .

Und er hatte immer die Ambition, sich nur in „noblen“ Kreisen zu bewegen. Einst ein versirter Don Juan mit angeblich glänzenden Erfolgen, verstand er es, nur bei „vornehmen“ Kaffeeschwestern seine „klane Melansch“ zu trinken, obwohl sein urwüchsiger Jargon die Conversation einigermaßen erschwerte. Als Ende der Dreißiger Jahre im Café Daum der „Pester Johann“, nach Horschelt der genialste Billardspieler des Jahrhunderts, die Crême der jeunesse dorée um sich versammelte, die bei seinen unglaublichen „Besetzkünsten“ Tausende unter sich verwetteten, da fungirte Raumer als Richter, der die Wetten notirte und das Spiel controlirte. Immer in exquisiten Cercles!

Er liebte übrigens aufzufallen und prakticirte, um in der Menge markirt zu sein, die sonderbarsten Schrullen. Wie lachten die Leute, als er an einem Wintersonntage „per Schlitten“ durch die Stadt fuhr und nicht nur die Dame an seiner Seite eine hochrothe Schwungfeder von ihrem weißen Hut baumeln ließ, sondern auch der Schimmel eine ganz gleiche, ebenfalls hochrothe Feder in der Stirnschnalle stecken hatte. Als ihm seine Freunde das Unpassende der Gleichförmigkeit beider Kopfzierden vorhielten, meinte er in einer ökonomischen Anwandlung: „I hab halt d'Federn paarweis billiger kriegt!“

Ein ander Mal wettete er um hundert Gulden, daß er — ebenfalls an einem Wintersonntage — mit einem weißen Cylinder in die Stadt komme. Heutzutage, wo Jedermann sich kleiden kann, wie es ihm beliebt, ohne daß der Nächste deshalb nur die Wimper rührte, klingt der Fall wohl läppisch. Nicht so im schönen Vormärz. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß Raumer das Unerhörte einer solchen „Maschkarade“ begehen werde. Zahllose Subwetten wurden abgeschlossen, Parteien bildeten sich, die über die Ausführbarkeit dieses „Wagstückes“ pro und contra debattirten; endlich kam der ersehnte Sonntag. Schaaren von Neugierigen sammelten sich vor dem Burgthore an, die noch immer zweifelten, daß ein Mann es wage, im Winter einen lichten Hut zu tragen! Da plötzlich Lärm in der Ferne, der allmählich vernehmbarer wird. Was war es? Raumer kam aus der Allee, die nach Mariahilf führte, mit dem weißen Cylinder, gefolgt von einem Rudel johlender Jungens, welche unisono schrien: „A Narr! A Narr! Der tragt im Winter ein' weißen Hut!“ — So . . . naiv waren wir damals noch in dem gemüthlichen Wien!

Das Häuschen (Mariahilferstraße 14), in dem Raumer geboren wurde, und das er bis zu seiner erst drei Jahre vor seinem Tode stattgefundenen Vermählung bewohnte, gehörte seit urdenklicher Zeit der Fleischhauerfamilie Raumer. Der Letzte des Stammes trat es circa anno 1860 an Herrn Trasche gegen eine Leibrente ab, da er nicht dazu zu bewegen war, das ohnehin zur Demolirung verurtheilte Haus im entscheidenden Augenblicke persönlich diesem Zwecke zu opfern. „Das mag i nit erleben“ — pflegte er zu sagen, wobei ihm die Augen feucht wurden — „soll's ein And'rer thun!“

In solchen Zügen zeigte sich der unvermischte Altwiener. Nun, er erlebte den Schlag auch nicht, vorläufig steht das Häuschen noch auf seinem alten Flecke, freilich nur mehr für kurze Frist. Und so entschwindet ein Wahrzeichen nach dem andern, und auch ihre grau gewordenen Insassen steigen allmählich in die Grube. . . .

Mit Raumer starb eine Specialität des Wienerthums. Ein grundehrlicher Mann, der Niemanden weder an Gut, noch an Ehre schädigte, und dessen einzige Schwäche die schwer vereinbare Maxime war: „Nur nobel und überall dabei sein, wo a Hetz is!" hinterläßt er keinen einzigen Feind. Wär er als Moslem gestorben, hätte er im Paradiese gewiß seinen alten treuen Schimmel erwartet, als Christ blieb ihm nichts übrig, als seufzend auszurufen: „Ausspannen, gar is's!" —

6.

Wer war der Mann?*)

Zwei Monate sind es, daß ich den Mann zu meinem nicht geringen Schreck im — „Wiener Todtenzettel" gefunden, nachdem ich eine Woche vorher auf der Straße mit ihm noch geplaudert. Zwei Monate sind es, daß der Mann, der in den weitesten Kreisen bekannt gewesen, eingescharrt wurde, aber ich wartete vergebens, daß ihm eine freundliche Seele ein Paar Worte „Nachruf" gewidmet, daß sein plötzlicher Tod nur mittelst einer einfachen „Kunstnotiz" den Künstlern, Kunstfreunden, Antiquaren, Raritätenhändlern und — simplen „Tandlern" angezeigt worden wäre. Er starb, und als die Erde über ihm breitgestampft, vergaß man, daß er überhaupt je gelebt. Und doch verdiente der räthselhafte Mann, mit seinen räthselhaften Leidenschaften, eine eingehende Forschung und — Würdigung.

Ich meine den „Maler" Karl L. Wiesböck. Unerbittliche Kritiker unter der zahlreichen Schaar seiner Bekannten (ob er

*) Geschrieben 22. October 1874.

„Freunde“ hatte, weiß ich nicht) bemängelten und bespöttelten übrigens das autonome Epitheton „Maler“, das er sich beigelegt und das decennienlang auf dem an seiner Thür angenagelten Schildchen prangte. Konnte er doch, selbst wenn man ihn als „Autodidakt“ gelten lassen wollte, die „occupirte Malercharge“ nie rechtfertigen und gönnte man ihm höchstens das Beiwort „Restaurateur“, obwohl er in gewissen Fällen, wovon später die Rede, ein nicht unbegabter, ja sehr gefährlicher Copist war. Denn er copirte kostbare, antike Originale bis zur . . . Täuschung.

Wer war der Mann, wo war er geboren und von welcher Herkunft? Leute, die mit ihm vierzig Jahre in Verbindung gestanden, erfuhren nie die volle Wahrheit und blieb das mystischeste Dunkel an dem vielbekannten Namen haften, bis er ganz aus dem Gedächtnisse selbst Jener zu entschwinden drohte, die ihn viel hundert und tausend Mal genannt. Die Einen zischelten sich in die Ohren, daß . . . fürstliches Blut in den Adern des stattlichen Mannes gerollt, die Andern behaupteten, daß er weiland nur ein fürstlicher Koch gewesen, und die Dritten wollten wissen, daß er aus einem oder dem anderen Grunde (vielleicht auch aus beiden?) bis zu seinem Lebensende eine (stille) fürstliche Pension genossen habe. Er selbst schwieg hartnäckigst über all diese Dinge, die passionirten „Forschern“ mancherlei Kopfweh verursachten, und selbst seinen Geburtsort verrieth er nicht, wenn auch die „Intimsten“ in ihn drangen, und konnte aus diversen Anzeichen nur so viel festgestellt werden, daß er wohl im Stockerauer Rayon, und zwar in der Nähe Stetteldorfs das Licht der Welt erblickt haben müsse, denn dorthin wurde der Leichnam überführt. Karl Wiesböck starb am 22. August 1874 in seinem vieljähre Domicile: im rückwärtigen Hofe des „Fokanederhauses“ und wurde dreiundsechzig Jahre alt.

Ich lernte vor einem Viertel Jahrhundert den Mann kennen, weil ich, auf Grund untrüglicher Wahrzeichen, die Echtheit eines Albrecht Dürer, den ich bei einem Trödler vor der Hernalser Linie entdeckte, vor dem Ankaufe bestätigt haben wollte und Freunde mich an diesen Mann, den bewährtesten Kenner in solchen Dingen, wiesen. Ich zog an der Klingel mit aller Macht,

ich pochte, daß mir die Knöchel an den Fingern wund wurden — die Thür öffnete sich nicht. Schon wollte ich umkehren, als ich bemerkte, daß der (nie gewaschene) Vorhang des Küchenfensters etwas zur Seite geschoben wurde und ein funkelndes Auge durch das trübe Glas hervorlugte. Der Mann war vorsichtig über die Maßen, das sah man; er musterte mich nach meiner ganzen Länge, und da ich ihm fremd war, so zögerte er aufzuschließen. So rief ich ihm denn die Namen meiner mich empfehlenden Fürsprecher zu, worauf ein schwerer eiserner Riegel zurückgeschoben wurde und drei Schlüssel in drei Schlössern sich drehten. Bei halb geöffneter Thür, die wieder rasch abgeschlossen wurde, schlüpfte ich hinein, und stand, obwohl Feuer auf dem Herde war, beinahe im Finstern, denn ein qualmiger Rauch erfüllte den engen Raum der Küche, in welcher zu meiner Ueberraschung mehrere Bilder hingen oder — wie Schinken an Stricken, in der Luft baumelten. Werden nach Venetianer Manier hier „Alterthümer" erzeugt? Aber Wiesböck ließ mich nicht lange sinnen, sondern lud mich mit frostigen Worten ein, das Zimmer zu betreten und — ich trat, meine Störung entschuldigend, ein. Welch contrastirender Anblick!

Das Zimmer, von ansehnlicher Größe, strahlte vorerst im Glanze sorgfältigster Reinheit, als ich aber meine Augen durch den Raum schweifen ließ, da senkten sie sich, fast geblendet von dem Anblick zahlloser, schönst geordneter Kunstschätze. Das war das Tusculum, das Heiligthum des sinnigsten „Amateurs", ein Museum im Kleinen, aber voll der herrlichsten Reliquien aus den glorreichsten Epochen deutscher, niederländischer und italienischer Kunst — fast jeden Genres. Da hingen an den Wänden zweifellos werthvolle Oelgemälde in alterthümlichsten Rahmen, da zierte den Mittelraum eine Suite der köstlichsten Miniaturen, da standen in alten Schränken und auf alten Etagèren Humpen und Gläser aus längst entschwundenen Jahrhunderten, da lag auf einer Tasse eine Collection der seltensten Münzen, dort blickten Cameen hervor, die in Pompeji und Herculanum oder in Karthago gefunden, in jener Ecke standen Waffenstücke aus dem dreißigjährigen und aus dem ersten Türkenkriege, und in den Bücherkasten die veritabelsten „Schweinsledernen" neben „Ebert" und „Nagler". Ich vergaß mein Anliegen und weidete mich nur an

der Betrachtung all dieser antiken Delicatessen eines leidenschaftlichen Sammlers. Ein langes Menschenleben gehörte dazu, um all diese Kostbarkeiten auf- und zusammenzubringen! Wie mußte der Mann seine Schätze hüten! . . Da riß mich das unerwartetste Wort aus meiner staunenden Betäubung, denn Wiesböck sagte, als er mein Entzücken bemerkte, im trockensten Tone: „Das können Sie Alles haben, wenn Sie es gut zahlen — ist Alles zu verkaufen!“ — Also kein enthusiastischer Kunstfreund, nur ein Händler und Krämer? Ich war abgekühlt.

So brachte ich denn die Angelegenheit, die mich zu dem seltsamen Manne geführt, vor. Wiesböck schien mir nur oberflächlich zuzuhören, zog während meiner Erzählung ein Riesenportefeuille hervor und kramte gleichgiltig in den Blättern, aber es konnte mir nicht entgehen, daß das intensive Gelb seiner knochigen Wangen allmählich einem leichten Roth wich, daß seine Augen immer lebhaftere Blitze schossen, seine Zunge stammelte und er eine innere Erregung kaum zu bemeistern wußte. „Das ist sehr schwer zu bestimmen“, meinte er endlich; „echt oder unecht — mein Gott! Die Fälschungen sind oft kaum zu erkennen . . . wie soll überhaupt ein echter Dürer zu einem Hernalser Trödler sich verirren . . . wird die Copie eines Schuljungen sein — kenne das — weiß, wie oft man enttäuscht wird . . . Sehen Sie, das sind echte Dürer. Hier die ‚Kreuztragung‘, notabene: vor dem Plattensprunge. Hier die ‚heilige Katharina‘, höchst selten; hier die ‚Enthauptung Johannes‘, auf Papier mit dem Ochsenkopfe. Und so weiter. Sind alle zu verkaufen. Für Echtheit garantire ich. Werden circa fünfzig Stücke sein. An Dürer's ‚in Kupferstich‘ kann ich noch mehr dienen.“ — Und er klappte die Mappen, deren Schätzen ich nur flüchtige Blicke schenkte, zu. Ich dankte für die Mittheilungen und empfahl mich. Also kein Mäcen, kein enragirter Sammler, kein begeisterter Amateur — nichts als ein „Händler!“ —

Sammelfexe, wie Schreiber dieses, läßt aber eine angefangene Sache, die in ihre „Liebhaberei“ schlägt, nicht ruhen. „Echt oder unecht?“ war nun nicht mehr die Frage, die Acquisition an und für sich reizte mich, auch als mögliches Falsificat mußte das Blatt interessant sein, da in diesem Falle

die Kennzeichen nur für das geübteste Auge bemerkbar waren. Wie konnte ich in solcher Aufregung einen Löffel Suppe hinabwürgen, ehe das Stück in meinen Besitz kam. Also rasch hinaus an die sonderbare „Dürerquelle"! — Da bricht ein heilloses Unwetter über Wien los und verwehrt mir die beabsichtigte Promenade. Wie ich jedoch am nächsten Morgen vor dem Hüter des Kleinodes athemlos ankam, hörte ich die überraschende Nachricht, daß Tags vorher, während des heftigsten Gußregens ein langer, hagerer Mann erschienen, um das Portefeuille gefragt und nach kurzer Besichtigung den „ganzen Pack" um — sieben Gulden erstanden habe. Es war Wiesböck. Später erfuhr ich, daß er den als echt anerkannten „Dürer" einem eben in Wien anwesenden Pariser Antiquar um hundert Gulden und die übrigen dreißig Blätter der Sammlung um hundertfünfzig Gulden verkauft habe. Selbstverständlich sprach ich über diesen „Aufsitzer" mit dem raschen Benützer meiner ... Arglosigkeit kein einzig Wort.

Ich erzähle diese einfache Geschichte nur zur Charakterisirung des Mannes und seines Geschäftsgeistes. Als ich ihn wieder besuchte, war er die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit in Person, obwohl ich ihn in einer eigenthümlichen Beschäftigung sichtlichst störte. Er stand nämlich zwischen einem Dutzend mit Wasser gefüllten Gefäßen, in denen — Einbanddeckel alter Scharteken schwammen. Er hatte bei einem Maculaturhändler eine Sammlung zwar hundertjähriger, aber trotzdem werthloser Bücher aufgestöbert und kaufte die abgerissenen Einbände. „Wozu?" frug ich erstaunt. „Des Inhaltes wegen", war die Antwort. „Des Inhaltes? Von leeren Deckeln?" — „Jawohl. Sehen Sie, zu jener Zeit, als diese Bücher gebunden wurden, war die Pappendeckel-Fabrication von eigenthümlicher Art. Man klebte Blätter aufeinander, Blätter von jeder Qualität, wenn sie zu sonst nichts nütze schienen, und da kommt es vor, daß man mitunter in den Zwischenlagen ganz werthvolle, kostbare Holzschnitte und Kupferstiche findet, von deren späterem Werthe man damals noch keine Ahnung hatte. Freilich ist die Mühe, die ich mir da mache, eine außerordentliche, und kostet mich das sorgfältigste Ablösen jedes einzelnen Blattes viel Zeit und Arbeit, und außerdem ist in hundert Fällen

die Plage neunundneunzigmal umsonst gewesen, aber — zuweilen mache ich doch einen hübschen Fang, z. B. hier: Sehen Sie, diesen Altdorfer und hier den Goyen, treffliche Abdrücke, die habe ich auf diese Art gerettet!" — Welch übermenschliche Geduld! . . .

War ich in dem Atelier oder vielmehr in der „Werkstätte" eines „Kunstfreundes" oder eines — „Kunstschacherers"? Trieb den Mann heiliger Eifer und glühende Verehrung für das Große, Schöne und Erhabene oder — profane Geldgier? Scheuchte ihm der freudige Gedanke über die glückliche Acquisition und den längst erstrebten und endlich gelungenen Erwerb eines Kunstkleinods den Schlaf aus den Augen oder die Hoffnung auf den zu erzielenden Gewinn? Räthselhafter Mensch! Wenn er zu erzählen begann, wie er dies und jenes Stück im Tauschhandel eroberte, wie er dieses Glas bei einer Bäuerin in Untersteier und jenes Blatt bei einem Pfarrer im Pinzgau entdeckte, wie er die Böden und Alkoven in ganz Nieder- und Oberösterreich durchschnupperte und so manche Kostbarkeit um eine Bagatelle erstand, wie er das Geraffel und Gerümpel sämmtlicher Trödler unseres Breitegrades durchwühlte und in Schmutz und Schimmel, unter Fetzen und Trümmern die schmuckesten Raritäten fand; wie ihn sein guter Genius, respective seine Spürnase und sein Instinct just dahin führten, wo ein Schatz zu heben war — wenn er von diesem seinem Eruirungstalente und seinem Glücke in solchen Dingen sprach, und nach seinen kostbaren Lieblingen mit freudig zitternden Händen zeigte, da leuchteten seine Augen wie Raketen und er pries sich ob solcher Gunst des Schicksals überselig. Wie beneidete ich in diesen Momenten den Mann und wie bewunderte ich klopfenden Herzens seinen schönen Besitz, den er wie ein Drache bewachte und vor jedem Stäubchen schützte. . . . Nach ein paar Jahren veräußerte er dann die ganze Sammlung und wühlte mit gleicher Wollust in den acquirirten — Banknoten.

Alle Kunstfreunde und Kunsthändler nicht nur Wiens, sondern diverser Städte und Länder kannten den Mann, der ab und zu selbst öffentliche Licitationen veranstaltete und tausende Nummern seiner mühevoll erworbenen, gewählten Sammlung unter den Hammer brachte. Wohl zuckte da zuweilen seine Hand,

wenn ein „Leibstück“ von dem Ersteher erfaßt wurde, wehmüthigen Blickes nahm er Abschied von dem Schatze, den er vielleicht auf die wunderbarste Weise erworben, aber — wenn das Geld auf den Tisch gelegt wurde, da fuhr doch wieder ein Freudestrahl über sein fahles Antlitz und er athmete tief auf.

Alles war ihm feil, sein Liebstes, Schönstes und Bestes. Nur Eines nicht: seine „Geiger“-Collection. Für Peter Joh. N. Geiger, den genialen Meister, fühlte er eine unbezwingbare, schwärmerische Inclination, für ihn allein hatte er jene unverrückbare Verehrung, die ihn Berge von Gold verachten ließen, hätte man sie ihm geboten, um sich von dieser „completen Sammlung“ zu trennen. Denn sie war „complet“, im ängstlichsten Sinne des Wortes, und trieb er Blätter auf, die der Meister wohl selbst nicht mehr besaß. Ob Geiger von diesem Cultus in Kenntniß, weiß ich nicht, aber die erschöpfendste Darstellung, die liebevollste Würdigung seines Wirkens und seiner Werke (im Genre der Radirung, Feder- und Kreidezeichnung und Xylographie) fand er in der von seinem Verehrer verfaßten Monographie des Künstlers, die im dreizehnten Bande des „Archivs für zeichnende Künste“ (Leipzig 1867) erschienen. Wiesböck, der mit der Feder nicht gut umzugehen verstand, lieferte hiefür wohl nur die Daten, aber die minutiöse Genauigkeit zeugte von seinem eingehenden Studium, seiner Kennerschaft und seiner umfassenden Liebe für den Gegenstand.

Konnte ein Mann, der in einem Punkte mit ebenso rührender Pietät, wie erleuchtetem Verständnisse und edelster Begeisterung in die Oeffentlichkeit trat und sich als achtungswerthesten „Kunstfreund“ manifestirte, sich in allen übrigen Dingen nur von rücksichtslosester Geldgier, von oft niedrigster Gewinnsucht getrieben zeigen? Welcher Teufel steckte in ihm, der alle besseren Regungen, die häufig genug in ihm aufflammten, im Nu verlöschte und ihn verleitete, eines lumpigen Betrages wegen — das directeste Gegentheil eines Gentlemans zu sein! Man mied schließlich seinen Umgang, man ignorirte seine Bekanntschaft.

Mit Engelsgeduld ausgestattet, hielt ich vielleicht am längsten mit ihm aus und übte die christliche Nachsicht an dem . . . kranken Manne. Denn er war krank, aus Leidenschaft für Kunstwerke und aus Gier zum Gelde. In diesem Kampfe

mit zwei ihn bemeisternden Gewalten, die sich selbst stets befehdeten, suchte er diese Dämonen dadurch zu besänftigen, daß er, um beiden Neigungen fröhnen zu können, sozusagen: an sich selbst zum schmutzigsten Geizhalse wurde. Er gönnte sich nur das Schlechteste, das heißt: Billigste. Er rauchte nur den miserabelsten Knaster, der seine Umgebung zur Verzweiflung brachte, er frequentirte nur jene Kaffeehäuser, wo die Tassen am tiefsten und der Kaffee am wohlfeilsten war; er suchte alle Gasthäuser ab und blieb nur dort, wo Abzugbier geschenkt und die Brotwecken am größten waren. Er zog sich in die dumpfesten Souterrainlocalitäten zurück und unterhandelte dort mit den Kellnern, ihnen in langen Ansprachen klagend, daß er „seines Magenleidens wegen" nur eine Speise vertragen könne: gebackene Kalbsfüße! Aber wenn sie aufzutreiben waren, durfte das Paar höchstens nur acht Kreuzer kosten, denn in Simmering zum Beispiel, wie er es beschwor, bekam er es um sechs Kreuzer und dort waren sie sogar größer. Kam dann durch Intervention einer barmherzigen Köchin das leckere Gericht, so wurde ein Exemplar von dem Pärchen in den Speiszettel gewickelt und nach Hause getragen, um beim nächsten Mittagsmahle, das er sich selbst bereitete, in einen fünfmal aufgewärmten Kohl gesteckt zu werden und als „prächtiger Braten" zu figuriren.

Und dieser Harpagon, der sich selbst so kasteite und sich keinen guten Bissen gönnte, der nie über die Thorsperre ausgeblieben, um den Hausmeisterobolus zu ersparen, was der achtzigjährige Breitenseer, der tapfere Leipziger Kämpfer und urgemütliche Excerberus von „Nummer sieben in der Dreihufeisengasse" bestätigen konnte; Wiesböck, der für die sonntägliche obligate Spende zur Armenbüchse eigens einen halben Kreuzer parat hielt, dessen Beschaffung ihn die Woche über beschäftigte, dieser Mann, der sein Aeußeres aus Knickerei bis zur Unsauberkeit vernachlässigte und decennienlang mit einem abgeschabten Rocke und ditto Filz menschenscheu dahinhuschte, war jeden Augenblick bereit, die kostspieligste Reise zu unternehmen, wenn er in Erfahrung brachte, daß in einem fernen Klosterwinkel ein ihm fehlendes Blatt zu erhaschen, das er dann jahrelang hütete, wie eine Mutter ihr Kind, bis er es eines Tages plötzlich losschlug für — schnöden Mammon.

Schnöder Mammon! Wie lachte er über diesen meinen sentimentalen Vorwurf, den ich ihm machte, weil er einen vollständigen „Erhard", dessen Ergänzung ihn zwanzig Jahre Mühe kostete, „verkümmelte". „Geld ist doch die Hauptsache!" rief er grinsend, „was hab' ich an dem ganzen Kunstbettel!" Doch kaum war das harte Wort gesprochen, so stand er auf, fuhr mit der Hand über die kahle Stirne und eilte zu einem Schrank, mir einen „Lukas Gassel" zu zeigen, den er kurz vorher und nicht am billigsten acquirirte und der ihm viel Freude bereitete.

Niemand liebte ihn. Ich suchte und pflegte seinen Umgang trotz der mannigfachsten und unangenehmsten Schrullen seines Charakters, aber sein immenses Wissen in Kunstsachen, sein stupendes Gedächtniß für die winzigsten Details in den Werken der Meister, sein unfehlbares Urtheil im Erkennen des Werthes von tausenderlei Erscheinungen auf dem Riesengebiete der Kunst machten mir den Mann fast unentbehrlich. Eine Stunde mit ihm im Gespräche war lehrreicher als das Studium der beleibtesten und beliebtesten einschlägigen Bücher. Er war ein lebendiges Compendium der Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker, und wußte die Eigenart jedes einzelnen Künstlers, wie dessen Bildungsgang und äußere Lebensumstände, nicht minder die Schicksale seiner Schöpfungen. Ein Blättern in seinen Portefeuilles gehörte zu meinen ersehntesten und werthvollsten Genüssen, denn diese Augenweide wurde verschönt durch seine erläuternden Bemerkungen und feinsinnigen Urtheile.

Dennoch liebte ihn Niemand; Manche — fürchteten ihn sogar, wenigstens behaupteten sie, es sei zeitweilig nur mit — Vorsicht bei ihm zu kaufen. Ich nannte ihn scherzweise nur den „großen Kleber", denn Niemand verstand, kostbare, doch bis zur Vernichtung schadhafte Blätter so kunstvoll zu repariren, aber er war auch ein geschickter .... Ergänzer, ein vortrefflicher Copist. So sagte man.

Wiesböck stand allein im Leben und mied jeden näheren und intimeren Umgang. Ein finsteres Seitenkämmerlein seiner Wohnung vermiethete er zwar, aber die „Zimmerherren" (worunter der Schauspieler Stahl, und der einstige Bonvivant und spätere moros-sarkastische Garderobier des Wiedener Theaters,

Franz Walter, der Autor der berüchtigten Parodie auf die „Glocke", deren Vaterschaft Castelli usurpirte, wohl die originellsten waren), fanden nur ein Mal im Monate Gelegenheit, mit dem Eigenthümer der Wohnung zu verkehren, an jenem Tage nämlich, wo der Zins fällig und zur festgesetzten Minute gezahlt werden mußte. Walter, der greise Kaustiker, rief noch ein Mal, als er sterben ging, Wiesböck möge doch das Wort „Maler" von seiner Adressetafel entfernen, es führe die Leute nur irre. . .

Nun starb auch Wiesböck. Wie mag ihn in letzter Stunde der Gedanke gemartert haben, sich von seinem reichen Besitze trennen zu müssen! Ein Blick nach den Bildern an den Wänden, nach den Sammlungen in seinen Schränken — ach! in alle Winde werden die Blätter zerstreut, die er mit Bienenfleiß in seine Zelle getragen, ein Katalog wird zusammengestoppelt werden, ohne Sinn, ohne Wahl, ohne Kenntniß und Verständniß — nach jalopper Wiener Schätzmeistermanier, mit tausend Druckfehlern, wo er doch so sorgsam Name und Jahreszahl fixirte — wie schwer mag ihm das Sterben geworden sein! —

Beweinte eine Seele seinen Hingang? Brach ein Herz bei seinem Scheiden? Vergossen treue Augen aufrichtige Thränen bei der Kunde von seinem Tode? Ich weiß es nicht und kenne auch seine fernen Erben nicht. Weiß ich doch überhaupt nicht, „wer der Mann war" und was ihn im Leben beseelte: ob Kunstsinn oder — Geldgier? — Wie dem auch sei: Ruhe seiner Asche! —

7.

Vom Messenhauser.*)

Er fiel „als Soldat und brav". So ruft ihm selbst jener mißgünstigste Historiograph des großen Jahres 1848 nach, der Windischgrätz „weichherzig" nennt, und in seiner October-Beschreibung (worin auch von Pechkränzen gemunkelt wird, die das Volk auf die Dächer der Burg getragen) am liebsten

*) Geschrieben 27. Juni 1876.

einen Dunder, Raudnitz, Weidmann, Böhringer, Meynert und die sonstigen Helden des famosen Bäuerle'schen Hauptquartiers als classische Zeugen citirt. Dann bestätigt er auch, daß „Leute aus dem Volke" sich nach beendigter Execution herbeidrängten und ihre Sacktücher an der Stelle netzten, die von Messenhauser's Blut getränkt war. Weiters, daß der Justificirte, der zeitweise doch über große Summen zu verfügen hatte, nur hundertneunzig Gulden hinterließ, ein Beweis, daß „seine Hände rein geblieben". Gewiß! Uebrigens meint er noch im schönen Vereine mit einem Geistes- und Gesinnungskumpan, daß Messenhauser's Tod die „glücklichste Lösung eines qualvollen Räthsels war". — Welch niedliche stylistische Wendung! Ob der edle Geschichtsschreiber, der doch Vielen seiner Leser, namentlich den restlichen „Achtundvierzigern" ein „qualvolles Räthsel" ist, mit solch „glücklicher Lösung" — personell einverstanden wäre? . . .

Er fiel als Soldat und brav, er behielt reine Hände und das Volk benetzte seine Tücher im Blute des Märtyrers und trug sie am Herzen verborgen heim. Bei Gott, so ist's, der Mann schrieb in diesem Punkte die heiligste Wahrheit! Es quellen Einem bei diesen Stellen die Augen über, während man bei anderen mit den Zähnen knirscht und laut aufschreien, und wieder bei anderen — herzlich lachen möchte. Ein tragikomisches Buch, dessen Lectüre Einem den Kopf schwirbelig und das Blut sieden macht; ein confuses Buch, dem der sittliche Ernst fehlt, weil es auch die unlautersten und schmutzigsten Quellen benützt und nicht selten den frechsten Aberwitz als glaubwürdigen Zeugen anruft. Wird doch, um nur ein Beispiel anzuführen, sogar die Aussage der närrischen Blaze de Bury wiederholt als Attest verwendet, ein Weib, das den Muth hatte, niederzuschreiben, daß die „ganze Bevölkerung Wiens den Croaten und Rothmäntlern bis Baden entgegengezogen und sie sodann unter tausendfältigem Jubelgeschrei bis zur Stefanskirche begleitet habe". So etwas muß ein Wiener, der jene Tage miterlebt, lesen und — dazu schweigen!

Was mich heute bewog, wieder einmal in diesem unseligen Buche zu blättern? Weil der Name Messenhauser wieder

plötzlich auf die Tagesordnung kam. Wie Banquo's Geist steigt der Ermordete in gewissen Intervallen aus seinem Grabe und — mahnt Wien an seine Schuld. Da wurde schon vor Jahren das traurige Schicksal seiner verarmten Verwandten besprochen. Dann kam die Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Schwagers, des Leinewebers Weidling, der im Wahnsinn starb und Messenhauser's Schwester mit fünf Kindern hilflos zurückließ. Darauf besprach man in langen Artikeln die Frage, ob es nicht Pflicht und auch zweckmäßig sei, mittelst eines steinernen Denkmals das Andenken des armen Obercommandanten zu ehren? Und nun, nachdem achtundzwanzig Jahre verflossen, kommt Maler Aigner und erzählt uns in einfachen Worten, daß Messenhauser's Schwester, eine sechzigjährige, gebrochene Frau, in tiefer Armuth schmachte. Die „Neue Freie Presse" eröffnete hierauf eine Collecte für die vielgeprüfte Matrone. Vielleicht gelingt es dem Edelmuth der Wiener, wenigstens die letzten Tage der Greisin von den drückendsten Nahrungssorgen zu befreien.

Messenhauser starb ja — wie gesagt — arm. Die paar Gulden seines Nachlasses reichten nicht hin, seine Schulden zu zahlen, deren Tilgung ihn noch in den Todesstunden beschäftigte. So kam es denn nach seinem Ableben zu einem Ausgleich, vulgo „Concurs". Der Schneider Sch. erhielt seine Forderung, und zwei — drei „Mäkler" begnügten sich mit angemessenen Quoten. Viel werden die Herren nicht eingebüßt haben, da es sich überhaupt nur um bescheidene Beträge handelte.

Die leidige Angelegenheit schleppte sich übrigens doch länger als zwei Jahre hin. In der Christwoche von 1850 überraschte das Amtsblatt der k. k. „Wiener Zeitung" seine Leser mit der Mittheilung, daß auf Anordnung des k. k. Landesgerichtes am 7. Jänner 1851 und die nächstfolgenden Tage, in der Stadt, Schulerstraße, „zur Ente", eine Bücherlicitation veranstaltet werde, bei welcher am Schlusse auch: „Werke, größtentheils ‚neueste Politik' enthaltend, nebst mehreren Manuscripten, aus der Concursmasse des Wenzel Messenhauser, öffentlich feilgeboten werden." Man koppelte den dürftigen Nachlaß, um die Kosten der Function zu decken, mit noch drei fremden Hinterlassenschaften zusammen, und zwar mit der Bücher- und

Mineraliensammlung des Herrn Johann Weitlof, den Büchern des Herrn Josef Ritter von Woyna und den „Werken über Ballet" ꝛc. des Tänzers Herrn Johann Maria Duport. Dem geneigten Leser wird es nicht entgehen, daß die hochlöbliche Stelle in ihrer ämtlichen Textirung den drei Letztgenannten das übliche „Herr" zu ihren werthen Namen belassen und es nur dem gewesenen Obercommandanten und hingerichteten „Rebellen" verweigerte.

Es war im heftigsten Stadium des Belagerungszustandes, und die schweißtriefenden Agenten des genialen Herrn Weiß von Starkenfels schnupperten eben wieder in allen Winkeln nach Denunciationsstoff, als jene Licitation stattfand. Wer wagte es, öffentlich eine „Reliquie" von dem Verfehmten zu kaufen? Konnte das Ganze nicht eine plumpe Falle, eine Lockspeise sein, um ein paar „Sympathieverdächtige" damit zu ködern, und sie Tags darauf „behufs Erstattung nöthiger Auskünfte" vor die Schranken des Großinquisitors zu laden? Wer traute damals seinem Nächsten, wer hatte nicht Grund, in seinen harmlosesten Handlungen von einer tollgierigen Verfolgungsmente eine gefährliche Deutung zu finden? Dünkt Jemanden heute diese Aengstlichkeit der Wiener — grotesk? Wer darüber lacht, hat jene schrecklichen Tage nicht gesehen. . . .

So kam es denn, daß nur eine kleine Gruppe „Muthiger", von denen aber der Eine den Anderen scheu beschielte oder auch scharf fixirte, zur anberaumten Stunde sich einfand oder vielmehr verblieb, als es an den Nachlaß des „Wenzel Messenhauser" ging, denn die Mehrzahl der von früher Anwesenden entfernte sich fast ostensiv. Es herrschte eine peinliche Stille, die nur durch die brutalen Späße des seligen Bader und einiger Sbirren, die ihm lachend accompagnirten, unterbrochen wurde. Auf dem Tische lag ein Häufchen Bücher, ein Portefeuille mit Schriften, und in der Ecke ein Pack „Maculatur". Bader räusperte sich ironisch und sagte: „So, jetzt kommen die Sachen von dem sauberen Herrn von Messenhauser, der uns mit der rothen Republik hat glücklich machen wollen! Hahahaha! Jetzt hat er's! Also: Nr. 1: Alfred Meißner: „Im Jahre des Heils 1848." Is a a solcher! Zwanzig Kreuzer." Die Schergen lachten laut auf, ein Herr bot sechs-

undzwanzig Kreuzer und bekam das Heftchen, die Uebrigen schwiegen. Mir schnürte es das Herz zusammen und ich ging für einige Augenblicke auf den Vorgang, um — frische Luft zu athmen.

Da öffnete sich eine Thüre der Passagierzimmer und eine elegante Dame trat heraus, strahlend im Glanze der Jugend und Schönheit. „Was ist hier neben los, daß so viele Personen ab- und zugehen?“ frug sie im fremdländischen Accent. „Eine Licitation.“ — „Von was?“ — „Von Büchern.“ — „Bücher? Welche und aus wessen Nachlaß?“ — „Soeben kommen jene Messenhauser's an die Reihe.“ — „Messenhauser's? Des Vertheidigers von Wien?“ — „Jawohl.“ — „Kann man etwas davon erstehen?“ — „Gewiß.“ — „So begleiten Sie mich, ich bitte Sie!“ — Wir traten ein. Die Licitation nahm ihren stillen, ungehinderten Verlauf. Wer ein Büchlein erhaschte, entfernte sich. Funkelnden Auges blickte die Unbekannte nach dem Tische, ihr Busen wogte, ein paar Tropfen rieselten über ihre Wangen, da nickte sie dem Ausrufer plötzlich zu, erstand eine Nummer, bezahlte, wobei ihre Hände vor Aufregung zitterten, grüßte mich und verschwand mit dem Kleinode in ihrem Stübchen. Ich sah sie nie wieder.

Es wurden im Ganzen bei vierzig Nummern veräußert, darunter: Hormayr's Anemonen und Lebensbilder, Gentz' Schriften, Thiers' Revolution und Consulat, die Juninsbriefe, dann einzelne Werke von Proudhon, Cormenin, Blanc, Dahlmann, Stein, Welcker, Strauß, Zschokke u. s. w. Die Behörde nannte dies: „Werke der neuesten Politik“ und ignorirte damit ihre eigene vom December 1850.

Weiters kamen zur Versteigerung an Manuscripten: „Die deutschen Argonauten“ (ein Band), die deutsche Geschichte (sieben Theile), und als „Maculatur“: hundert gedruckte Exemplare des Lustspieles: „Gold wiegt schwer!“, das Messenhauser sehr am Herzen lag, um dessentwillen er noch im Stockhause, mit Ketten belastet, einen Tag vor seinem Tode, mit Theaterdirector Carl sich besprach, der in echter Komödiantenweise Thränen heuchelte und die feierlichste Zusage machte, um nach ein paar Stunden den schwärmerischen Delinquenten im Permanenzausschusse des Gemeinderathes — zu verleugnen.

Als letztes Stück des Nachlasses rief Bader „ein Portefeuille mit Schriften, vierzig Kreuzer", aus. Die paar Anwesenden drängten sich zum Tische, die Naderer blitzten mit den Augen und spitzten die Ohren. Man bat Bader, das Convolut zu zertheilen, damit Mehrere daran participiren könnten. Bader lachte und meinte: „Wird ka Mensch ein' Treffer damit machen, weil kein Mensch auf der Welt dö Schrift lesen kann! Wär' sonst eh' nit zum Verkauf kommen!" — Messenhauser's Schrift war thatsächlich schlecht, trotzdem gibt es Leute, die Alles lesen können, wovon die Amtsweisheit sich freilich nichts träumen läßt; genug, der Scrupel genirte die Wartenden nicht, die Papiere wurden in sieben Partien zertheilt und gingen à 40 kr. bis 1 fl. 39 kr. ab. Das Erträgniß des gesammten Nachlasses war circa hundert Gulden.

Ich erstand um 1 fl. 12 kr.: Messenhauser's Notizbuch, mit werthvollen Gedanken und Excerpten und sonstigen Aufzeichnungen, weiters neun halbe Bogen mit literarischen und politischen Notanden (über geheime Polizei ꝛc.) und schließlich ein merkwürdiges Schriftstück, das Concept eines Briefes, den er zu seiner Rettung, vielmehr Rechtfertigung und Reinigung seiner Person, an Einen schrieb, der sein Leben in der Gewalt hatte. Es heißt da unter Anderem: „Das Volk in Masse nennt mich einen Verräther, weil ich mein Gewissen nicht mit der Blutschuld habe beladen wollen, einen nutzlosen Verzweiflungskampf in der inneren Stadt gutzuheißen." Wiederholt protestirt Messenhauser feierlichst gegen den Verdacht, mit den „Exaltados" gemeinsame Sache gemacht zu haben und schwört: „Ich bin nicht verkauft worden!" — Letzteres glaubte doch wohl auch Windischgrätz ....

Ging der Brief, dessen in furchtbarer Hast geschriebener Brouillon vor mir liegt, an den Adressaten ab? Und wenn auch, was nützte er? Bekanntlich beeilte man sich mit der Hinrichtung so sehr, daß man sogar die üblichen drei „Aussetztage" auf zwei reducirte. Gewisse Witzlinge spöttelten damals: Der Fürst habe in seinem Edelmuthe ihm einen Tag „Todesangst" geschenkt. ... Weiters vergaß man in der Geschwindigkeit des damaligen Justificirens auch auf die Beistellung eines Wagens, um den Leichnam fortzuschaffen, so daß erst von der Holzgestätte

ein Leiterwagen requirirt werden mußte, auf welchem von dem Fuhrmann Rothmeier der bluttriefende Körper gelegt und mit einem Pferdeleitzen bedeckt wurde, worauf der Zug im scharfen Trab nach dem Militärspitale lenkte. So eilig hatte man es damals in gewissen Dingen.

Nur mit der Versorgung der Hinterbliebenen beeilt sich Niemand. Heute, nach achtundzwanzig Jahren, muß die greise Schwester eines also Abgeurtheilten beinahe — betteln, die Schwester Messenhauser's, der wahrhaftig einer der ehrlichsten und treuesten Söhne Oesterreichs war.

8.

Alte „Achtundvierziger“.

(Ein Wiener Straßenbild aus der Märzwoche 1881.)

Sie hatten sich wieder einmal eingefunden. Fast vollzählig kamen sie und stellten sich auf die gemeinsamen Sammelplätze. Sie folgten keinem namentlichen Aufruf, keiner allgemeinen Verabredung — in spontaner Herzensregung trieb es sie nach den Orten, wo man sich selbstverständlich treffen mußte, wo man sich nach Jahren wieder sah und sich stumm begrüßte und bewegt die Hände reichte. Ohne Commando erschienen sie, aber trotzdem pünktlich und gewissenhaft: Sonntags auf dem Schmelzer Friedhofe vor dem Grabe der Märzopfer, und Montags am Sarge Füster's. Ein sehenswerther Anblick, diese Civilveteranen, die letzten lebenden Ueberbleibsel aus der glorreichen „Sturm- und Drangperiode“! . . .

Schon früh Morgens konnte man am ersten Fest- und Trauertage markante Gestalten bemerken, die uns jahrüber gar nicht auffällig und die erst da wieder ihre Bedeutung bekamen, durch — die Bedeutung des Tages. Meist grauhaarig, eilten oder trippelten und humpelten sie vorwärts, Alle nach einem und demselben Ziele. Ein herber, eiskalter Orkan strich über den weiten Plan, aber die Unbill des Wetters hinderte sie nicht, den harten Marsch zu machen, aus fernen Vorstädten, von den entlegensten Punkten. Manchem fiel's sichtbar schwer und schier mit Mühsal

und Anstrengung schleppte er sich fort, aber dabei sein mußte er, und so achtete er nicht der brutalen Witterungslaunen, die sich ihm entgegenstellten, und daß es ihm bei jedem Schritt den Athem verlegte. War man einmal draußen, so vergaß man leicht die paar Fatiguen und stand mit gehobener Brust vor dem imposanten Denkmale. Ein beredtes Bild! Wortlos die Menge, doch wie Ehrfurcht spricht es aus ihren Mienen. Die Zeugen jenes Tages entblößen das Haupt, sie falten die Hände, ihre Lippen bewegen sich und sie lispeln ein kurzes Gebet. Feuchten Auges nehmen sie dann Abschied und kehren heim zu den Ihren und erzählen den Söhnen und Enkeln von jenen großen Geschehnissen, wie das arg verlästerte Wien für ganz Deutschland das Zeichen zur Erhebung gab, welche Männer mit zweifelloser Todesverachtung die hehrsten Menschengüter uns eroberten und mit welchem Heldenmuthe die wackere Jugend Allen voranstürmte!

Die „Goldjungen"! Am nächsten Tage umstanden ihre Erben einen todten Mann, der einst das lebendigste Symbol begeisterter Freiheitsliebe war! Wer da auf den Stufen der Karlskirche Heerschau hielt über die tausendköpfige Schaar edelster Fortschrittskämpfer, und sah, wie sie mit flammenden Blicken und gerötheten Wangen den empfundenen Worten lauschten, die ein treu gebliebener und bewährter Streiter von „damals" mit vor Erregung zitternder Stimme sprach, der konnte den Glauben an die Zukunft nicht verlieren und athmete völlig erleichtert auf. „Noch gibt es eine Jugend", sagten sich die Greise, die der Todtenfeier beiwohnten, „sie wird das von uns Errungene bewachen!" Vernahmst Du, den sie unter Lorbeer- und Immortellenkränzen begruben, diesen Trostesspruch? Blumen gab man Dir mit auf die trübselige Fahrt, bleiche Schneeglöckchen und duftige Märzveilchen, als Scheidegrüße und zugleich als Lenzboten, als Erstlinge des erwachenden neuen Lebens!

Gerührt sahen die Alten dem Wagen nach, der so reich mit Liebesspenden behangen, gerührt und erschüttert, und sie murmelten so etwas vor sich hin, das klang wie eine bittere Klage: „Wieder Einer! Bald sind's ihrer Alle!" Dann trennte man sich und sagte sich ein ernstgemeintes Lebewohl, für lange Zeit, vielleicht zum letzten Male und für immer.

Gerührt und erschüttert, aber nicht in unmännliches Schluchzen aufgelöst. Manche blickten sogar stolz und erlabten sich an ihren Erinnerungen. Waren sie doch stets dabei, wo Gefahr drohte oder wo es heiß herging! Der unterschrieb schon am 6. März die Arthaber'sche Bürgerpetition, Jener die Schriftsteller-, Dieser die Studenten-Adresse. Der Eine war am 13. März in der Herrengasse, als die erste Todessalve krachte, der Andere hob einen Redner auf die Schulter, der das „System“ und seinen Repräsentanten stürzte, und sein Nächster half in der Nacht zum 14. März das — nicht in Wien geborene Brand- und Raubgesindel, das vor den Linien, zur Entheiligung des Tages, sein Unwesen trieb, abwehren und die Stadt vor Plünderung schützen. Allüberall gab's zu thun und man legte Hand an in selbstloser, aufopfernder Hingebung. Welch eine Zeit! Welch Frühjahr, welch Sommer, welch fürchterlicher Herbst und schließlich welch ein entsetzlicher Winter! Ging's doch Einigen nachmals auch recht schlecht und verseufzten sie die Jahre in dumpfenden Casematten, oder auf ruheloser Flucht, unablässig verfolgt und wie ein Wild gehetzt von der blutgierigen Meute der Spione und Angeber! Müde und gebrochen kehrten sie später in die Heimat zurück, nichts mit sich bringend als die alte Liebe im Herzen, die Liebe zur „Sache“, die sie einst hieß, wenn's sein sollte, auch in den Tod zu gehen.

Die alten Achtundvierziger! Sind's doch ohnehin nicht mehr ihrer allzu Viele! Längst deckt die Meisten die Erde; hier und dort, in weiter Ferne scharrte man sie ein, fremd unter Fremden schlossen sie ihre Augen, aber gewiß noch einmal des Tages gedenkend, an dem die Menschenwürde ihre Auferstehung fand. Das Häuflein, das sich noch erhielt und seinen Schwüren treu blieb, das schlüpft jedoch bei solchen Anlässen aus seinen Kämmerlein hervor und steigt hinab auf die Straße und hält Umschau nach Jenen, die ebenfalls pflichttreu dahergekommen. Eine Controlversammlung, eine Ehrenparade von Gesinnungsgenossen! Man theilt sich in kleine Gruppen und plaudert von entschwundenen Zeiten. Das eine Pärchen saß in der Reitschule und berieth die Grundrechte, das andere tagte im Sicherheitsausschusse und machte die fatale Excursion nach Innsbruck und die riskante und gefahrvolle nach Prag mit.

Täglich neue Kämpfe, Straßenschlachten und Hinrichtungen und so weiter. Sie hatten viel erstrebt und viel erreicht, zu viel verloren und zu viel gelitten, um die gewaltigen Einzelheiten jenes denkwürdigen Jahres je vergessen zu können. Wie eine Fata Morgana dämmert's nun in ihrem Gedächtnisse auf und zaubert ihnen die tragischesten Ereignisse wieder vor Augen. Ehret doch, Ihr blühenden Jungens von heute, die Vorkämpfer Eures Strebens, die Vertheidiger von Licht und Recht und Wahrheit!

Ich spreche immer nur von Jenen, die sich unter allen Umständen und Verhältnissen und in allen Lebenslagen als „echtfärbig" bezeigten und es heute noch sind; von Jenen, von denen A. Grün singt:

„Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sond'rer Kampfgenossen!"

— von Jenen, an denen jegliche Versuchung scheiterte, sie in's andere Lager zu bringen, die Armuth, Noth und Entbehrung litten und annoch leiden und den schnöden Judaslohn zurückwiesen, den ihnen gewisse Söldlinge anboten, wenn sie sich herbeiließen, zu Verräthern zu werden an der heiligen Sache. Ich spreche nicht von jenen feilen Seelen, die einst groß gethan mit ihrem Heldenthum und dann Jedem zu Füßen krochen, der ihnen einen Brocken zuwarf. Ich spreche, wie ich sie schon genannt, von den „Treugebliebenen", nicht von den Ueberläufern und Glücksspeculanten, ich spreche von der allerdings arg zusammengeschmolzenen Garde der wahren und richtigen „Achtundvierziger", die ihren Glauben nie verleugneten und die in ihrem Glauben sterben werden. Ja, auch diese „Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht"!

Es wurde in letzter Zeit, als die Glücksjägerei in alle Schichten der Gesellschaft drang und ihre Proselyten machte, fast schon Mode, über einen unbeugsamen „Achtundvierziger" zu spötteln und über die damalige „Bewegung" und ihre Anhänger faule Witze zu reißen. Namentlich der „Idealismus" dieser guten Leute wurde stark in's Zeug genommen und ad absurdum geführt. Der Idealismus! Wie lächerlich erscheint er den pfiffigen, verschmitzten, gefingelten Praktikern! Nun, diese läppischen Idealisten erkämpften damals die gigantischeste Um-

gestaltung der staatlichen Organisation und begnügten sich mehrentheils mit dem Kampfesbewußtsein; daß an dem Gewinne später Andere participirten, kümmerte sie nicht. Sie ebneten die Wege; daß sich auf dem ausgereuteten Raume mitunter das bedenklichste Gezücht dann breit machte, war nicht ihre Schuld, sie selbst drängten sich nicht herbei, von ihrer Saat zu ernten. Das thaten die sogenannten „Klugen“, welche sich den Teufel darum scherten, wem sie es eigentlich zu danken haben, daß sie an so reicher und vollgefüllter Krippe ihr täglich Futter finden. Wenn die Neuzeit so Manchen auf's Ueppigste nährt, denkt er daran, wer diese Neuzeit schaffen half? Die ehrlichsten „Gründer“, und wie höhnte man sie!

Die alten Achtundvierziger! Bewegt reichte mir vor dem Monolith Einer die Hand, mit dem ich vor dreiunddreißig Jahren im Hofe des Landhauses stand, der in den Octobertagen mir und meinem jungen Weibchen mit brennender Fackel den Weg über die Barricaden zeigte und der dann aus meinen Augen entschwand. Jetzt traf ich ihn wieder. Die Jahre und das Exil haben ihm das Haar gebleicht und Furchen in die Wangen gezogen, aber die Augen blitzten noch immer. Lächelnd erinnerte er mich an unser bescheidenes Kneipenleben im frühesten Vormärz, wie wir da eine kleine Verschwörerbande bildeten und nur zu einer Göttin schwuren: zur gebenedeiten Freiheit! Der holden Dame durften wir jedoch unsere Huldigung nur in maskirter Weise darbringen, und so feierten wir sie unter dem Namen „Aennchen von Tharau“. Wenn dann ein Delegirter der vorstädtischen Hermandad die Ohren spitzte und unsern Gesprächen seine geneigteste Aufmerksamkeit schenken wollte, dann intonirte der „Cantor“ das Dach'sche Lied und wir sangen verständnißinnig den für uns paraboliſchen Text:

„Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut;
Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnet, bei einander zu stahn:
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unſ'rer Liebe Verknotigung sein!“

Die naiven Idealisten! „Nun, komme es, wie es sei!“ meinte mein Jugendgefährte, „aber zusammenhalten müssen

wir, was, wir alten Burſche von damals! „Noch muß man ſpüren Treu'!“ ruft Hutten; Tröpfe mögen lachen, Lumpe mögen abtrünnig werden, eitle Gecken Tand und Flitter ergattern, der Reſt iſt doch gediegen Gold! Und ſollte es ſchlimm und ſchlimmer werden, ich harre aus, und Sie wohl auch? Was? Iſt's ſo oder nicht? Mag der große Haufe nach ſeinem Plaiſir denken und leben und nach ſeiner Façon ſelig werden, wir ſind's in unſerer Art. Gedenken Sie Schenkendorf's:

„Wenn Alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu!“

Dann eilte er fort. Wahrhaftig, ein Unverbeſſerlicher — ein rechter alter „Achtundvierziger“! —

9.

Alte „Neunundvierziger“.

Warum ſpricht man nicht auch von ihnen? — von jenen plötzlichen Normalpatrioten, die ja ein förmlicher Gattungsbegriff geweſen, die ſich in ſo prägnanter Weiſe in den Vordergrund zu ſtellen wußten und in dieſer vortheilhaften Poſition der allgemeinen Beachtung nicht entgehen konnten? Warum ſpricht und erzählt man auch nicht von dieſer Sorte, dieſer Species, dieſen merkwürdigen Leuten, die gleich den geſchulteſten Schauſpielern je nach der Scene entweder in Entrüſtungsattituden paradirten oder in Zerknirſchungspoſen machten? Immer und immer nur von dieſen leidigen „Achtundvierzigern“, dieſen unheilbaren Trotz- und Tollköpfen, dieſen ungeberdigen Geſellen, die, weil ſie „gegen den Strich gebürſtet“, wenn man ſie anfaßte, gewiſſen heiklichen Händen ein Gruſeln verurſachten, dieſen unpraktiſchen Phantaſten, deren Herrſchaft ohnehin nur ein paar Monate dauerte; immer und ſtets nur von dem Rebellenpack zu erzählen und zu berichten und — der Repräſentanten und Stützen der wiederhergeſtellten „Ordnung“, der triumphirenden Partiſane der nachfolgenden Aera mit keinem Sterbenswörtlein zu gedenken! Das iſt eine unkluge und ſträfliche Vergeßlichkeit. Denn ſie verdienten doch ebenfalls eine ein-

gehende Beleuchtung und sollten von gewissenhaften Chronikenschreibern in den bezüglichen Geschichtsbüchern mit der gehörigen Seitenanzahl bedacht werden. Aber Niemand gedenkt ihrer mehr — verschollen die Namen, ausgelöscht ihre Thaten, verdorrt und verwelkt ihre Kränze, mit denen man sie einst geschmückt! Warum diese Gleichgiltigkeit gegen eine einst allmächtige Classe, dieses Ignoriren, das empfindlichere Menschen wie Mißachtung deuten könnten? . . .

Aber — ich täusche mich vielleicht und man hat dieser Leute *nicht* vergessen und denkt im Gegentheile sogar noch recht lebhaft an sie, in jenen Kreisen, wo man zu denken pflegt, und es basirt sich mein Irrthum etwa nur auf den Umstand, daß sie nicht unter der in meiner Ueberschrift angegebenen Benennung, sondern unter *ganz andern*, und zwar recht garstig klingenden Titulaturen im Munde des Volkes fortleben und im öffentlichen Urtheile sich erhalten haben. Und so ist es denn auch. Während die Wortführer und Tribunen und Kämpfer des „*Sturmjahres*“ unter der populären und Allen geläufigen Bezeichnung: „*ein Achtundvierziger*“ völlig und ehrbarst legitimirt sind, hat man die Koryphäen des nächsten Jahres, die richtigen „*Neunundvierziger*“, nicht einmal unter diesen Namen firmirt, sondern ihnen andere, für Jedermann noch verständlichere Kennzeichen aufgedrückt, und schleichen sie, für den Wissenden mit dieser *Brandmarke* versehen, noch immer wohlpräparirt herum. Nein, und abermals nein — man hat ihrer nicht vergessen; ich sehe soeben, wie eine Gruppe grauhaariger Männer einem Altersgenossen, der scheu vorüberhuscht, höhnisch nachblickt; wie sie mit den Fingern nach ihm deutet, sich etwas in die Ohren wispelt und wie man dann gemeinschaftlich — ausspuckt. Es war ein *Denunciant*, ein freiwilliger *Angeber* von „damals“; wer unter ihrer Macht geseufzt und gelitten, gedenkt dieser Creaturen bis zu seiner letzten Stunde!

Die Meisten dieses saubern „*Freiwilligen*“-Corps gehen heute, wo sie erkannt zu sein glauben, abseits, biegen rasch um die Ecke, schlagen die Augen zu Boden und vermeiden es überhaupt, offenen Blicken zu begegnen; lastet doch vielfacher Fluch *in perpetuam rei memoriam* — auf ihnen! Andere spielen wieder die Allerliebsten und sind unerschöpflich in Jux und

Spaß und im Erzählen von Anekdötlein, manchmal selbst gewagtesten Inhaltes. Das sind Jene, die angeblich (oder vorgeblich) „in sich gegangen"; die, wie sie im Vertrauen sagen, Vieles bereuen, wozu sie im Uebermaß der Angst und in allzu beschleunigter Documentirung ihrer politischen Tadellosigkeit sich hinreißen oder wieder durch Andere sich verleiten ließen. Ein erbärmlich Pack, das seine Gesinnung wie seine Beinkleider je nach der Jahreszeit wählt und wechselt; ein widerlich Gezücht, von dem sich schließlich selbst die bezüglichen Stellen und Aemter, Behörden und Personen, denen man zu dienen und gefällig zu sein glaubte, ekelerfüllt abwendeten; eine traurige Sippe, deren Aufdringlichkeit man überdrüssig ward und der man die Thür weisen mußte, um doch auch zeitweise zu Athem zu kommen. Denn das löste sich so ab: Spitzel, Speichellecker und Petenten — Letztere unersättlichster Art!

Ja, die richtigen „Neunundvierziger"! Nur Eingeweihte und Verständige kannten diese Signatur, die man sich nachmals zuraunte, wenn Einzelne über eine plötzlich auftauchende mystische Persönlichkeit im Unklaren waren und betreffs deren Verläßlichkeit billige Zweifel hegten. Ein „Neunundvierziger!" „Verstanden!" Das genügte, und man wendete sich ab und mied den also Gezeichneten demonstrativ.

Aber der wienerische Ostracismus ging noch weiter. Als die Aushebungen, Arretirungen und steckbrieflichen Verfolgungen, zu denen das „Civil- und Militär-Gouvernement" durch unaufhörliche Anzeigen nimmermüder „Forscher" fast gewaltsam gedrängt wurde, zu solcher Ausdehnung gelangten, daß die gesammte Bevölkerung beinahe nur mehr in zwei Classen: in „Verdächtigte" und „Verdächtiger", geschieden war, und jeder gesellschaftliche Verkehr nur unter den größtmöglichen gegenseitigen Vorsichtsmaßregeln gepflogen wurde, da begann jene Sitte platzzugreifen, die heute noch gang und gäbe, und die Wien, der legitimen Hauptstadt der „Gemüthlichkeit", so schlecht steht, zu der es sich aber bequemen mußte, als es die Beute der ansteckendsten Krankheit — des allgemeinen Mißtrauens, und zwar in rapidester Schnelligkeit, geworden war. Ich meine die nur von jener Zeit datirende unliebenswürdigste Mode des Absonderns und Separirens jedes Einzelnen in öffentlichen Localitäten. Wer den Nächsten nicht

kennt, betrachtet ihn mit Argwohn und meidet ihn. An zwanzig Tischen sitzen zwanzig Personen, die sich verstohlen beobachten. Wie war das einst hier anders, wo die lustigen Wiener noch dem muntern Geschlechte der „Inséparables“ zugezählt wurden, wo man cordialst beisammen saß und wo der nächste Tisch sich erst belegt sah, wenn der erste bereits vollgepfropft besetzt war! Denn man liebte Mittheilungen und engagirte sich gern zu Gesprächen.

Nun wurde es plötzlich anders. Die „Achtundvierziger“ schwiegen und wurden stumm gemacht und — die „Neunundvierziger“, die Partei der „Gutgesinnten“, kamen zu Wort. Aber man kannte den Text und die Melodie ihrer Hymnen und auch ihre Lockgesänge zur Genüge und man trachtete, sobald sie ihre Stimme erhoben, rasch aus dem Gehege und Netzgestränge dieser gierigen Vogelfänger zu kommen. Nicht immer gelang es, Mancher verwickelte sich durch ein Wort, das man als Köder ihm hinwarf und das er unwillkürlich aufgriff, in den aufgerichteten Maschen, und hatte seine liebe Noth, aus dem Gestrüppe und Gewirre von Kreuz- und Querfragen sich herauszuwinden.

Eine entsetzliche Zeit, in der auch das Dümmste colportirt und von der durch tausend Gerüchte betäubten und eingeschüchterten Menge geglaubt wurde. Sogar die Schulbuben waren gefährlich; man munkelte etwas wie von einer Verschwörung und daß sie nichts Geringeres beabsichtigten, als — die Kanonen, mit denen die Basteimauern rings garnirt waren, zu „vernageln“, selbstverständlich nachdem vorerst die Schanzen erobert, die Bewachungsmannschaft überfallen und kampfunfähig gemacht worden. Dann sollte die Stadt mit Sturm genommen und die Burg demolirt werden. Daß das große Werk gelänge, mußten auch die Erwachsenen einstweilen durch Erkennungszeichen sich verbinden, um von der Anzahl der Gesinnungsgenossen sich zu überzeugen; und nun waren es bald lange Haare, bald breite Hutbänder, ein anderes Mal rothfärbige Uhrschnüre oder derlei Cravaten, gewisse Stockformen und Kleidertrachten ꝛc., die als Signalement der Umstürzler geeigneten Ortes „verzunden“ wurden. Welch Halali nun in allen vierunddreißig Vorstädten! . . .

Eine trübsel'ge Zeit, eine Zeit des Jammers und der Verzweiflung! Die Aburtheilungen über thätliches Vergehen im

traurigen October wollten kein Ende nehmen, da seitens dienst-eifriger Personen täglich und wohl auch nächtlich und zu jeder Stunde immer neue Anzeigen einliefen. Viele Mittheilungen wurden auch anonym gemacht, wie es ja das alte Vorrecht der unverfälschten Niedertracht ist, die giftigsten Pfeile aus sicherm Versteck abzusenden. Der perfide Schütze steht dann meist bei dem Verwundeten oder zu Tode Getroffenen und reicht seinem Opfer mitleidsvoll die Hand und weint bittere Zähren. Ich war wiederholt Zeuge solcher Scenen, wo alles Blut mir zum Herzen drang und wo ich schweigen mußte und nichts thun konnte, als einen Blick zum Himmel werfen, erwartend, daß ein Blitz den Schurken, der neben mir stand, zerschmettern müsse. Aber der Allmächtige zauderte, das Maß war vielleicht noch nicht voll, und so sparte er sein Zornesgewitter, mit dem er später allerdings so manchen Frevler zermalmte.

Aber in der Zwischenzeit ruhte die Meute nicht eine Stunde und nahm sie an der Hatz mit ungeschwächtem Muthe Theil. Gab's doch auch immer Neues zu entdecken und neue Formen von Verbrechen zu enthüllen! Da fielen die noch heute unaufgeklärten Schüsse, von denen jede Patrouille zu erzählen wußte, die Nachts, von Sereſſanern angeführt und von Croaten gedeckt, die Straßen durchstreifte, um sich von der „Ruhe" der Stadt zu vergewissern. Wie gesagt, es fielen, wie es heißt, regelmäßig Schüsse, aus dem Hinterhalt, von unsichtbarer Seite; getroffen wurde Niemand, aber — die Kugeln hörte man, wie die Rothmäntler schwuren, ganz deutlich „pfeifen". So war kein Zweifel, daß es auf einen demnächstigen Angriff auf das Militär abgesehen, daß noch immer Waffen und Munition in schwerer Menge vorhanden waren, und nun ging die Suche nach diesen verborgenen Werkzeugen der Aufständler von vorne an. Man fand übrigens nur mehr Weniges und die Ueberwiesenen wurden ohnehin — standrechtlich erschossen.

Eine fürchterliche Zeit! Deutsche Officiere klagten damals häufig, daß sie von Civilpersonen, oft sogar „nobelsten" Exterieurs, mit Anzeigen gegen deren Mitbürger in aufdringlichster Weise und geradezu bis zur Qual behelligt wurden. War es Loyalität, war es Servilismus, der in der That nun seine wahnwitzigsten Orgien feierte? Ach, es war mitunter das gemeinste Motiv: hier

Rache an einem Geschäfts- oder sonstigen Rivalen, und dort Befriedigung persönlicher Eitelkeit, die Hardiesse, für seine „patriotischen“ Leistungen sichtbar sich auszeichnen zu lassen. Man schlug maßgebenden Orts manchmal voll Abscheu und entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammen, wer Alles und für was man — einen Orden zu verlangen, die eherne Stirne hatte . . .

Eine böse und schreckliche Zeit, welche die Menschheit entarten zu machen schien! Alle Bande der Freundschaft waren gelöst, unanknüpfbar zerrissen, und selbst in viele Familien zogen Haß und Zwietracht ein, denn der Verrath umspann mit seinen Saugarmen auch die intimsten Kreise. Die Bessern und Edelgesinnten erfaßte schier Verzweiflung; in dumpfem, schweigendem Hinbrüten verbrachte man die Monde und Jahre und sah in banger Beklemmung in die dunkle Zukunft. Das Regiment dieser freiwilligen und ungebetenen Officianten der neuesten „Gegen-Reformation“ dauerte nämlich etwas gar zu lange. Es begann eigentlich schon am Allerheiligentage 1848, nach der Einnahme Wiens und mit dem Truppeneinmarsche, aber die Herren wirkten und arbeiten vorläufig doch nur meist im Stillen und im Verborgenen; man war Ungarns wegen noch nicht vollkommen sicher, da jedoch die russische Hilfe und Unterstützung im nächsten Sommer eingetroffen, die Sache bei Vilagos ihren Abschluß gefunden, die Insurrection besiegt war und die „Pacification“ allerorten begann, da — konnte auch hier die „Partei der Ordnung“ endlich ungescheut ihr Haupt erheben und in Action treten. Und sie that es sodann auch und mit Vehemenz. Nichts genügte ihr mehr; man rannte die Thüren der Würdenträger ein und überbot sich in Anträgen und Vorschlägen, die freilich nicht sammt und sonders acceptirt werden konnten, denn es waren darunter einige „Ideen“, die nur dem Gehirne eines Verrückten entsprungen sein konnten. Projectirte doch Einer allen Ernstes, als es im März 1850 ruchbar wurde, daß einige Exgarden und Exlegionäre den Schmelzer Friedhof besuchen und auf das damals noch simple Grab der Märzgefallenen einen schlichten Kranz legen wollten — daß man ein Dutzend Fanghunde von „patriotischen Fleischern“ ausleihen und auf die Demonstranten loslassen möge! Er selbst würde das Ganze mit Freuden arrangiren. Und Anno 1851 ließ sich ein

Anderer die Füße wund, um es bei allen Amtsvorständen durchzusetzen, daß diese darauf drängen, von ihrem Personale im Jahre mindestens zweimal die Beichtzettel abgeliefert zu bekommen. Als man ihn auslachte, prophezeite er das Hereinbrechen des Chaos und ging, damit doch Jemand für die Religion etwas thue — zu den Dominicanern ministriren. Wieder ein Anderer trachtete seine, wenn auch unmaßgeblichen, so doch wohlerwogenen Ansichten bezüglich der Staatsgefährlichkeit der Knebelbärte zur Geltung zu bringen; während wieder ein Anderer treugehorsamst auf die breitkrämpigen Hüte hinwies und sich anzuempfehlen erlaubte, auf Kopfbedeckungen überhaupt ein scharfes Auge zu haben!

Und so fort. Später kam gar die Severinusperiode, der Abschluß des Concordates, die Heilighaltung des Sonntags mittelst Arretirung der Wäscherinnen, wenn sie mit Butten und Tragkörben betreten wurden, und der rigorosesten Schließung aller Läden und Gewölbe (mit Ausnahme der Kaffee- und Gasthäuser und Branntweinschenken) und was der Dinge mehr waren, die einen ehrlichen „Achtundvierziger" nicht entzücken konnten, und wobei in hellster Begeisterung immer nur der „Neunundvierziger" figurirte, das große Wort sprach und an der Tête marschirte. Eine wunderliche Zeit und wunderliche Menschen!

Apropos — was ich zum Schlusse sagen wollte: Danken wir Gott, daß der ganze Trubel vorüber! Man hat freilich die schönsten Jahre unter ihm verseufzt, hat viel geduldet und gelitten, ist dabei alt und mürrisch und verdrossen geworden und hat, von odiosesten Kämpfen zusammengerüttelt, fast die Freude am Leben verlernt. Aber man kann doch ohne Beschämung Rückschau auf sich selbst halten — was ist's und wie steht's mit den Andern?

VI.

Einiges zur Localchronik.

1.

Von alten und neuen Sachen, Figuren und Dingen.

Wie viele Wiener die „historische Ausstellung der Stadt Wien“, welche in den mehr denkwürdigen, als glorreichen Krach- und Ausstellungsjahre im Hause des Pädagogiums abgehalten wurde, besuchten, weiß ich nicht; gar zu Viele mögen es nicht gewesen sein, denn so oft ich mich in den überreich behängten Sälen einfand, merkte ich von einem Andrange nichts und die gekommen waren, um Wiens Entwickelung in topographischer, geschichtlicher und geistiger Beziehung in den bildlichen Belegstücken zu schauen, waren meist auch nur wißbegierige Fremde, von eingebornen, echten und rechten und unvermischten Wienern kamen nur Wenige und — „Herr von Grammerstädter sammt Familie und Anhang“ fehlten ganz. Und doch, wie lehrreich war der Anblick, zumal für den Sohn der Stadt, der von seiner Liebe zur Scholle, auf der er geboren, so gerne spricht und — so wenig von ihr zu erzählen weiß und so wenig sich für sie interessirt. . . .

Ich will nun post festum — keine Klage über den mangelhaften Besuch einer bedeutsamen und instructiven Collection führen

und auch auf die Schätze nicht hinweisen, die in seltenem Reichthume und buntester Abwechslung zu sehen gewesen waren und von den Gerufensten und Berufensten nicht gesehen wurden. Ich will nur Jene, welche damals Sinn und Theilnahme für die Sache gezeigt, an die lustigen Serien erinnern, welche uns die drastischesten und populärsten Wiener Volksfiguren aus verschiedenen Zeitläuften zur Anschauung brachten. Es waren meist seltene Blätter, wie Brand's „Kaufrufe" („Cris de Vienne"), oder die Stiche und Zeichnungen von Bruin, Aman, Straub, Follain, Luyken, Barochj, Opitz, Schütz, Kininger ꝛc. oder die auch schon rar gewordenen leibhaften Portraits aus dem Wiener Volksleben, welche die Künstler Lanzedelli, Passini, Böhm, Perger, Zampis, Cajetan u. s. w. mit ihrem Stifte trefflichst fixirten, und die entweder von dem kundigen Auge und dem sorgsamen Eifer des Vorstandes unseres Stadtarchives acquirirt, nun zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt waren, oder von verständigen und wackeren Sammlern, im Interesse der Allgemeinheit in munificenter Weise für die Exposition dargeliehen wurden. Ein Blick über eine solche Wandfläche und wie ein Traumbild tauchten die Jahrhunderte und Jahrzehnte mit all ihren Leiden und Freuden, ihrem Glanz und ihren Nöthen, ihrem Streben und Ringen, ihrem Tagestrubel und dem Lebenskampfe des Einzelnen und ganzer Schichten und Classen und Stände vor dem Auge des Beschauers empor! Die hundertjährige Culturgeschichte einer Stadt auf ein Paar Quadratschuhen. Wie viele Stunden opferte ich der Betrachtung dieses gedrängten Sittengemäldes und mit welchen Empfindungen schied ich immer von den persönlichen Conterfeis längst entschwundener Epochen!

Nun liegen abermals zwei Sammlungen „Wiener Volksfiguren" vor mir auf dem Tisch, welche ich, theils wehmüthig gestimmt, theils lachend durchblätterte. Nicht ganz hundert Jahre trennen sie — und welche Contraste, welche Wandlungen im Sein und Leben des Volkes kommen da zu Tage! Die eine Sammlung, welche heute fast ganz unbekannt und verschollen, und die ich bei einem Trödler unter altem Gerümpel aufgestöbert, datirt aus dem Jahre 1789, umfaßt hundert Blätter, stammt von der Hand des Kupferstechers Jakob Adam (1748 bis 1811) und betitelt sich: „Abbildungen des gemeinen Volkes zu Wien"

(mit deutschem und französischem Text), zu haben in der Hochenleitterischen Kunsthandlung am Kohlmarkt." — Die zweite ist eine Reihe von Photographien neuester Zeit, von Otto Schmidt (Verlag von A. F. Czihak), unter dem Titel: „Wiener Typen", wovon bis jetzt zwei Dutzende erschienen.

Wie unmerklich sind dem Mitlebenden die Entwickelungsphasen eines Volkes und welche Riesensprünge macht doch sein Culturleben in verhältnißmäßig kurzen Zeitabschnitten. Nur wenige Decennien sind es eigentlich, daß die Menschenrechte proclamirt und sodann Zopf und Haarbeutel abgelegt wurden, und wie ein neu Geschlecht entpuppte sich der Epigone aus dem Wust überlieferter Gebräuche. Der modernisirte Sohn ging neben dem altmodisch gebliebenen Vater wie eine andere Menschenrace. Tracht und Kleidung änderten sich bis zum Nichterkennen und Nichterrathen ihrer früheren Formen. Gewerbe und Hantirungen und mit ihnen Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Bedürfnisse wechselten, metamorphosirten sich oder verschwanden vollends. Wie die Pantalon die Schnallenschuhe und Kniehosen, wie das Zündhölzchen das umständliche Feuerzeug mit Schwamm, Stahl und Stein verdrängte, so setzte die Neuzeit mit ihrem erhöhten Sicherheitsapparat den simplen Nachtwächter und den „Laternbuben" in Disponiblität, bis auch einige Ueberbleibsel der feudalen Aera, z. B. die „Läufer" vom öffentlichen Schauplatze verschwanden, mit ihnen die Sänften- und Sesselträger, von welch letzterem Verkehrsvehikel wohl nur mehr ein paar Exemplare in tiefster Verborgenheit ihrem ganzlichen Hinscheiden entgegenschlummern dürften.

Modificirte sich in gewisser Hinsicht doch sogar auch unsere Nahrungsweise und verschwanden im Laufe der Zeit allmählich diverse Gerichte vom Menu des Mittelstandes und vom Tische des „gemeinen Mannes", wovon sich der Eine seine Mahlzeit vielleicht meliorirte, während sie der Andere — vereinfachte. Gab es doch vor nicht allzu langer Zeit ganze Colonien von — Quargel- wie von Schneckenhändlern (vor dem Neuthore und auf dem Peter), was auf einen riesigen Consum dieser für contrastirendste Gustos berechneten Nutrimente schließen läßt; und durchwanderten selbst die ärmlichsten Gassen und Gäßchen der „Gründe" gewisse Landweiber, welche nebst den „Almer-

hotzen" (zur Bereitung einer beliebten Haarsalbe) nur die stark begehrte „Kronawetsalsen" zum Verkaufe ausriefen, womit damals der dürftigste Handwerker sein übliches „Sonntagsbratl" verbesserte, eine luxuriöse Zugabe, die heute fast schon zur entbehrlichsten Delicatesse geworden. Wer ißt ferner dermalen „Brei mit Milch und Lebzelten", ein Composition, die einst Mittwochs und Freitags auf keinem Vorstadttische fehlen durfte und namentlich der „lieben Jugend" den „Pudding à la Glace" der City, und überhaupt die „Dolci", „Paste" und sämmtliche „Entrements" beider Hemisphären ersetzen mußte und von ihr auch enthusiastischst begrüßt wurde, obwohl bei dem Hinabwürgen dieses süßen Pappes die Erstickungsgefahr nicht ausgeschlossen war.

So ändert sich denn Alles. Wie mit dem Verschwinden des Wasserglacis auch die Amateurs der „kuhwarmen Gasmilli" verschwanden und der „Gaissport" im Centrum der neuen Weltstadt ein rasches Ende nahm, wogegen ebenso rasch die zierlichen Blockhäuschen mit den appetitlichen „Sodaliskeu" entstanden, um den Trinkgelüsten einer zarten organisirten Männerspecies Genüge zu leisten — so räumten auch die schreienden Kienholzverkäufer den Platz, da bei dem plötzlichen Aufschwung des Zeitungswesens Hoch und Nieder mit nie geahntem Papiervorrath versehen und die Unterzündfunction mittelst der prasselndsten Leitartikel, der glühendsten Feuilletons und der brennendsten volkswirthschaftlichen Rathschläge vollzogen wird. Andere kleine Geschäftsleute (beiderlei Geschlechts) des alten Wien stralzirten und liquidirten förmlich, vielleicht fallirten sie auch, nachdem der Absatz ihrer Waare sich auf ein Minimum reducirte und das neue Geschlecht mit seinen neuen Gewohnheiten den Bedarf anderwärts deckte. Wo ist der „Bandelkrämer" hingekommen, mit der baumelnden Scheere und Elle und den bis zum Zerplatzen gefüllten Säcken, deren buntfarbiger Inhalt von den erstaunten Kleinen so sehr bewundert wurde? Barocke Gestalten, die uns Kinder wie freundliche Märchenfiguren anheimelten und die wir denn auch stets vertraulich betasteten. Man nannte diese ambulatorischen Händler, deren Hauptvertrieb die ordinäre Hausleinwand und die beliebten „Leinenbandeln" waren, in Bausch und Bogen „Schlasier"; sie kamen auch meist aus

dem fleißigen Schlesien, viele aber auch stammten aus der Zwettler Gegend und hier vorzugsweise aus Groß Sieghardts, wo zu Anfang des Jahrhunderts ein Herr von Großern diese Industrie in's Leben rief und dem gesammten Bezirke damit auf die Beine half. Ach, der vielleicht letzte Repräsentant dieser gemüthlichen Handelstouristen stand noch vor einigen Jahren an der Rückseite des Creditpalastes, mit verwitterten Zügen, still und kleinlaut und harrte duldsam und des Spottes übermüthiger Jungens nicht achtend, auf seine paar alten, ihm treugebliebenen Kunden, und als auch deren immer weniger und weniger wurden, da ging er denn auch heim in sein trauliches Dorf, das ihn einst unzählige Male lustiger wiederkehren gesehen, und legte sich hin und starb. — Wo ist der „Bretzenbäck", der im Vormärz so frisch, wie seine Waare, durch die Straßen zog und von Alt und Jung förmlich belagert wurde? Ein oder zwei Ablegaten dieses einst vielköpfigen Metiers schleichen noch in einschichtigen Bezirken herum und legen fast verschämt ihre gesalzenen Manufacte auf die Tische der — Schwemme. Wo ist der „Lorbeerblattkrämer", wo das „Limonimensch", wie diese Kleinindustrielle in meinem Büchlein genannt und abgebildet ist? Beide Geschäfte mußten ihren Mann und ihre Entrepreneurin ehemals genugsam ernährt haben, sie sind vom Marktplatz und von der Straße verschwunden, nachdem man ihre Artikel bei jedem als vorstädtischen Großhändler etablirten „Wälllischen" (Krämer) zu kaufen sich gewöhnte. Wie viele stille Bankrotteurs hat der Umschwung der Gebräuche geschaffen?

Ich blättere weiter und finde Gestalten, deren Beruf von der Neuzeit geradezu gewaltsam annullirt wurde. Die Haarpunderhändlerin fiel mit der wechselnden Mode, desgleichen die „Fisirschneiderin" (recte Visierschneiderin), welche die „reichen Hauben", wie sie im Volksmunde genannt wurden, fabricirte, eine für hübsche Gesichter nicht unliebliche Kopfbedeckung, aus mit schwarzer Seide übersponnenem Draht oder auch von schwerem Goldstoffe, der heute vielleicht nicht mehr so reell erzeugt werden könnte. Wieder Andere, welche, gleichsam von dreisten Prätendenten verdrängt, muthlos sich zurückzogen, wie der „Pfannenflicker", der das Feld dem „Rastelbinder"

räumte, welcher mit nationalem Ungestüm das primitive Drahtgeschäft als seine Domäne an sich riß. Weiter die populäre „Hasenbalgkrämerin", die dem hausirenden Hebräer diesen Zweig volkswirthschaftlicher Speculation überlassen mußte; das „Kästenweib" („brennhaße Kästen!"), dessen Posten der verschmitzte „Gotschewer" längst eingenommen, welch Vertriebenen sich in kurzer Zeit wohl auch der „Holzhacker", die „Holzsägerin" und der unmelodische „Sagfeiler" anreihen dürften, da fast schon allerorten die gewaltige Dampfsägemaschine das Geschäft der Holzverkleinerung übernommen hat und mit Erfolg hierin arbeitet.

Und wieder Andere erlitten in ihren Gestionen eine gänzliche Umgestaltung, wie der „Kleine Postklepperer", der Tags über mit der Klapper in der Hand (wie im Mittelalter die Pestkranken und später, bis in die Neuzeit, bis sie zur „scheppernden" Glocke griffen, der vulgäre „Mistbauer"), in dem ihm zugewiesenen Bezirke Lärm zu machen hatte, um das verehrungswürdige Publicum einzuladen, seine Briefschaften ꝛc. auszuliefern, die von diesem Sammelboten an eines der bestandenen fünfzehn Unterämter behufs weiterer Expedition befördert wurden, aus welchen klappernden Einsammlern später, nach Einführung der umgekehrten Manipulation der Briefausträger sich modellirte. Dagegen tauchen neuerdings Straßen- und Volksfiguren auf, die längst vergessen und verschollen, wie beispielsweise die „Huterin", die einst ihre Fabricate promenirend feilbot, während der Blüthe des Geschäftes, das pompöse Etablissements gestattete, verschwand, bis sie in jüngster Zeit, allerdings nur als ein tristes Zeichen modernster Geschäftsnoth, sich entschließen mußte, die Erzeugnisse der kleineren, concurrenzunfähigen Werkstätten in den Wirthshäusern unter flehentlichen Geberden hausirend anzubieten. Wer blieb noch unversehrt von den Wetterschlägen der Prüfungsjahre und wechselnden Epochen, die sogar den anspruchslosen „Waschblau und Tintenmann" und den populären „Wasserbauer" verschlangen? Die Tage des Letzteren waren übrigens schon gezählt, als die „Ferdinands-Wasserleitung" ihren primitiven Segen zu spenden begann, die Vorläuferin der imposant genialen Hochquellenleitung. Ja, bis Mitte der Dreißiger Jahre bezog ganz Wien sein Waschwasser durch die Vermittlung des

„Wasserbauern", der die blinde und lahme Rosinante an der Hand führte, die den plumpen Wagen zog, auf dem ein monströses Faß mit Donauwasser gefüllt, lag. Da trotteten Fuhrmann und Roß Straßen auf, Straßen ab, und auf das in unnachahmlichem Jargon gebrüllte: „Wasser hob i do!" des verfuselten Herolds lief man mit Schaff oder Butte herbei und ließ sich ersteres um einen, letzteres um zwei „schlechte" Kreuzer mit dem ersehnten Naß anfüllen. — Von all diesen „öffentlichen Charakteren" beleben nur mehr Wenige noch die Straßen in ihrem althistorischen Berufe: Der „Figurini", der „Rauchfangkehrer", der „Bologneserhändler" (der heute allerdings in moderneren Vierfüßlern macht), der vaterlandslose Wanderer mit dem stereotypen Rufe: „Nix zu handeln?", einige Delegirte diverser „interessanter" Nationalitäten, wie der „Teppichkrämer", der „Slowak" (mit Rohrdecken), die croatische Zwiebelhändlerin und das kosmopolitische „Bettelweib". Ich klappe das Büchlein zu.

Was birgt die neue Sammlung? Einige alte Bekannten, die in allen Aeren sich gleichgeblieben, sonst aber thatsächlich Neues, wahre „Kinder ihrer Zeit".

Ist doch die Sammlung als solche, in Form und Ausführung selbst schon ein unbestreitbares Product ihrer Zeit. War es früher den einzelnen Meistern überlassen, die gewählten Typen je nach ihrem Künstlervermögen und dem richtigen Blick ihres Auges dem Beschauer zu versinnlichen, wobei statt der drastischen Originale nicht selten undefinirbare Ideale dem Blei und Pinsel entwuchsen, so nimmt nun der Photograph die Gestalten „von der Straße", stellte sie vor sein unparteiisches Instrument und die Figuren stehen in unzweifelhafter Echtheit, ja nach Verlangen in — unretouchirter Wahrheit auf dem Papiere. „Sint ut sunt, aut non sint!" heißt's auch hier.

Und so treten uns denn, nicht als Phantasiebilder, sondern in lebendigster Treue, die markantesten Gestalten, wie sie das Wiener Pflaster trägt, fast grüßend entgegen. Wir haben sie tausendmal gesehen und können die frappante Aehnlichkeit des Portraits, wie den ganzen „Habitus" des und der „zum Schreien Getroffenen" beschwören. Das sind wahrhafte „Wiener

Typen", jene unerschöpflichen Fundgruben und populärsten Objecte für den schaffenden Localhistoriker.

Grüßt uns doch so bekannt, als ob wir mit ihm einen „Rutscher" nach Neuwaldegg unterhandeln würden, der Fiaker, der fescheste der feschen Zügelbewahrer; schaut doch der Werkelmann so sehnsüchtig nach dem ersten Stockwerke, daß wir fast erwarten, ein in Papier gewickeltes Geldstück in die emporgehaltene Mütze fliegen zu sehen; debattiren vor der Lottocollectur die zwei passionirten Amboslospielerinnen doch so lebhaft, daß wir die beiderseitigen interessanten Träume beinahe erzählen hören; und steht der Sicherheitswachmann doch so stramm und ernst an der Ecke, daß ein steckbrieflich Verfolgter sich ordentlich vor ihm scheuen müßte, von welch beängstigendem Gefühle hingegen die unter der Devise: „Ob schön, ob Regen!" intabulirte Spaziergängerin des Grabens nicht beseelt zu sein scheint.

Nun folgt in bunter Reihe eine Suite harmloserer Naturen. Der sich abschwitzende Stiefelputzer, der Zettelanschlager, dessen Urahne die „Volksrufe" zu Pferd zu proclamiren hatte; eine Gruppe plaudernder Dienstmänner, von denen ein schlau Schmunzelnder ein Briefchen aus der Hand eines eiligen Dandy in Empfang nimmt u. s. w. Dann wieder lebhaftere Charaktere: der ingrimmig blickende, mit dem Besen bewaffnete Cerberus, vulgo Hausmeister, der eines Cigarrenstummels sich erfreuende Schusterbub, das schneidige Milchmädl, die harbe Wäscherin, die fürchterliche Naschmarkthyäne, auch Obstlerin genannt, das durch die nur in ihrem Busen verschlossenen Geheimnisse gefährliche Stubenkätzchen, die resolute Lumpensammlerin, und was der Bilder mehr sind. Man geht bei ihrer Betrachtung in Wien spazieren.

That ich und wollte ich doch mit meinem Geplauder auch nichts anderes, als mit meinem theueren Leser ein halbes Stündchen lang „in Gedanken" durch das alte — und ein Stückchen durch das neue Wien zu wandern. Ein Paar Rückblicke, und die Gestalten, wie sie unsere Väter und Großväter geschaut, sich vergegenwärtigt, und — meinetwegen ein paar Vergleiche angestellt: zwischen Einst und Jetzt. Haben wir uns in der That entwickelt, haben wir uns vervollkommnet, oder wenigstens verfeinert

in jeder Richtung? Gewiß. Ein Beispiel nur, wenn auch ein unschönes, aber vielleicht das bezeichnendste:

Im vorigen Jahrhundert noch war's, daß gewisse Männer oder Weiber, mit einer wohl verdeckten Butte auf dem Rücken oder auf dem Schiebkarren, durch die belebtesten Straßen zogen mit dem ungenirten Appell an die Passanten: „Wer will, wer mag um ein' Kreuzer in mein' Butten —!" Derjenige, welchem dieser Volksruf genehm war, begab sich mit dem Mahner etwas abseits und that, was er nicht lassen konnte, fast so frank und frei, wie der Mailänder auf dem Domplatze, oder der eingeborene Araber in der eleganten Schubra zu Kairo. Wir sind discreter geworden. Statt jener urwüchsig adamitischen Form haben wir an den wichtigsten Verkehrspunkten für die Bedürftigen allerliebst gebaute und sorgfältig verwahrte „Cabinets d'aisance" errichtet, in deren Porticus eine würdige Matrone sitzt und in den Zwischenpausen vielleicht Scribe's „Feenhände" liest. Die Civilisation schritt auf allen Linien vorwärts.

* * *

Aber das Reminiscenzenthema einmal berührt, und es wächst der Stoff im Erzählen. Hundert Erinnerungen an das, was war und nicht mehr ist, tauchen im Gedächtnisse auf. Was gäbe es da Alles zu berichten, was gäbe es zu beschreiben, von dem keine Spur mehr vorhanden! Man nennt den Wiener conservativ, und wie veränderte er sich doch bei zahllosen Gelegenheiten in seinem Sein, in seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen! Oder ist nur der pietätlose Nachwuchs so veränderungslüstern und blieb das alte, unvermischte Wienerthum seinen überlieferten Gebräuchen und Lehrmeinungen treu und hing unwandelbar an seinem Thun und Lassen? Fast will's mich so bedünken, wenn ich der durch ihr Alter ehrwürdigen Gestalten gedenke, die noch in meiner Kindheit Tage — gleich verwitterten Bäumen auf jungem Wiesenplan — hineinragten, oder wie befremdliche Nebelbilder und unförmliche Schemen vor meinen erstaunten Augen vorüberhuschten. Reicht doch mein Gedächtniß gerade noch in jene Periode zurück, auf die die letzten Reflexe einer untergegangenen Zeit fielen und konnte ich noch einige Ueberbleibsel der alten Garde (beiderlei Geschlechtes) schauen, die ebenfalls lieber starben, als daß sie sich den Anforderungen neuer Gebräuche ergaben.

Hiezu rechne ich in erster Linie die neuen Kleiderformen der Männerwelt. Was kostete es für Mühe, um für die praktische Blouse und den Ueberzieher Propaganda zu machen! Beschränkte sich doch das Umundauf des gesammten wienerischen Schneiderwissens bis in die Dreißiger Jahre immer nur auf dieselben Specialitäten. Der Arbeiter trug seine schmierige, abgeflickte, schwere Jacke, die übrige männliche Menschheit zur Sommerszeit Frack oder „Gehrock", und während der anderen drei Quartale je nach der Diätenclasse einen „Kaput", oder einen Mantel, oder einen Pelz, oder einen schlotterigen, wattirten Schlieser (im Volksmunde „Power" genannt.) Als der erste Freigeist an einem drückend heißen Sommertage mit der ersten luftigen Orleansblouse auf der Straße erschien, war des Verwunderns genug und man höhnte sogar den dreisten Reformer, und die Buben riefen ihm nach, daß er nur das Unterfutter angezogen, weil ihm der Schneider das Tuch nicht creditirte. So naiv war man damals in Wien! Und als kühne Neuerer für die Uebergangswochen den bequemen „Ueberzieher" wählten, da wurden sie als „Streichmacher" verspottet, welche zwei Röcke anzogen. Als ob dies jene bejahrten Honoratioren nicht auch gethan hätten, die über dem Frack einen — Spenser trugen, von welchem burlesken Gebrauche beispielsweise der „Fiakertyrann", Polizeicommissär Pfanner, sich zeitlebens nicht trennen konnte. Denn das alte Wien hielt unerschütterlich an seinen alten Gebräuchen.

Und da gedenke ich fast wehmüthig des Tages, als meinem guten Vater eine projectirte freudige Ueberraschung, die er seiner greisen Mutter bereiten wollte, grimmigst verdorben wurde. Die achtzigjährige Matrone mühte sich nämlich stets kläglichst ab, Licht und Feuer nach dem damaligen Recepte zu machen. Die „Zundergeschichte" war etwas umständlich. Man schlug mit Stahl und Stein nach langer Plage Funken, welche die in einer Blechchatouille befindlichen halbverbrannten und verkohlten Leinenflecken erfassen sollten, worauf aus den glimmenden Pünktchen mittelst Schwefelfäden ein Flämmchen hervorgelockt wurde. Diese meist schwierige Procedur. verursachte Brust- und Lungenkranken und alten Personen gar vielerlei Beschwerden, die Aermsten husteten bis zum Ersticken und krümmten sich unter den

eingeathmeten Schwefeldämpfen. Da kam Ende der Zwanziger Jahre Prometheus St. Romer mit seiner weltbewegenden Erfindung. Alles sprach nur von den neuen Zündhölzchen und das Depot in der Augustinergasse wurde von den anstürmenden Käufern förmlich belagert. Das war denn endlich eine Neuerung, die sich sehen lassen konnte und von der ungeheueren Majorität als eclatante Wohlthat auch enthusiastischst begrüßt wurde. Auch in unser kleines Kämmerlein drang die Kunde von dem Wunder. Ein Festtag war vor der Thure, mein Vater sparte sich den „Guldenschein“ (so viel kostete Anfangs der neue Apparat) vom Munde ab, lief mit mir in die Stadt und kaufte das Kleinod. Wie sollte die arme Großmutter damit erfreut werden! Schnurstracks zu ihr in die bescheidene Behausung. Sie kauerte eben vor dem Herde und schlug sich, hustend und pustend, die Finger wund. „Nun“, rief mein Vater funkelnden Auges, „ist's mit der Marterei zu Ende, da — sehen Sie, Mutter, hier ist im Nu Feuer!“ Und er hielt das Büchselchen in zitternder Hand, tauchte das rothköpfige Hölzchen in das mit Asbest gefüllte Fläschchen, zog es zurück, und die Flamme war da. „Geh st weg mit dem Teufelszeug!“ schrie fast entsetzt die Greisin, blies die Flamme unwirsch aus und schlug mit Stahl und Stein keuchend weiter. Dabei blieb sie bis zu ihrem späten Tode. Wer kennt heute die alte Zundermaschine und welche Reformen machte hinwieder Romer's (oder vielmehr Chancel's und Derosne's) Erfindung in der kurzen Spanne Zeit durch, seit sie Gäa's Söhne und Töchter mit ihrem Erscheinen verblüffte; welche Verbesserungen, Abarten und Varietäten von der stets reparaturbedürftigen Platinadruckmaschine, und den übelriechenden glimmenden Papiercigarrenzündern wurden mittlerweile wieder ad acta gelegt, bis das elegante „Salonzündhölzchen mit Wohlgeruch in bunten Farben“, oder das hochfeine Westentaschenwachskerzchen ihre dominirende Herrschaft antraten.

So verschwindet denn so manches aus unseren Händen, unseren Augen und schließlich aus unserem Gedächtnisse, das noch der Vorgeneration unentbehrlich schien. Welche Wandlungen machte nur die Installation der echten Bürgersküche mit! Diese selbst schrumpfte bei der steigenden Raumvertheuerung auf ein winziges Winkelchen zusammen, die Monstreschränke mit der

glitzernden Armatur des als Aussteuer mitgebrachten Zinngeschirres dämmern nur noch wie sagenhafte Gebilde in der Erinnerung der Alten und Aeltesten. Mit dem Aufhören des Zinngeschirres bankerottirten aber auch die Neusiedler Zinnkrautbauern und schlossen ihren Transitohandel; mit der Umformung der räucherigen offenen Herde (mit Rußmantel) in Sparherde verschwand, da diese auch „zügiger" sich erwiesen, der in jedem Haushalte paradirende Federwachler und der Küchenblasbalg, nicht davon zu reden, daß leider auch der patriarchalische Bratspieß schon fast allenthalben in Ruhestand versetzt wurde, mit ihm allerdings auch die „Rein" (mit drei oder vier Füßen), die der „Hafner" der Jetztzeit vielleicht als eine Reliquie der Pfahlbautenära classificiren würde. Daß ferners das Spinnrad, auf das eine musterhafte Vorstädterin noch vor vier oder fünf Decennien mit Vorliebe wies, heute zu den längst überwundenen Standpunkten gehört, dürfte so ziemlich allgemein bekannt sein. Wer spinnt heute in Wien von den Frauen und Töchtern des Mittelstandes, worunter das Spinnen im wirklichen Sinne des Wortes gemeint ist. . . .

Ich las vor ein paar Jahren eine Betrachtung, die in interessanter Weise gleichfalls der „verschollenen Dinge" gedachte, zum Beispiel der Lichtscheere, der Guitarre, der Maultrommel, der Stambuchblätter und Tagebücher, der Tabakspfeife, der Möpse ꝛc. Aber das Todtenregister war nicht vollständig, wie schon mein flüchtiger Nachtrag zeigt, denn ein gewissenhafter Nekrologist müßte folgerichtig wohl auch den monströsen „Hebammenstuhl", die „Spule" (Gansfeder), die „Gummigalloschen", das „Karnioluhrstöckel", die seidene „Schlafhaube", die rothpassepoilirte „Vorstoßweste", das einzige Lieblingsinstrument der Hagestolze, den „Czakan", und jenes der bemoosten Jungfrauen, die „Harfe" ꝛc. ꝛc. zu den Ganz- oder Halbverstorbenen aus der Serie unserer einstigen Requisiten zählen und man bliebe mit einer zahllosen Menge Vergessener noch immer im Rückstande. Dafür will ich mit meiner Nänie lieber selbst schließen, und nur eines drolligen Apparates noch gedenken, dessen der richtige Biertrinker in der dunklen Vorzeit fabelhafter Gebräue füglich nicht entrathen zu dürfen glaubte.

Man trank nämlich, bis die Bierapostel Held in Liesing und später Dreher in Schwechat ihr ersprießlich Reformwerk begannen, in Wien nicht vielerlei, aber doch — mancherlei Bier. Man hieß es: Plutzerbier (Horner), Mailänderbier, Damenbier u. s. w., zuweilen auch nur: schwarzes (braunes) oder weißes Bier, wobei zu bemerken, daß gerade letzteres fast schwarz war. Titulirte sich nun der „Stoff" so oder so — besonders Vertrauen erweckend war er selten oder nie und die Amateurs bezahlten ihr Faible meist mit empörenden Leibschmerzen. So kam es denn, daß der rationelle Biertrinker das Gegengift stets bei sich führte, um den ihn erwartenden feindlichen Gewalten kühnlich Trotz zu bieten, woraus sich folgender Proceß ergab: Das volle Glas an das Licht gehalten und die Farbe mit Kennermiene geprüft; darauf verdrießliches Kopfschütteln und ein Griff in die Westentasche. Hier aber war die Nothapotheke in Verwahrung: In einer Kapsel lag die Muscatnuß, und in einem Säckchen das nie fehlende Miniaturreibeisen, mittelst dessen die nöthige Quantität des rettenden Arcanums in die mysteriöse Flüssigkeit geschabt wurde. Ob das Mittel probat — ich weiß es nicht, aber üblich war der Vorgang allgemein und hätte der Biertrinker „von Stul" damals keinen Schritt aus dem Hause gemacht, ohne, wie der Schiffer den Compaß, die rectificirende Muscatnuß mitzuführen. Auch dieses sanitäre Kleinod ist längst außer Cours und Gebrauch, der verständige Biertrinker von heute kennt die Ziele, wohin er zu wandern hat, und ist er an Ort und Stelle, thut er noch ein Uebriges und wirft dem Garçon einen bedeutungsvollen, den „Hansel" perhorrescirenden Blick zu, worauf dieser verständnißinnig dem „Vizi" die Parole schnarrend entgegenruft: „Ein's, ohne!" Dieses „ohne" genügt unter klugen Leuten und in vorgeschrittenen Epochen.

2.

Aus der Dreihufeisengasse; Anno 1874.

Glattrasirte Gesichter und lange Haare, schwarze Fracks aus entschwundenen Zeitaltern, und Plaids von weiland andergeschlechtlicher Bestimmung, eine Chaussure von bedenklicher Tragfähigkeit, und Beinkleider im Spiegelglanze des Veteranenthums — das waren, wie alljährlich auch diesmal wieder die Wahrzeichen der „stillen Woche", so wie der Freudenausruf: „Servus! Wo kommst denn Du her?" abermals als Parole galt, um sich als Standesgenossen zu legitimiren. Und das gemeinsame Rendezvous, wo sich die mimenden Wandervögel aus Nord und Süd, aus Ost und West am sichersten trafen, war nochmals das adaptirte „Loch", die vielberühmte, dramaturgische Herberge Vater Schodl's „zum Wasen", und gelacht wurde und renommirt, wie in den schönsten Tagen des lustigen theatralischen Vagabundenthums, daß es Einem fast fidel um's Herz wurde, wenn man sah, wie heiter und sorgenlos das vielgeprüfte Völkchen der — dunkelsten Zukunft entgegenging.

Die Leute kamen mitunter aus den unglaublichsten und undenkbarsten Stationen. Man muß seinen Galletti und Canabich und sonstige vaterländische Topo- und Geographen tüchtig im Kopfe haben, um im Nu zu wissen, ob das Nest, von dem der Künstler öffentlich oder im Stillen Abschied nahm, im Marburger Kreise, in der Szalader Gespanschaft oder im Hausruckviertel liege, und man muß, wenn schon nicht mit dem Entsch'schen Bühnenalmanach, so doch mit der mündlichen Coulissenchronik des „dritten und vierten Standes" eindringlichst vertraut sein, um sich keine Blöße zu geben, wenn vom Director Wurstbauer die Rede ist, den man vielleicht in Feldsberg vermuthet, während er doch, wie „allseits bekannt", für den „Attergau" die Concession besitzt. Geschah mir doch das Malheur, daß ich einem Priester Thaliens im Verlaufe des Gespräches die theilnahmsvolle Frage widmete: „Also von Wieselburg kommen Sie?" worauf er erzürnt aufsprang und rollenden Auges rief: „Wieselburg? Wieselburg? Ne, bester Herr! für Heubauern spielt der

Eugen Robert nicht; mit Ihrer gütigen Erlaubniß komme ich von Wilhelmsburg, wo ich — ohne mir zu schmeicheln — der Liebling der gesammten Bevölkerung war. Wieselburg! Wieselburg! S'ist zu komisch! Nicht um tausend Gulden monatlich!" — Wie schön den jungen Mann, der, wie ich später erfuhr, eigentlich Ignaz Krauthuber hieß, dieser künstlerische Stolz kleidete und wie sehr ich um Entschuldigung bat. . . .

Freilich ist die imposante Mehrheit dieser declamirenden Zigeuner in ihren Anschauungen, Bedingungen und Plänen gemäßigter und toleranter, und scheert sich Der oder Jener meist den Teufel darum, ob ihn der Entrepreneur oder vermittelnde Agent für Neusatz oder Ebergassing gewinnt, ob er nach Radkersburg oder Neutitschein den Marsch anzutreten habe, oder ob ihn die „Saison" noch Holleschau oder nach Waidring rufe — die Hauptsache heißt: „Es ist wieder abgeschlossen!"

Abgeschlossen, und komme nun, was da will! Erhabener Gleichmuth! Und es hatte doch fast jeder soeben die herbsten Enttäuschungen erlebt! Der „Schuft X." zum Beispiel, der das Directorat in N. führte, blieb die Gagen schuldig, ging in Nacht und Nebel davon und ließ seine Truppe im bittersten Elend. — Der „Esel von einem Regisseur", der P., gab dem würdigen Manne dort „Naturbursche" zu spielen, während er für „Pères nobles" und „Gecken" engagirt gewesen. — Die alte S . . . in Z. protegirte den Bonvivant und machte ihn zum Heldenvater, während der bewährte Odoardo lumpige Episodenrollen bekam. Und so weiter. Klagen, nichts als Klagen, sobald der Erzähler seine Memoirenschleusen geöffnet; himmelschreiende Verbrechen bei Besetzung des Stückes und bei Vertheilung der Quote, Todsünden an Ehre, Talent und Einkommen des Beschädigten und Zurückgesetzten haben diverse Principale auf ihrem Gewissen, aber — trotzdem folgt man unbekümmertst der neuen Werbetrommel, wirft den Kopf kühn in die Höhe, schüttelt seine Löwenmähne und leert vergnügt das volle Glas in einem Zuge, denn — man hatte wieder abgeschlossen! — „Wohin, Huber?" — „Nach Wels. Und Du?" — „Nach Bistritz!" — „Glückliche Reise!" — „Leb' wohl und grüß mir die ‚Lang Marie', sie kommt auch hin!" Und fort geht's nach allen Richtungen der Windrose.

Komme, was da will! Nun, immer kommt's ja doch nicht gar zu schlecht. Trifft's Einer, daß er „par exemple“ nach . . . X verschlagen wird, so weiß er durch Tradition, daß die Stuhlrichterin eine Beschützerin der Kunst ist und die Künstler nicht verhungern läßt. Desgleichen die reiche Apothekerin in † † †, und dort die Mühlenbesitzerin, zwei enthusiastische Verehrerinnen des Schauspieles. Denn derlei Mäcenate finden sich (zu Ehren Melpomenens) noch immer.

Und auch die schönere Hälfte der genialen Zunft wandert nicht allzu bangen Herzens dem neuen Ziele entgegen. Die kleine Naive hier, und nebenan die schwarzgescheitelte Sentimentale, die Beide, wie Karl Moor, eine Unzahl Geschichten von ihren Ringen, mit denen sie die Finger vollgesteckt, zu erzählen wüßten, sie freuen sich sogar auf den frischen Dislocationsort und wispeln sich gegenseitig und unstreitig die lustigsten Dinge in's Ohr, denn nun beginnt das cordialste Gelächter, das jedoch seinen kichernden Superlativ erreicht, als auch die „Anstandsdame“, welche die letzte Stagione daselbst verlebte, ein paar geheimnisvolle Legenden zum Besten gibt.

Uebrigens haben die Leute sammt und sonders in jeder Beziehung ein starkes Stück Arbeit vor sich. Es heißt ja auch Rollen lernen, und täglich neue Rollen und schwierige Rollen, denn die patriarchalische Zeit ist um, wo man mit „Präciosa“, dem „Gang nach dem Eisenhammer“, den „Hageſtolzen“ und „Menschenhaß und Reue“, das Haus, respective die Scheune, füllen konnte. Man verlangt dermalen fast allüberall schon residenzliche Geisteskost; Iffland und Kotzebue sind überwundene Standpunkte, und selbst in den Kropf- und Sterzgesegnetsten Districten erwärmt man sich nicht mehr an „Pelzpalatin und Kachelofen“. Durch die gottlosen Zeitungen sind in die unwirthbarsten Gegenden verläßliche Nachrichten von Dumas fils, Sardou und Feuillet gedrungen, ja auch von Banville's „Gringoire“ plaudern die „Bezirksrichterischen“ von Pinzgau und Obersteier, und so ist denn der arme Mime, der zwanzig Jahre den „Pachter Feldkümmel“ zum Ergötzen seiner jeweiligen Zeitgenossen gespielt, nunmehr genöthigt, den „Pigois“ in der „verzauberten Prinzessin“ sich einzubüffeln, ein Los, das auch dem Anderen bevorsteht, der decennienlang der beste „Zwirn“ (nach Scholz!) gewesen und

jetzt als „Monsieur Octave“ in „Alphons“ zu Mährisch-Trübau debutiren soll.

Ja, auch die „Schmiere“ ist nunmehr von der Cultur beleckt und hat sich mit den weltstädtischen Pikanterien au fait gesetzt. Der ungewaschenste Histrione, der der Werkbank entlaufen und die Schusterahle mit Solbrig's Declamirbuch vertauschte, spricht heute nur mehr von „Andrea“, „Fernande“, „Prinzessin Georges“ und dem „Weib des Claudius“. Und sie haben alle authentische Belege für ihre modernsten Leistungen. Der Eine trägt im Portemonnaie einen abgegriffenen Ausschnitt aus dem „Werschetzer Gebirgsboten“ bei sich, und legitimirt sich über seine richtige Auffassung des „Grinchu“, den ihm Neusche zu „possenhaft“ gibt. Wieder ein Anderer beweist aus dem „St. Poltner Wochenblatt“, daß sein „Didier“ den Lewinsky'schen weitaus überrage, und Jener citirt bei dem dritten Worte seinen Leibreferenten aus Zwettl, der im dortigen Kreismoniteur es haarscharf zergliederte, daß der „Giboyer“ nur so gespielt werden dürfe, wie ihn Herr Kainzmayer spielte, Herr Kainzmayer, die Zierde der berühmten . . . .'schen Gesellschaft. Daß Frau Kainzmayer als „Susanne von Marcilly“ die Wolter in Schatten stelle, und daß der Dlle. Nanette Kainzmayer als „Margarethe von Chatenay“ die Vandins nicht das Wasser reiche, ist selbstverständlich.

Aber eine förmliche Revolte brachte in diese Kreise erst der unselige „Alphons“ durch die Effectrolle der „kleinen Adrienne“. Ach, sie sind ja alle überreich gesegnet mit Nachwuchs, und die ungekämmten jugendlichen Genies gucken aus allen Lucken des Wanderkarrens hervor, wenn die Karawane nach neuen Weideplätzen zieht. Und so war man denn nie in Verlegenheit, die Sprößlinge Tell's gut zu besetzen, und der „Otto“ in der „Schuld“ mit seinem dankbaren Referatsmonologe: „Es war ein Stiergefecht, ein kleines“ galt stets als Magnet für ein rusticales Auditorium. Das ist längst vorüber. Die „Schuld“ ist abgespielt, und der „Tell“ zieht auch nicht mehr — was sollte mit den Kindern geschehen, die sich doch ebenfalls ihr Stück Brot zu verdienen haben? Siehe, wo die Noth am höchsten, ist Dumas' Hilfe am nächsten, und wenn die kleine „Ueberwasser“ Furore machen konnte, so

ist's für unsere Mädels auch keine Hexerei, und so wimmelt's denn jetzt im Reiche der „Meerschweinchen" von „Adriennen", daß es schon ein helles Vergnügen ist.

Reform in allen Dingen. Die Neuzeit fordert ihre Rechte. Wenn heute der alte Scherzer, der Fidler, der Veske, der Schlemmer, der Falkenberg, der Vettern, der Gaurier, oder Modl, oder Kallianer, oder der biedere Ferron in's „Loch" kämen und von Sardou's „Flattersucht" sprechen hörten, und kein Sterbenswörtlein von Vogel's „Erbvertrag" oder von Lebrun's „Weiberfeind" und wie die Classicitäten von Olim hießen, sie schlügen die Hände über den Kopf zusammen und bangten für ihr Geschäft. Nicht so die rührigen Epigonen, die sich der Mode rasch zu accommodiren wußten und selbst die Auslage von einem Gulden zwanzig Kreuzern nicht scheuen, um sich die zugkräftigsten Novitäten aus Rosner's Bühnenverlag brühwarm anzuschaffen. Und so drängt die lebendigste Rivalität auch die bescheidensten Kräfte zu nimmermüder Thätigkeit und zu energischen Opfern. Und wie Znaim das einst so stolze Troppau, trotzdem eine Röckel und Seebach daselbst gastirten, längst überflügelte, so ist es der Ehrgeiz des Impresario von Gaming, seinen Concurrenten in Windischgarsten zu verdunkeln, und der Director von Ueszög wird das Repertoire von Fünfkirchen zu dem seinigen machen.

Vorwärts! heißt es trotz Krach und „schweren Zeiten". Der Chef der Himberger Truppe gestand mir zwar, daß er nicht lange mehr „mitthuen" könne, da die Ansprüche des Publicums zu groß und die Einnahmen tagtäglich kleiner werden. Der Aermste schien thatsächlich etwas verzagt, sonst aber sah ich ringsum nur sorgenlose Gesichter. Ringsum? Ach, dort in der Ecke, seitab von dem lärmenden, lachenden Trubel saß ein stilles Fähnlein alter Musenkinder, das vergeblich eines Anführers harrte. Drei Frauen und zwei Männer. In dürftigsten Gewändern, mit verglasten Augen, durchfurchten Wangen, klägliche, abgezehrte Gestalten — eine Gruppe aus dem Tartarus. Woher sie kamen? Man frug sie nicht. Wohin sie morgen ziehen? Wenn sie es heute wüßten, wären sie ja glücklich. . . .

3.

Von den purificirten Fiakerbällen.*)

Ein halbes Jahrhundert mag's sein, daß das Verbot erging, „allgemeine Fiakerbälle" in Wien abzuhalten, da dieses meist in der heiligen Fastenzeit scenirte Fest stets so ausartete, daß es nicht nur überhaupt für fromme Christenseelen zum ausgesprochenen Aergerniß wurde, sondern auch der löblichen Sicherheitsbehörde genügend Anlaß gab, einzuschreiten, und außerdem die Bezirkschirurgen alle Hände voll Arbeit hatten, die blutig geschlagenen Schädel nothdürftig zu repariren. Das Verbot war also da — es hatte nur umgangen zu werden, und so half sich denn der Fiakerwitz auch bei dieser Gesetzesumgehung in lachendster Weise, und so geschah es, daß trotz des polizeilichen Veto alljährlich doch ein „Fiakerball" stattfand, freilich nur in der Form eines „Privatballes", indem irgend ein notabler Repräsentant dieser Zunft, in dessen Hause sich „zufällig" ein Wirthsgeschäft befand, die Bockcollegen sammt den „Ihrigen" auf ein kleines „Lätitzl" zu sich lud, das aber selbstverständlich meist auch nicht anders verlief und endete, als — die streng verbotenen „allgemeinen Fiakerballe".

An den Aufzeichnungen eines Chronisten jener ehrwürdigen Epoche finden wir nun ein derlei gemüthliches Standes-, Tanz-, Jodler- und Rauffest zwar farbenreich geschildert, dennoch aber ergreift Wehmuth das Herz des Epigonen, der gestehen muß, daß von all den vielgefeierten Ruhmesgrößen von damals — wohl nur mehr wenige Namen im Gedächtnisse der undankbaren Nachwelt geblieben. Knackerl erhielt sich allerdings durch ein Paar Decennien im Munde des Volkes, aber auch nur, weil ihn Bäuerle aufs Theater brachte, und der körperlich conforme Komiker Ignaz Schuster ihn in der Posse, der „Fiaker als Marquis" so getreulich copirte. Dann lebte allenfalls noch durch einige Zeit in den mündlichen Traditionen des lustigen Metiers die drastische Gestalt des schwärmerischen „Walter

*) Geschrieben im März 1876.

Scott-Seppels", der sich von den Dichtungen seines Lieblingsschriftstellers nicht trennen konnte, der aber seine Popularität mehr noch dem illustren Umstande zu danken hatte, daß ihn Raimund bei seinen abenteuerlichen Fahrten zur „Wagner-Toni", oder Nachts gar nach Guttenstein ꝛc. benützte; weiters der „Pfauenhansel", dessen „stolzester Stolz" es war, als Leibfiaker der Krones zu gelten, dann der „Spinat", eine der drastischesten Figuren des Wiener Platzes (wie später der pudelnärrische Waldbauer, der classisch ungeberdige Voglhuber, lärmendsten Andenkens, oder der tiefernste „Has") — alle übrigen Celebritäten dieser Branche sind sammt ihren damals stadtbekannten „Amouren" längst verschollen und vergessen. Kein Lied und kein Heldenbuch meldet uns mehr die Namen eines „Hetscherpetschlenzl", eines „Schuhwixel", „Pudelscheerer", „Brustfleck", „Golatschentonerl" u. s. w. und ebenso stiegen klanglos zum Orcus hinab deren lauteste Genossinnen: die „Erbsenliesel", die „Pantoffelsandel", die „Petersilfranzel", die „Krenn-Nani", die „Kupferrosel" ꝛc., denn einen „Spitznamen" hatte einst sowohl der Fiaker, als sein „Gegenstand", und wäre der Fall, ein solches Pärchen ohne „nom de guerre" zu belassen, ein undenkbarer gewesen. Kam es doch vor, daß ein Erdberger Gärtnerssohn, als er zum Peitschenstiel griff, seinen Exkameraden hoch und heilig schwur, daß man ihm keinen „Spitznamen" geben dürfe und sich dies auch bei seinem Eintritte von den neuen Collegen verbat. Als nun nach ein Paar Wochen die Erdberger Spezie in die Stadt kamen und auf dem Standplatze des Betreffenden sich heimlich erkundigten, unter welchem „Spitznam'" der Novize firmirt sei, da antwortete der „Baron" nach einigem Besinnen ernst und gelassen: „Sö meinen den Neuchen, den „Brunnkreßsch . . . . .", s'is no nix ausg'macht!" Und der Unglückliche behielt die unsaubere Interimstitulatur, weil — er keinen „Spitznamen" wollte.

Was nun einen derlei altmodischen (effectiven oder quasi) Fiakerball betrifft, so melden darüber die einschlägigen Urkunden und Regesten, daß das Fest meist in jenem weihevollen Momente erst seinen Höhepunkt erreichte, wenn das Orchester, resp. die „Musi", die „Oberlandler" intornirte, die flink und flugs

sich findenden Paare um den Führer sich gruppirten, einen der zahllos variirten „Aufhauerischen“ zu tanzen begannen und an den Nachbartischen die gediegensten „Jodler“ aus geschulten Kehlen erklangen, wobei es nicht unlieblich zu hören war, wenn von den entfernteren Tischen das übliche Accompagnement mittelst der Stiefelabsätze oder seitens kunstgeübter Paschen, oder durch Glaser- und Zimentergeklirre melodisch besorgt wurde. Der „Aufhauerische“ wurde in den gewagtesten Figuren producirt und ist unstreitig der Urahn des „Zobel- und Sperl-Cancan“ unserer Aera.

Bezüglich der „Jodler“ (oder „Dudler“) sagt nun die Fama, daß die Wiener Fiaker in diesem Genre des Meistersanges sich schon damals einen Weltruf errungen, daß die Zuhörer und selbst die „noblichsten“ — „völli vernarrt“ in die Matadore dieser speciellen Kunst waren, und der pfiffige Bäuerle das Faible glücklich auszubeuten verstand, indem er und Kapellmeister Wenzel Müller den Choristen Erhartt (mit dem wunderbarsten „Ueberschlag“) eigens abrichteten, in der Posse „Glück in Wien“ (September 1826) als Fiaker debutiren, ihn seine prächtigsten Jodler in das entzückte Auditorium schmettern ließen und — enormen Beifall mit diesem Coup errangen. Fast ganz Wien drängte sich herbei, um zu constatiren, daß der Erhartt vermöge seines unnachahmlichen Ueberschlags — der erste Fiaker in Wien sein konnte, wenn er (leider!) nicht zum Theater gegangen wäre. „Den Gift von die Fiaker! . . .“

Der urwuchsige Nimbus der Fiakerbälle und des Fiakerthums überhaupt erhielt sich nicht nur, er wuchs während der ganzen Reihe der glorreichen Friedensjahre, bis der allgemeine Völkerfrühling auch diesem Sport ein provisorisches Ende bereitete. „Habt's Recht, vertreibt's uns d'Aristokraten, daß ma Eng umsunst fuhr'n konna, Oes Schneiderg'sell'n!“ rief der „Letsch“ im März 1848, als er sah, wie die begeisterten Jünglinge die Herrengasse stürmten. Er ließ sich einen frischen Pfiff bei den „Michaelern“ geben und meinte. „Dos kann si' nit halten — wer fahret denn?“ Und „Letsch“ prophezeite richtig, die Sache hielt sich nicht, und — es wurde nach acht Monaten wieder fesch gefahren. . . .

Trotzdem konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß mit dem Hereinbrechen der „neuen Zeit“ und dem Umschwunge

aller Dinge auch in dem innersten Wesen des Fiakers eine Wandlung geschehen. Der dreiste Uebermuth, die Schärfe des schlagfertigen Witzes, all die ungebändigte Lust an „Hetz und Jux" — sie wichen milderen Anschauungen, Pfanner und seine Stockprügel waren zwar abgethan und man fühlte sich als constitutioneller Bürger, aber — die Tax-Scherereien begannen, Zins- und Haferpreise stiegen: das „Gfrett war da".

Der Wiener Fiaker wurde zahmer und ernster. Wohl gab es noch Einzelne, welche die alte Gloire des Standes, sozusagen: die Classicität seines „Chies" durch diverse Bravouren auf dem Bocke und in der Schenke zu erhalten bestrebt waren, welche schon durch das „Air" des Auftretens und der ganzen Persönlichkeit, oder durch specialistische Talente, wie der „Laut-Schan", der „Maurer Michl", der „Galaus", der „Kornbetz", die „Herndl-Brüder" u. s. w. als Schnellfahrer, oder elegante Tänzer, oder als „Dudler", „Pascher" und „Pfeifer" den historischen Glanz der Genossenschaft zu retten suchten. Wohl hatte dieselbe hin und wieder sogar noch grandiose Festtage, an denen die Backhendl „schüppelweis sein auftrag'n word'n" und der Schampes nur so ausserg'ronnen is, als ob a Röhr'n von der neuchen Wasserleitung z'sprungen wär'"; wohl hatte die Zunft mitunter noch einige glückliche Zeitläufte, in denen — „g'rad nit zum Verdurschten war" — dessenungeachtet ist die präponderante Rolle des Fiakers auf dem Wiener Platze längst im Erbleichen. „Wie die Malefiz-Gabelwäg'n kommen sein, hat's Elend ang'fangt, nimmer zum d'erklengen, wo m'r anmal g'standen is! die Concurrenz mit der „billigen Fuhr" hat uns umbracht und s'andere wissens eh!" lautet das intime Lamento. „Wann's so fortgeht", klagte mir ein oft prämiirter Held vom Praterturf, „so wird heuer über's Jahr in Wean nur mehr im Ringelg'spiel g'fahr'n!"

Der Fiaker ist ein Grübler geworden. Er leistete deshalb auch längst Verzicht auf das alte lustige Vorrecht der „Spitznamen", er hat den Kopf voll wichtigerer Sorgen: „Schau'ns die armen Bräun'ln an, den Hunger, und unsereins den Durscht!" Dazu kamen noch andere kleine Schlappen und Niederlagen — wurde der Wiener Fiaker doch abermals, wie einst vom Erhartt, nun vom „schön' Edi", freilich dem „höchsten

Buab'n", und selbst vom „klan' Schrimpf" im — „Dudeln" geschlagen! Derlei geht an einem ganzen Stande nicht unempfunden vorüber. . . .

Ein paar Tage im Jahre blieben noch dem Wiener Fiaker, an denen er sich fühlt. Die Dienstagredoute, der Donnerstag in der Firmwoche, der Ostermontag, der erste Mai und — „sein Ball". — Möge der Schwergeprüfte an keinem dieser restlichen Hoffnungstage in seinem Calcul, in seinen Plänen und Idealen verkürzt oder gar betrogen werden.

Die Fiakerbälle erlebten in dem als „volkswirthschaftlichen Aufschwung" bekannten Zwischenacte einen nicht minder ungesunden Aufschwung. Die brutalste Demimonde wurde ihre Lady Patronesse, und der bedenklichste Duft des Phrynenthums wurde ihr obligater Parfum. Einige temporäre Millionäre favorisirten diese Richtung und es war den neuen Gönnern und Pächtern unserer Schnellfahrer in dem Dunstkreise der „Emilie Wagner" und ihrer Freundin, der „Resi" so wohl, wie unter fünfhundert — Contremineurs. Als diese Herren Mäcene endlich, um den Zeitverhältnissen voraus Rechnung zu tragen, sich mittelst Cyankali, oder Strick, oder Blei ꝛc. vom Schauplatze ihres nicht so sehr gemeinnützigen, als effectvollen Wirkens entfernten — da purificirten sich auch die Fiakerbälle, rigorose Comités überwachten die Einladungskarten und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre sogar die Exzierde dieser Feste, der nelkengeschmückte „Cotelettesbaron" abgewiesen worden, weil — sein Cortége und seine Begleitung etwas mesquin waren. Ist diese Läuterung eine dauernde?

Der Fiaker von heute ist von seiner souveränen Weltanschauung, seinen vernichtenden Endurtheilen bereits abgewichen. Man kann mit dem Manne sprechen und um „zwa Koferln" vom „böhmischen Grund" (X. Bezirk) bis auf den „Währinger Spitz" radeln. Ob die gedrückten Course seines Humors wenigstens auf „seinem Balle" sich nochmals heben werden — wer weiß es. Möglich, daß einzelne energische Charaktere das allgemeine Leid des „Fahrkrachs" in bacchantischer Lust zu betäuben suchen — möglich auch, daß das Programm der Solidität, welches die Secessionisten im vorigen Jahre aufgestellt, nun just mit puritanischer Strenge durchgeführt werde — Klio wartet mit dem Griffel in der Hand. Am glaubwürdigsten ist jedoch

die Sage, welche officiös colportirt wurde, daß den Fiakern — die Lust am „Dudeln" überhaupt vergangen und daß sie, um diese beliebteste Nummer der alljährlichen Festordnung nicht ausfallen zu lassen, den „Dornbacher Guldan" ausgeliehen haben. Ist es so, dann hat die vaterländische Geschichte ihr düsterstes Blatt vollendet, und die ruhmvoll heimgegangenen Schottenfelder Ahnen können um ein versunkenes Geschlecht in ihren Gräbern trauern!

Und es war wirklich so; man purificirte und reformirte sich aus — Ueberdruß.

4.

Das Grammerstädterthum in der Sperrstundfrage.*)

„Endlich hat man die Hausthor- und Hausmeisterfrage geboren —
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht!"

Was ich immer sagte: Nur die richtigen Männer gewählt und es darf Einem nicht bange sein, daß auch in ungünstigsten Zeitläuften, in trübseligen Perioden reactionärster Strömung dennoch Großes geschehe und Errungenschaften abgetrotzt werden können, die zum Heile der Allgemeinheit dienen und ein kostbares Gut der Gesammtheit für alle Zukunft bilden.

Was der Pariser Gemeinderath in der sogenannten „Schreckenszeit" aus eigener Machtvollkommenheit decretirte, es durchzog die Welt, und wir beugen uns heute noch vor der Gedankengröße vieler jener Beschlüsse, und wir bewundern den Muth dieser Männer, welche die Schranken traditionellen und angebornen Herkommens kühn übersprungen, die Fesseln, in die man Millionen der besitzlosen Classe geschmiedet, kraftvoll zerrissen, und die mit Preisgebung ihres Lebens den Kampf begonnen, um — Unsterbliches zu schaffen.

Der Wiener Gemeinderath scheint sich bescheidenere Grenzen für sein Wirken gestellt zu haben, womit aber nicht geleugnet werden soll, daß er mitunter doch Einiges geleistet, was ebenfalls Anrecht auf Unsterblichkeit hat, wenn auch — in anderm Sinne.

*) Geschrieben August 1882.

Der Pariser Gemeinderath von 1789 bis 1794 war trotz seiner glorreichen Thaten doch meist aus revolutionären Elementen zusammengesetzt, und er erließ zuweilen Ordonnanzen, die einem ruhigen Bürger in gemäßigter Zone — wenn er sich überhaupt mit der Lectüre solch aufreizender Geschichtsblätter voll despectirlicher Ansichten befassen möchte — ein Gruseln beibringen und zu einer veritablen Gänsehaut verhelfen würden. Die Tageschronik des Pariser Gemeinderathes von damals ist allerdings eine Reihenfolge gigantischer Züge von Weisheit, Kraft und Heroismus, aber auch — Entsetzen ergriff Viele, die sich von den Consequenzen solch drakonischer Erlässe und bisher unerhörter Auslegung der „Menschenrechte" bedroht sahen.

Der Wiener Gemeinderath (neuester Zusammenstellung) hat all diese Ambitionen nicht, er will weder durch heroische Thaten und verblüffend geniale Schöpfungen imponiren, noch vielweniger Schrecken verbreiten.

Letzteres schon gar nicht. Im Gegentheile. Er wünscht, daß sich die Bevölkerung unter allen Umständen ruhig verhalte, und die beiden Väter der Stadt, die P. T. Herren Wimmer und Staudinger, geben uns sogar den wohlgemeinten Rath, uns schon um neun Uhr Abends zu Bette zu legen.

Auch im Hochsommer! Wie Murmelthiere!

Ich habe nicht die Ehre und nicht das Vergnügen, die genannten Herren, die nun bald zu den populärsten Figuren der lustigen Kaiserstadt gehören dürften, persönlich zu kennen, und weiß also auch nicht das Mindeste von ihren Lebensgewohnheiten und ob sie selbst pünktlich nach dem drolligen Recepte verfahren, das sie uns in meisterlicher Diagnose des Krankheitssitzes verschrieben. Halten sie sich jedoch an die aufgestellte Regel und gehen sie uns thatsächlich als wunderliche Muster der neuesten Zeiteintheilung voran, und beginnen sie wirklich schon allabendlich um neun Uhr zu schnarchen, so ist den Aermsten nie und nimmer vergönnt, eine Wagner'sche Oper bis zum Finale, ja nicht einmal die pikanten Schlußcouplets der Herren Kriebaum und Nowak oder Seidl und Wiesberg anzuhören, von den übrigen theatralischen, musikalischen und declamatorischen Kunstgenüssen gar nicht zu sprechen und der anregenden Ballet-Productionen nicht zu gedenken.

Um neun Uhr zu Bette! Welcher vernünftige Mann thut es, wenn er gesund und noch lebensfroh? Die Person des Kaisers zogen sie tactloserweise zur Begründung ihres barocken Vorschlages sogar in die Debatte und beriefen sich auf das erlauchte Beispiel. Die Herren nahmen die Ausnahmen — wenn der Monarch am nächsten Morgen einer militärischen Waffenübung oder Parade anwohnen oder einen Jagdausflug unternehmen wollte — für die Regel und vergaßen, wenn Letzteres der Fall wäre, daß keine Theatervorstellung je der Ehre theilhaftig würde, der allerhöchsten Aufmerksamkeit bis zum Ende des Kunstwerkes gewürdigt zu werden. Und wie oft lasen wir, daß der Kaiser bis zum Schlusse ausgeharrt; wie viele Bälle beehrte er in später Nachtstunde mit seinem Erscheinen, und welch schöne Details berichteten uns maßgebende Organe von der Leutseligkeit des Herrschers bei Hoffesten und in intimen Familienkreisen!

Um neun Uhr zu Bette! Während ich dies schreibe, springen fünf- und siebenjährige Buben noch munter im Hofe herum und die gleichalterigen Mädels drehen sich lachend im Ringeltanze. Und die Alten sitzen, ihr Pfeifchen schmauchend und nach des Tages Mühe und Arbeit an des Abends Kühle sich erquickend, auf den Thürstufen und plaudern von Diesem und Jenem und erleichtern sich durch Mittheilungen das Herz. Diese Alle und Hunderttausende ihres Standes kümmert die Sperr- und Hausmeisterfrage wohl nicht, sie haben die Mittel nicht, um sich auswärts zu erlustigen und sich zu zerstreuen, sie bleiben die Woche über daheim, weil sie daheimbleiben müssen, und kommen sie Sonntags auf ein paar Stündchen in's „kostenlose" Grüne, und haben sie den Schönbrunner Garten, den Dornbacher Park, die Praterauen, oder „das Rendezvous der Armen", den Laaerberg, abgegangen, so tummeln sie sich freiwillig und ohne gemeinderäthliche Ermahnung zum gehörigen Termine selbst nach Hause, denn das luxuriöse Sperrgeld könnten sie in ihren kümmerlichen Verhältnissen nicht erschwingen.

Um neun Uhr zu Bette! Schläft das curulische Dioscurenpaar „Wimmer-Standinger" auch schon den Schlaf des Gerechten? Oder tarokirt es vielleicht in einer traulichen Laube und schlürft ab und zu frisches Pilsner oder gespritzten Zellerndorfer und geht später noch auf einen Eispunsch? Und warum

nicht? Ein Narr, der es ihnen verargen würde! Kegelt man doch in meiner nächsten Nähe in einem hübschen Privatgarten aus vollen Leibeskräften, und betheiligen sich an diesen turnerisch-sanitären Leibesübungen sogar einige bureaukratische Würdenträger und noch dazu in Hemdärmeln, und sie werden bis Mitternacht kegeln und würden mich als einen Dummrian erklären, möchte ich ihnen eine Standrede halten und sie von der Nützlichkeit des „Um-neun-Uhr-Schlafengehens" überzeugen wollen. Hol's der Henker! Mir wird selbst zu schwül bei der Lampe, ich werfe die Feder weg und gehe auf eine Stunde — 's ist ja erst fünf Minuten vor Zehn — zum „Grünen Ochsen" hinüber, wo ich gewiß noch eine Menge der „Grundhonoratioren treffe, die ohne Zweifel das communale Ereigniß besprechen werden. Gesagt, gethan!

* * *

„Ha! Da sitzen sie ja Alle beisammen!" ruft Narciß in der köstlichen Travestie, wenn er in den Kreis der Piendophilosophen tritt. Unwillkürlich rief ich's auch, als ich die Tafelrunde vollzählig fand — eine Corona von Geistes-, Charakter- und Gesinnungsgenossen, wie sie der Wind nicht besser zusammentragen konnte. Herr von Grammerstädter präsidirte wieder und ließ, wie üblich, zwei Doppelliter echten Mailbergers („fünfundsiebziger", sein „Leibtropfen") im Kreise circuliren, wobei sich folgendes Gespräch ergab: Herr von Grammerstädter: Nur einschenken und austrinken! Wer weiß, ob m'r no amal so jung z'samm' kommen! Is schon no einer da, wann's mit dem gar is! (Sich erhebend, feierlich:) Und jetzt a Hoch! auf'n Standinger, solchene Männer brauch'n m'r für a Weltstadt! (Alles erhebt sich, tumultuarisches Gläsergeklirre.)

Herr von Pampfinger (mühsam aufstehend): Und der Wimmer soll a leben! Der Wimmer is mein Mann! Schad', daß der Mann nit ein' höchern Posten einnimmt! Das war' a Mann bei der Spritzen, wie m'r's nothwendi' hätten! Also der Wimmer Hoch! (Rufe: Hoch! Hoch! Hoch!)

Ich (am Nebentische, mich erhebend und räuspernd, mit dem Vorsatze, eine längere Rede zu halten): Meine Herren!

Herr von Grammerstädter (einfallend, ernst): Nur nix von Politik! Mir sitzen da fröhlich beisamm' und woll'n uns

nit giften. Ein einzig's Wort von Politik und mir stengan auf und gengan, nit amal unsern Wein trinken m'r aus! (Allgemeine Zustimmung.)

Ich (resolut): Es fällt mir nicht ein, in diesem Kreise große politische Fragen zu berühren, aber erlaubt wird es sein, von Wien, unserer theuren Vaterstadt, zu sprechen; von Wien, seiner gegenwärtigen Lage und seiner Zukunft . . .

Herr von Grammerstädter: Von Wean können's reden, so viel's wollen, weil mir Weaner sein und über unser Vaterstadt nix kummen lassen. Also aussa mit der Farb'!

Herr von Kraushuber: Hat ja schon der Radetzky g'sagt: „Es gibt nur a Kaiserstadt, gibt nur a Wien!"

Herr von Kranzhofer: Das hat ja nit der Radetzky g'sagt! Der Radetzky hat g'sagt: „In deinem Lager is Oesterreich!"

Herr von Schmalzbauer: Das is von Klesheim . .

Herr von Hausgruber: Nit wahr is's! Von Castelli is's! I hab' 'n Castelli zu guat kennt! I bin a bewandert in der vaterländischen G'schicht und Dichtkunst, obwohl i nur a einfacher G'schäftsmann bin, aber — was i weiß, weiß i! Punctum und ein Streusand d'rauf!

Herr von Grammerstädter: Jetzt laßt's den Herrn da amal reden! Bitt' anzufangen . . .

Ich: Meine Herren! Wenn ich mir das Wort . . .

Herr von Hausgruber: Entschuldigen, daß i Ihner no amal unterbrich, aber a Frag' is frei: Hab'n Sö 'n Castelli persönli kennt? (Auf mein Nicken:) War das a Mann! Was? Den Hamur! Und patriotisch! Was? Kommt Keiner mehr!

Herr von Grammerstädter: Der Staudinger is a a Patriot. Hat er nit für uns Hausherr'n g'red't und hat g'sagt, daß mir Hausherr'n uns nix zu befehl'n lassen hab'n, die Hausthör' bis Elfi offen z'halten?

Herr von Pampfinger (hitzig): Das hat der Wimmer g'sagt! Nur Alles was Recht is! Kein' Menschen um sein Verdienst verkürzen! Jeden die Ehr lassen, die ihm gebührt!

Herr von Grammerstädter: Aber der Staudinger hätt's a sagen können, denn der Staudinger und der Wimmer — das is a Herz und a Sinn! Lassen m'r's no

amal leben, die zwa Männer! Hoch! (Rufe: Hoch! Hoch! Hoch!) Jetzt aber's Maul halten, weil der Herr reden will.

Ich: Meine Herren! Sie nannten zuvor Wien selbst eine Weltstadt . . .

Herr von Grammerstädter (erregt): No, und is's vielleicht keine? Kommen's nit von allen Seiten einer und schau'n si unsere Einrichtungen an und machen uns drauß't Alles nach? „Soll'n's uns nachmachen!" hat mein Freund, der selige Langer, allerweil g'sagt — a Langer kommt a nimmermehr! — und richti' is's g'scheg'n, wie er's proferzeit hat! Berlin studirt uns ganz aus! Von Japan und China sein's gar da und woll'n seg'n, was mir thun und wie m'r's machen! Also . . .

Ich: Ja, die Chinesen. . . .

Herr von Grammerstädter (in Wuth): Wer is a Chineser? Das verbiet' i m'r!

Die Uebrigen (begütigend): Das is ja nit Di anganga! Der Herr da hat ja nur von die Chinesen was erzähl'n woll'n! Trink' und ärger' Di nit!

Herr von Grammerstädter (unwirsch): Jetzt is's m'r alleseins, jetzt bin i schon aus 'n Häusl! (Trinkt.) Die Hauptsach' is: der Herr soll uns früher sagen, was er reden will! Is ja a mögli, daß 's uns nit g'fallt!

Ich: Wie bereits gesagt, von Wien als Weltstadt! . . .

Herr von Grammerstädter: Das is's a! Da gibt's weiter gar nir mehr z'reden! Der Staudinger hat's selber a Großstadt g'nennt, also sein m'r eh im Reinen.

Ich: Und diese Groß- und Weltstadt hat nicht einmal die „Hausmeisterfrage" noch regulirt?

Mehrere Stimmen zugleich: Was gibt's da no zum Regulir'n? Hat nit eh a jed's Haus sein Hausmaster?

Ich: Der aber Tags über sich um das Haus nicht kümmert, weil er auf Arbeit nach auswärts geht, und der . . .

Herr von Pampfinger: No, wann er in's Weißinger geht, kann er nit z'Haus bleiben! Die Zimmer und Kucheln, wo er z'thun kriegt, und die Sparherd', die er z'setzen hat, kann er si' nit z'Haus tragen, wi a Flickschneider ein' alten Kaputrock, den er zum Wenden hat! (Großes Gelächter. Rufe: „Pampfinger, hoch!")

Ich: Und ist er zu Hause, so ist er für den Fremden nicht zu finden, denn seine Wohnung, wenn man ein luft- und lichtloses Loch so nennen kann, ist meist unter der Erde in einem dumpfen Kellerwinkel, oder im letzten Tracte des Hauses, so daß die ihm eigentlich obliegende Bewachung illusorisch ist. Wenn deshalb . . . .

Herr von Kraushuber: Soll m'r 'n Hausmaster vielleicht a erste Stockwohnung geb'n, mit ein Balcon, wo er mit ein' goldg'stickten rothen Kappel sitzen kann und sein' Zeitung lest? (Schallendes Gelächter.)

Herr von Grammerstädter (wichtig): Still, meine Herren! I hab's Wort! Nur a anzige Frag'! (Zu mir gewendet): Hab'n Sö a Haus?

Ich (mit Bewußtsein): Nein! „Mein ganzer Reichthum ist mein Lied!"

Herr von Grammerstädter (triumphirend): Na also, was i m'r glei denkt hab'! So red't nur Einer daher, der nix hat und nix is! Kaufen's Ihnen früher a Haus, und nacher reden's mit uns über d' Hausmasterfrag'! (Rufe: „Sehr gut!" „Ganz richti!" „Ausgezeichnet!")

Ich (resignirt): Gut! Sie sollen vorläufig Recht haben! Gehen wir aber zum zweiten Punkte der Tagesordnung über: Wie kommt eine Partei, deren Solidität bekannt und die durch zehn und zwanzig und dreißig Jahre ein und dieselbe Wohnung inne hat und den Zins regelmäßig bezahlt und sogar den doppelt und dreifach erhöhten Zins und alle sonstigen Nebengebühren für Beleuchtung, Reinigung u. s. w. — wie kommt diese Partei dazu, nach zehn Uhr Nachts eine Gebühr extra zu entrichten, um in ihre Wohnung zu gelangen?

Herr von Grammerstädter (ironisch): No, soll vielleicht der Hausherr das Zehnerl zahl'n? Wär' schon nothwendi bei mancher Partei! Was? (Beifallsgeklatsche.) Das wär'n so d'modernen Ansichten! (Lacht und trinkt.)

Ich (kleinlaut): Ich sehe, daß die Herren mir überlegen; allein . . .

Herr von Grammerstädter (übermüthig): Ja, zu uns müssen's kommen, wann's a Rathsel woll'n aufg'löst hab'n! Mir san kane heurigen Hasen; mir san erfahrene Männer,

Männer, die was erfahren haben und weiter denken! So is der Kaffee! (Bravo!)

Ich (zutraulich): Gewiß! Nur bitte ich mir zu sagen, ob Sie es nicht unbillig finden, daß, wenn eine Familie das Theater besuchte, und . . .

Herr von Grammerstädter (heftig): Kommen's m'r nit a mit'n Theater! Reiche Leut scheniert's nit und arme Leut g'hör'n in ka Theater; und gengan's schon einmal im Jahr in ein's, so soll'n's zum Fürscht im Prater abigeh'n, der gibt in ein'n Sonntag auch a Nachmittagsvorstellung, da sein's um Siebene — Halberachte a z'Haus und brauchen kein'n Hausmeister? Hab' i Recht oder nit? (Rufe: „No, und ob!")

Ich: Auch das noch zugegeben! Was ist's aber mit jenen zahlreichen unbemittelten Personen, deren ehrlichste und anständigste Beschäftigung es erfordert, daß sie bis nach zehn Uhr Nachts . . .

Herr von Grammerstädter (im Zorn): Wann's ein'n Dienst und a Beschäftigung hab'n, sein's nit unbemittelt, da können's das Zehnerl schon springen lassen! (Rufe: „Bravo!" „Wahr is's!")

Ich: Ebenfalls in der Ordnung! Nun aber eine andere Frage! Was ist's mit dem Unterschiede zwischen Stadt und Vorstädten, den man nun gemacht, angeblich aus Sicherheitsgründen? Ist's, um nur ein paar Beispiele anzuführen, auf der Schotten- und Mölkerbastei, auf dem Kleppersteig im Auwinkel, im Rayon des Lazenhofes und Katzensteiges, in der Salzgriesgegend, im Blutgassel, Eisgrübel, auf der Hohen Brücke und im Tiefen Graben, auf der Fischerstiege und im Färbergassel, im Haarhof und im Neubad, im Ballgäßchen und in der Domgasse, in der Biber-, Kleeblatt-, Nagler-, Schulter-, Kumpf-, Rosen-, Stern-, Steindl-, Wachtel-, Raben-, Roth-, Köllnerhof-, Grünangergasse, Teinfaltstraße u. s. w. mit der Sicherheit und wohl auch Sittlichkeit besser bestellt, als in den solidesten Hauptstraßen unserer Vorstädte, so daß man der gesammten innern Stadt, trotz ihrer vielen verrufenen Stand- und Promenadeplätze der bedenklichsten Personnagen, gleichsam einen Fleißzettel ausfertigen, und die übrigen Bezirke mit einer „levis notae macula" abweisen durfte?

Herr von Grammerstädter (gleichgiltig): Das is Sache der Polizei, das geht uns nix an — da mischen wir uns nit d'rein!

Ich: Also das Letzte: Ist es ziemlich und angemessen, daß Beschlüsse von solch einschneidender Wichtigkeit nur von einem — nach der famosen Geschäftsordnung allerdings spruchfähigen — „Häuflein" von Gemeinderäthen gefaßt; daß Fragen von solch socialer Bedeutung nicht nach reiflichster Ueberlegung und in vollzähliger Versammlung beantwortet werden sollen? So aber entschieden siebenundsechzig Herren, die . . .

Alle (zugleich): War ja der Wimmer und der Staudinger a drunter! Wann die dabei sein, gibt's nix z'fürchten.

Ich: Dieses Vertrauen ist ehrenvoll — Gute Nacht!

Alle: Gute Nacht! Gute Nacht! (Halblaut): Dem hab'n m'r's aber urndli g'sagt! Der kommt nimmer! Der hat ein'n Respect!

* * *

Ja, ich ging. Ich „gab der Nacht mein Haar" und schlenderte durch die todesstillen, menschenleeren Straßen der „Weltstadt". Elf Uhr schlug's erst, und Alles wie auf einem Leichenfelde! Da fiel mir noch einmal Paris ein — welch Gewoge, welch Leben in weit vorgerückterer Stunde, wenn ich über den Boulevard Montmartre bummelte und in den Zeitungskiosks mir das „Petit Journal" kaufte! . . . . Und wieder mußte ich an das alte „Hotel de Ville" denken, und welche Ideen dort geboren wurden! Ach, als am 27. Juli 1794 der brutale Barras mit fünf Bataillonen den Gemeinderath überfiel, und Robespierre sich durch einen Pistolenschuß zu entleiben versuchte, da rief Dieser, blutbedeckt und zusammenstürzend, die wehmuthsvollen Worte aus: „Die Republik ist verloren, die Räuber siegen!" — Wenn ich zuweilen meinen Lieblingsgedanken nachhänge und allerlei phantastisches Zeug von der Zukunft und Größe des lieben und prächtigen Wien zusammenträume, da raunt mir stets ein böser Geist höhnisch in die Ohren: „Alles Hoffen vergebens, das ‚Grammerstädterthum' wird siegen!"

Reliefporträt von Friedrich Schlögl
an dessen Grabstein.
(Ausgeführt vom Bildhauer Emanuel Pendl in Wien.)

PT
2504
S816
1893
Bd.3

Schlögl, Friedrich
Gesammelte Schriften

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 01 05 004 0